Ferd. Schöninghs
Ausgaben deutscher Klassiker

* * *

Rednerische Prosa.

Preis 1 M. 30 Pf.

Verlag von Ferdinand Schöningh in Paderborn.

Schöninghs Ausgaben deutscher Klassiker mit Kommentar

für den Schulgebrauch und das Privatstudium.

In handlichem Oktav-Format. — Jeder Band ist dauerhaft in Leinwand gebunden. Bisher erschienen:

1. **Lessings Laokoon** von Dr. J. Buschmann. Mit 2 Holzschnitten. 8. Aufl. ℳ 1,20
2. **Goethes Hermann und Dorothea** von Dr. C. A. Funke, Seminar-Direktor. 11. verb. Aufl. ℳ 1,30
3. **Goethes Iphigenie auf Tauris.** Ein Schauspiel. Von Dr. H. Vockeradt, Gymn.-Dir. 8. verb. Aufl. ℳ 1,35
4. **Schillers Wilhelm Tell.** Schauspiel in 5 Aufzügen. Von Dr. C. A. Funke. Mit 1 Karte. 10. verb. Aufl. ℳ 1,50
5. **Lessings Minna von Barnhelm** oder das Soldatenglück. Ein Lustspiel. Von Dr. C. A. Funke. 9. Aufl. ℳ 1,20
6. **Schillers Maria Stuart.** Trauerspiel. Von Dr. Heinrich Heskamp. 6. Aufl. ℳ 1,65
7. … Von Dr. … ℳ 1,80
8. … Aufl. 1,10
9. … A. Funke. ℳ 1,20
10. … ℳ 1,20
11. … n Brüder. ℳ 1,50
12. … bst Bruch… …ke, Gymnasial-Direktor. 3. Aufl. ℳ 2,10
13. **Herders Cid** v. Dr. P. Schwarz, Oberl. 2. Aufl. ℳ 1,50
14. **Goethes Götz von Berlichingen** mit der eisernen Hand. Ein Schauspiel. Von Dr. J. Heuwes, Oberlehrer. Mit 1 Karte. 4. verb. Aufl. ℳ 1,65
15. **Göthes Torquato Tasso.** Von Dr. Wilh. Wittich, Realgymnasial-Direktor. 4. Aufl. ℳ 1,65
16. **Goethes lyrische Gedichte.** Von Dr. J. Heuwes. 2. Aufl. ℳ 1,50
17. **Kleists Prinz Friedrich von Homburg.** Von Dr. J. Heuwes, Oberlehrer. 2. Aufl. Mit 1 Illustration. ℳ 1,50
18. **Uhlands Ernst, Herzog v. Schwaben.** Von Dr. Crohn, Oberlehrer. 4. Aufl. ℳ 1,—
19. **Ausgewählte Balladen Goethes und Schillers.** Von Dr. J. Heuwes, Oberlehrer. 2. Aufl. ℳ 1,30
20. **Lessings Hamburgische Dramaturgie.** Von Dr. J. Buschmann. 3. Aufl. ℳ 1,90

21. **Goethes Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit.** Schulausgabe v. Dr. J. Dahmen. Mit 8 Illustr. 3. Aufl. ℳ 1,30
22. **Körners Zriny.** Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Von Dr. J. Dahmen. 3. Aufl. Mit 4 Illustrationen. ℳ 1,—
23. **Schillers ausgewählte Gedichte.** Von A. Weinstock. ℳ 1,70
24. **Lessings Nathan der Weise.** Ein dramatisches Gedicht. Für den Schulgebrauch erläutert von Dr. J. Buschmann. ℳ 1,90
25. **Walther von Aquitanien.** Heldengedicht in 12 Gesängen mit Beiträgen zur Heldensage und Mythologie von Franz Linnig. 3. verb. Aufl. ℳ 1,50
26. **Schillers** Abhandlung: **Über naive und sentimentalische Dichtung,** sowie dessen akad. Antrittsrede: **Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?** Für den Schulgebrauch eingerichtet und mit Erläuterungen versehen von Prof. Dr. M. Schmitz. geb. ℳ 1,50
27. **Mittelhochdeutsche Dichtungen.** Nebst Einleitung und Erläuterungen bearbeitet v. Dr. M. Gorges, Oberlehrer. ℳ 2,—

Ergänz.-Bde. I. **Sammlung deutscher Musterdichtungen.** Von Dr. J. Hense. ℳ 1,30

— — II. **Dichter der Freiheitskriege.** Gedichte von Arndt, Körner, Schenkendorf 2c. Mit Einleitung u. Erläuterungen herausgegeben von Dr. M. Schmitz, Professor. ℳ 1,50

— — III. **Sammlung vaterländischer Dichtungen.** Zur Belehrung des Geschichtsunterrichts u. zur Feier vaterländ. Gedenktage zusammengestellt v. Jos. Schiffels. br. ℳ 1,80, geb. ℳ 2,10.

— — IV. **Dichtergold. Kernsprüche und Kernstellen aus deutschen Klassikern aller Zeiten.** Für Schule u. Haus gesammelt und herausgegeben v. Heinr. Leineweber. geb. ℳ 1,80

Schöninghs Ausgaben ausländischer Klassiker

mit Erläuterungen

für den Schul- und Privatgebrauch.

1. **Shakespeares Julius Cäsar.** Nach der Schlegelschen Übersetzung herausgegeben und mit Einleitung und Anmerkungen versehen von Dr. H. Schmitt. geb. ℳ 1,65
2. **Shakespeares Macbeth.** Nach der Oechelhäuserschen Volksausgabe herausgegeben u. mit Einleitung, Anmerkungen u. Anhang versehen v. Prof. Dr. Hense, Gymn.-Direktor. geb. ℳ 1,40
3. **Shakespeares Coriolan.** Ein Trauerspiel. Mit ausführlichen Erläuterungen für den Schulgebrauch und das Privatstudium von L. Schunck, Gymnasial-Oberlehrer. geb. ℳ 1,50

Schöninghs

Ausgaben deutscher Klassiker

mit ausführlichen Erläuterungen.

Ergänzungsbände.

V.

Rednerische Prosa.

Von

A. Volkmer.

Paderborn.
Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh.
1902.

Rednerische Prosa.

Für den Schulgebrauch gesammelt und erläutert

von

A. Volkmer,
Kgl. Seminarlehrer.

Paderborn.
Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh.
1902.

Inhaltsverzeichnis.

Johann Jakob Engel.[1]

Lobrede auf König Friedrich II.

Wenn schon ein zu dürftiger und zu geringfügiger Gegenstand dem Redner nachteilig ist, so ist es noch weit mehr ein zu großer und erhabener. An jenem kann noch immer sein Witz oder sein Scharfsinn Seiten finden, von denen er merkwürdig scheint; er kann durch die Zauberkraft der Beredsamkeit seine Zuhörer täuschen, kann, wenn auch nicht Bewunderung für den Mann, den er loben will, wenigstens Bewunderung für sich selbst erwecken. Aber wo die Vortrefflichkeiten seines Helden zu glänzend, zu mannigfaltig, zu unbegrenzt sind, wo er schon alle Seelen der Zuhörer von ehrfurchtsvoller Bewunderung durchdrungen, alle in Erwartung einer ebenso außerordentlichen Kraft der Beredsamkeit findet, als außerordentlich der Mann ist, der durch sie geehrt werden soll: da muß der Mut auch des kühnsten Redners zugleich mit der Einbildungskraft und der Sprache erliegen. Er tut dem Geiste seines Helden und vielleicht seinem eigenen unrecht, jenem, weil er ihn weniger erhaben in der Schilderung darstellt, als er in der Natur ist, und diesem, weil man nur allzuleicht Schwäche der Kunst mit Schwäche des Redners verwechselt.

Darf ich's erst sagen, wie sehr dies der Fall bei dem Lobredner eines Königs sei, der die Ehre seines Jahrhunderts, auf das er so mächtig gewirkt hat, und der Stolz eines Volkes ist, das ihn als seinen zweiten Schöpfer verehrt?

[1] Johann Jakob Engel, geb. 1741 zu Parchim in Mecklenburg, gest. 1802, war Professor der Philosophie und der schönen Wissenschaften am Joachimsthalschen Gymnasium zu Berlin. Später wurde er zum Lehrer des Prinzen Friedrich Wilhelm (nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm III.) ernannt. Durch die „Lobrede auf Friedrich II.“ wurde er in weiteren Kreisen des Publikums bekannt.

Nicht jene glorreichen Siege des Königs, jene Taten, die Europa in Erstaunen setzten und oft mehr Wunder einer Gottheit als Wirkungen menschlicher Kräfte zu sein scheinen, nicht irgend eine seiner einzelnen Tugenden und Vortrefflichkeiten, seine weise Kühnheit und Unerschrockenheit, wenn er schlägt, seine vorsichtige Betriebsamkeit, wenn er unterhandelt, sein über dem ganzen Staate offener, immer wachsamer, alles durchspähender Blick, der so schnell jeden Mangel und die Mittel, ihm abzuhelfen, entdeckt, seine Milde, seine Mäßigkeit, seine rastlose Geschäftigkeit, nicht diese einzelnen Taten und Tugenden sind es, welche die Schwierigkeiten der Schilderung machen; aber ihrer aller wundervolle Eintracht und Harmonie, ihrer aller Hinstreben durch so unzählige mittlere Zwecke hindurch zu einem einzigen letzten und größten Endzweck, welcher der Endzweck Gottes in seiner Schöpfung und jedes wahrhaft großen Monarchen in seinem Reiche ist, der höchsten in der Verbindung möglichen Wohlfahrt. Ein Blick auf das Ganze eines solchen Charakters ist wie ein Blick auf das Ganze der Natur, wo sich jeder einzelne Teil in der Vorstellung verdunkelt; alles, was Sinne, was Einbildungskraft, was Pinsel des Malers davon fassen und vorstellen können, sind nur einzelne Seiten, sind nur hie und da herausgehobene Scenen; das Ganze selbst ist kein Anblick und kein Gemälde mehr; es ist eine Wirkung der nachsinnenden Vernunft, ein Gedanke.

Doch wie, wenn sich hier der einzige Weg eröffnete, den Monarchen, mit dem uns die Vorsehung segnete, auf eine nicht ganz unwürdige Art zu loben? Wie, wenn dieser Weg nicht die beredte Erzählung seiner zu großen und zu zahlreichen Taten nach aller ihrer Weisheit und Zweckmäßigkeit, nicht der fruchtlose Versuch einer lebendigen Schilderung seines ganzen Charakters wäre, wie er sich durch das Unterscheidende seiner Lage unterscheidend ausgebildet und unter so unzählig mannigfaltigen Umständen, in so verwickelten Lagen geglänzt hat; wie, wenn es eine mehr ruhige, untersuchende, nur durch die stille Begeisterung der Vernunft sich erhebende Betrachtung jener allgemeinen Vortrefflichkeit wäre, die sich mehr oder minder bei jedem wahrhaft großen König und mit einem ganz sichtbaren, nicht zu verkennenden Vorzuge bei diesem Einzigen findet? Freilich wird da an die Stelle des Gemäldes

ein nur flüchtiger, unvollendeter Schattenriß, ein Entwurf der äußersten Linien treten; denn zu dem vollen, redenden und beseelten Gemälde fehlen die Farben, oder wenn diese Farben der Sprache selbst nicht fehlen, so fehlen sie wenigstens mir, der ich auch jenen Schattenriß nur mit ungewisser und zitternder Hand werde zeichnen können.

Wer auf die Stimme der Schmeichelei hört, die mutwillig alle Begriffe verfälscht, oder des Blödsinnes, der keinen ergründet, der wird der großen Könige in allen Jahrhunderten und in den Geschichtsbüchern aller Völker finden. Aber wer nur denjenigen groß nennt, der in einem ungewöhnlichen Grade alles ist, was er soll; wer aus der Anzahl großer Monarchen jeden ausstößt, dessen Regierung nicht durch ihn selbst, sondern nur durch die glückliche, einträchtige Geisteskraft vortrefflicher Diener glänzte, und der nur weise genug war, sich leiten zu lassen, da er selbst hätte leiten sollen; wer mit unverwandtem Blick auf den einzigen würdigen Zweck eines Königs keine, auch nicht die glänzendsten Taten bewundert, sobald sie jenem Zwecke entgegenlaufen; wer das einseitige Talent des Kriegers von dem mannigfaltigen, so viele Talente in sich schließenden Talente eines Monarchen unterscheidet: der wird der großen Könige, groß im echten Sinne des Wortes, durch ganze Jahrhunderte und unter ganzen Nationen vergebens suchen; er wird schon, ehe er sucht, ihrer nur äußerst wenige zu finden hoffen. Denn wie sehr er auch seine Forderungen mäßigen, wie sehr er auch sein Ideal, ohne es gleichwohl zu zerstören, herabstimmen mag, so ist und bleibt das Ideal eines Königs das höchste denkbare aller menschlichen Ideale; und wenn nach dem allgemeinen Gesetze der Natur das Vortrefflichste in jeder Gattung nur selten erscheint, wie selten muß unter der kleinen Anzahl der Könige der Mann hervortreten, der den Forderungen des schwersten aller Ämter Genüge tut, und der, das Größte und Höchste zu sein, was Menschen sein können, beides, die Kräfte und den Entschluß, hat!

Schon der betrachtende Denker, soviel er von der unendlichen Ideenfülle, die sich in dem einzigen Begriffe eines Staates zusammendrängt, abschneidet und alle die unsäglichen Hindernisse der Ausführung von Plänen vergißt, die auf dem

Blatte zu berechnen und zu zeichnen so leicht, in der Wirklichkeit darzustellen so schwer sind; schon der Philosoph, sag' ich, ob er gleich nur über so vereinfachten allgemeinen Begriffen arbeitet, findet ihrer immer noch so unzählige zu überblicken und zu verbinden, daß die Schöpfung des Ideals von einem glücklichen, vollkommenen Staate eine seiner geistvollsten Arbeiten ist. Der Philosoph auf dem Throne — oder nicht der Philosoph, sondern der erleuchtete, tätige Weise, der das Haupt seines Staatskörpers nicht bloß heißen, sondern sein, nicht bloß vor den übrigen Gliedern, selbst vielleicht das müßigste Glied, hervorragen, sondern auch als Haupt für den ganzen Körper denken und alle seine Bewegungen ordnen will, — welch eine weit größere Masse von Ideen muß er umspannen, bearbeiten, einander unterordnen, vereinbaren können! Das Ideal, das er schaffen, oder, wenn es vorhanden wäre, wenigstens fassen und durchdenken soll, ist das besondere dieses wirklichen Staates, von dieser eigentümlichen Lage, diesem Maß innerer Kräfte, dieser Verwicklung äußerer Verhältnisse, diesem Charakter des Volks, diesen Rechten, Gewohnheiten, Sitten, diesem Grad der Bildung, diesen vorhandenen Hilfsmitteln. Es ist jenes Ideal des Weltweisen, aber unendlich reicher an Bestimmungen und dadurch an Schwierigkeiten. Was für innere Vollkommenheiten jeder Art? in welchem Grade zu erreichen möglich? auf welchen Wegen? welche nach den Umständen die wichtigsten? wie jede andere nach ihnen abzumessen, daß doch keine zum Verderben des Ganzen übertrieben werde und doch auch keine ermangele? wie jedes durch jedes unterstützen, die zahllosen Räder der großen Maschine ineinander eingreifen zu lassen? wie die Gesetzgebung, die Zucht, die Staatswirtschaft, jedes für sich und in der Verbindung auf die höchste Vollkommenheit hinzurichten? wie das größte fremde Interesse, mit welcher Vorsicht in das eigene zu verweben? wie bei Bündnissen und Freundschaften das Ansehen mit der Notwendigkeit, die Klugheit mit der Redlichkeit zu verbrüdern? — alle diese verwickelten, so unzählig viel befassenden Aufgaben zu lösen und glücklich zu lösen: was für Forderungen an einen König! Was für ein Geist muß es sein, der sich bis zu der Höhe, wo die Übersicht möglich ist, emporschwingen und mit dem

Blicke des Adlers den ganzen, weiten Kreis überschauen soll! Aber dieses Ideal nur innerhalb der Seele schaffen, ist nicht genug; der Monarch soll ihm auch außer der Seele Wirklichkeit geben, soll es bei dem steten Fluß und Wechsel der Dinge immer von neuem durchdenken, ergänzen, erweitern, es in tausend und abermal tausend seiner Bestimmungen umändern; soll jede Lage der Dinge beurteilen, und indem er den einen Blick in die Vergangenheit, den andern auf die Gegenwart richtet, die Zukunft enträtseln; soll jede Gelegenheit zur Vervollkommnung ergreifen und benutzen, jeder Gefahr, die sein edles Werk zu zerstören droht, entweder ausbeugen oder sie niederkämpfen; soll beides, die fähigsten und redlichsten Diener, wählen, sie weder durch Vertrauen lässig noch durch Mißtrauen schüchtern machen, in allen wichtigeren Angelegenheiten des Staates mit eignen Augen sehen, mit eignen Kräften wirken. Was für neue Talente, welche Klugheit und Kunst an der Seite der Wissenschaft, welche Menschenkenntnis, welcher Prüfungsblick, welche Vereinigung aller der namenlosen Eigenschaften wird erfordert, ohne die keine glückliche Führung der Geschäfte möglich ist, deren Mangel so oft die weisesten Maßregeln unkräftig gemacht und die überlegtesten Entwürfe hat scheitern lassen! Nicht bloß den allgemeinen Geist aller der Kenntnisse, auch die Gaben, die praktische Fertigkeit aller seiner Diener, des Kriegs und des Friedens, muß er vereinigt besitzen, der sich in der Tat als aller Meister und König zeigen, der sie nicht nur prüfen und auswählen, ihnen nicht nur Richtung und Anstoß geben, sondern auch überall selbst an ihrer Spitze wirken, selbst seinen Geschäften vorstehen, seine Heere führen, seine Schlachten gewinnen will.

Dennoch, so groß schon diese erste Forderung an den Geist eines Königs erscheint, so ist die zweite an seinen Willen noch größer. Nicht zwar die der Arbeitsliebe und Geschäftigkeit überhaupt; denn ein großer Geist ist ein geborner tätiger Geist, dem Muße bald unerträglich, Wollust ekelhaft wird; aber die strenge, schwere, fast nie erfüllte Forderung der unausgesetzten, ganzen und wahren Tätigkeit, die nichts verachtet, zurückläßt, verschiebt, die nie das Leichtere dem Schwereren, das Angenehmere dem Notwendigeren vorzieht, nicht dem schmeichelhaften, liebkosenden Locken der stärkeren Neigung,

sondern dem ersten Ruf der Vernunft gehorcht, mag er sie zu Beschwerlichkeiten oder Ergötzungen, zu Arbeiten des Körpers oder der Seele, des gefahrvollen Krieges oder des sichern Friedens wecken, die nicht das eine Mal aus Ekel und Überdruß lange vor dem Ziele ermattet, noch das andere Mal im hitzigen, leidenschaftlichen Anlaufe über das Ziel hinaussetzt.

Der untergeordnete Diener in seinem engeren Kreise von weit gleichförmigeren Geschäften, denen er sich aus Neigung gewidmet hat, findet dennoch in der Verbindung aller eine Menge kleiner, leerer, reizloser Arbeiten, die er fürchtet, denen er ausweicht, die er soviel wie möglich von sich abwälzt; und ein König? Er, dessen Kreis von Geschäften gegen jeden andern so grenzlos ist, wie viele, selbst der notwendigeren, unumgänglicheren, muß er mit aller seiner Neigung streitend, wie peinlich alle die mechanischen, geistlosen, in ekelhafter Einförmigkeit ewig wiederkehrenden Arbeiten finden, deren Versäumnis gleichwohl gefährlich wäre,, die alle getan und von ihm, dem großen, schöpferischen Geiste getan sein wollen, der hier über seine Kraft selbst zu ermatten in Gefahr ist, den seine Tätigkeit selbst an der Tätigkeit hindert! Von einer andern Seite hat jeder Geist seine Lieblingsentwürfe, die den andern so gern alle Aufmerksamkeit rauben; jedes Herz hat seine Schwächen; und wie der volle, blutreiche Körper, wenn er einmal erkrankt, den tödlichsten, giftigsten Übeln, so ist der große, kraftvolle Geist den verderblichsten, schrecklichsten Leidenschaften unterworfen. Woher da Gegenmittel und Gleichgewicht, woher da Kraft nehmen, die die ganze Seele in Achtung, das widerspenstige Herz in Gehorsam erhalte? Jener, der untergeordnete Diener, hört außer der sanften Stimme der Pflicht, die in seinem eigenen Innern erschallt, noch die gebietende, warnende, strafende Stimme des Obern; er hat für seine Trägheit einen Sporn, für seine Leidenschaft einen Zügel; aber ein König? Er, der Gesetzgeber der Nation, selbst keinem Gesetz unterwürfig, der Richter aller, von keinem andern gerichtet, was hat er, das ihn in Schranken erhalten, ihn antreiben oder zurückhalten könnte, als einzig seine eigene Tugend? als die Gewalt seiner Vernunft über alle Neigungen, selbst die Lieblingsneigung seines Busens? Und doch ist's um seine echte Größe getan; verloren ist der Ruhm, den er durch

seine Talente sich selbst, die Glückseligkeit, die er seinem Volke erwerben könnte, wenn er nicht seiner Vernunft jene Gewalt über die Seele ebenso unumschränkt gibt, als er selbst sie in seinem Reiche ausübt, wenn er für seine Tätigkeit eine andere Regel als die des Besten seines Volkes und seines Thrones hat, wenn er nicht zu den seltenen, vortrefflichen Geistern gehört, bei denen Erkenntnis des Besten Wille und Wille Tat ist.

Aber einer Tätigkeit bloß auf Geheiß der Vernunft hängt so gern von ihrem Ursprunge her jener Charakter der Kälte, der Trägheit und Langsamkeit an, der immer ihre Wirkung schwächen, oft sie vernichten, dann und wann selbst verderblich sein würde. Fordere die Staatsklugheit nach aller Lage der Umstände den Krieg, und fordere sie ihn da, wo eben der Monarch in Entwürfe des Friedens vertieft ist, die den vorzüglichen Kräften seines Geistes freies Spiel geben, für die er sich im Fortgang immer mehr erwärmt, je mehr sie schon Sorgen gekostet haben, und die er nun alle mit widerstrebendem Herzen aufgeben soll: welche Übel kann da Kälte, Trägheit, Langsamkeit stiften! Nur eine rasche, kühne Hand ergreift die vorüberfliegende Gelegenheit, und nur ein feuriges Ansprengen wirft große Hindernisse zu Boden. Soll der beste, edelste Wille des Monarchen die ganze wohltätige Wirkung haben, die er haben kann, so muß noch der letzte, der vollendende Zug zum Charakter hinzukommen. Er muß fähig sein, ohne Leidenschaft leidenschaftähnlich zu handeln, er muß eine Seele voll Feuer und dies Feuer in seiner Macht haben, nicht nur um es da, wo es natürlicherweise ausbricht, zu mäßigen oder zu dämpfen, sondern auch um überall, wo es ausbrechen soll, es hinzugebieten. Die allgemeine Liebe des Besten seines Volkes und der allgemeine große Ehrgeiz, durchaus den Beifall der Weisesten, vor allem aber seiner selbst zu haben, muß die reine, herrschende und mächtige Flamme seines Busens sein, an der sich jeder einzelne Vorsatz entzünde, die jede seiner Taten befeure.

Wer sich selbst zu schwach fühlt, um Seelen von dieser Stärke, oder zu eingeschränkt, um Geister von jenem Umfange der Fähigkeiten für mehr als Wesen der Einbildung und geträumte Ideale zu halten, den werden die vergangenen

Jahrhunderte durch einen einzelnen großen und edlen Geist, der bei innerer Vortrefflichkeit auch die äußeren Anlässe, sich zu bilden und zu entwickeln, fand, den wird vor allen das unsrige durch das Beispiel eines Monarchen beschämen, dessen Geschichte die einzige seiner würdige Lobrede ist. Seine Taten, sowohl des Krieges als des Friedens, sein öffentlicher und sein besonderer Charakter, alles redet.

Wenn die Wirkung von ihrer Ursache, das Werk von seinem Werkmeister zeugt, so mag das Reich von dem Geiste zeugen, dem es Ausbildung und Vollendung verdankt. Wo war im Altertume oder wo ist zu unserer Zeit das Reich, das an absichtsvoller Weisheit, an richtiger Ordnung oder fester Verbindung der Teile dem unsrigen vorstände? Oder vielmehr, wo ist das Reich, das, als System gegen System, mit dem unsrigen könnte verglichen werden? Wenn je ein Staat war, der einen tief durchdachten, überall verbundenen, auf die höchste durch ihn nur mögliche Wirkung berechneten Plan hatte, so ist's der unsrige. Wenn je ein Staat war, in dem Würde und Majestät des Thrones so innig mit der aufmerksamsten Sorge für die Untertanen zusammenhing, in welchem beider Erhaltung und Wohl so vorzüglich auf Macht beruhend, die Macht so richtig gegen die umgebenden Mächte abgewogen, zu ihrer vollen, schnellen, ausdauernden Wirksamkeit die ganze öffentliche Haushaltung so unentbehrlich, die Sorge für die Macht in die Sorge für die Nahrung und Wohlhabenheit der Bürger durch so mannigfaltige Kanäle wieder zurückgeleitet, alles in allem, Kleines in Großem, Großes in Kleinem so tief gegründet, alles so ganz nur ein Hauptgedanke war: so ist's der unsrige. Wenn je ein Staat unverträglich scheinende Eigenschaften in Harmonie stimmte, die rauhen Künste des Krieges mit den sanften Künsten des Friedens versöhnte und gleich sehr der inneren Gerechtigkeit, Aufklärung, Geistesfreiheit als der äußeren Sicherheit durch Macht und Bündnisse wahrnahm: so ist's der unsrige. Nur der Unverstand meistert und steht erstaunt, wenn sich ihm hie und da die Notwendigkeit von Übeln verrät, die er mit besserer Erkenntnis so leicht gehoben glaubte. Die Klugheit mit tieferem Blick in den Zusammenhang sieht die Teile durch das Ganze gerechtfertigt, erkennt in den Unvollkommenheiten Quelle oder

Bedingung höherer Vollkommenheit und schweigt, wo sie durchblickt, voll Ehrerbietung, weil sie in dem dunkleren, verdeckteren Teile des Planes die nämliche Weisheit mutmaßt, die ihr aus dem helleren und offeneren entgegenleuchtet.

Wer aber hat diesen Staat geschaffen, wer den vorgefundenen Plan dazu mit so scharfem Blicke gefaßt, so meisterhaft ausgebildet, erweitert, vollendet? Ehe noch die Erfahrung spricht, läßt uns schon die Vernunft erraten, daß so ein System nur Werk eines einzigen Geistes sein konnte, und wer war er, dieser kühne, kraftvolle, allumfassende Geist? Eben der, der für seinen großen Entwurf auch die Mittel, ihn wirklich zu machen, fand, dessen Anschläge sein Reich von einem nur mittleren Ansehen zu einem Grade der Macht erhoben, daß einst halb Europa — wer entscheidet, ob aus Furcht oder aus Eifersucht? — sich die Hände bot, es zu zertrümmern und zu zerreißen. Eben der, der ein Leben auf dem Throne hindurch, von sicherer Klugheit geleitet, nie einen Schritt zurückwich, immer sich vorwärts Bahn brach, der auch da, als ihn seine Feinde schon im Geiste vernichtet sahen und ohne Furcht der Beschämung von seinem Falle und ihrem Triumphe sprachen; da, als seine Freunde und neidlosen Bewunderer — denn Bewunderer waren alle! — für ihn zitterten und kaum mehr zu hoffen wagten, auch da noch, geliebt von der Vorsehung, Wege zur Rettung, zur Wiederherstellung, zur Größe entdeckte, er allein war's, der König! Wenn einst sein Geschichtschreiber die Absichten der Einrichtungen, die Entwürfe der Taten, wenn er den Geist sucht, der überall vorwaltete und in jeder, auch der mißlichsten Lage Auswege und Hilfsmittel fand: durch und durch wird er auf ihn und nur auf ihn, den Monarchen, treffen. Aus seiner Seele nahmen die Feldherren, aus seiner Seele die Verweser des Staates die Entwürfe der Taten, und aller Ehrgeiz, den sie kannten, war der, zu seiner Billigung auszuführen, was zu ihrer Bewunderung von ihm gedacht war; all ihr Stolz, daß ein Geist von seiner Größe und von seiner Tiefe der Einsicht eben sie zu Werkzeugen und zu Mitgehilfen erkor.

Doch was rede ich nur immer von Weisheit, Absicht, Anschlägen, Entwürfen? Als ob sich nicht in diesem wunderbaren Könige mit dem Geiste und den Einsichten des Feldherrn,

des Staatsmannes, des Gesetzgebers zugleich alle Gaben und Fertigkeiten zur Ausführung verbänden, oder als ob seine weitgreifende, unermüdliche Tätigkeit irgend einen Anlaß, diese Talente schimmern zu lassen, versäumt, irgend eine der Arbeiten, die ihm selbst zu verrichten möglich war, andern übertragen hätte! War er's nicht selbst, der mit aller Überredungsgabe, Feinheit, Geistesgeschmeidigkeit jeden Großen, den er wollte, zum Freunde gewann, der seine Staatsverbindungen errichtete, seine Verträge und Bündnisse schloß? War's nicht sein eigener Mut, der sein unüberwindliches Heer befeuerte, seine eigene Kriegskunst, die allerorten den zweimal, dreimal stärkeren Feind vor ihm hertrieb? Und in jenem schwarzen schrecklichen Zeitpunkte, da alles mit einer Wut auf ihn einbrach, daß römischer Mut hätte zagen und römische Standhaftigkeit hätte wanken können, war's nicht seine eigene Entschlossenheit, Tapferkeit, unerschütterte Festigkeit, die das Reich vor dem Untergange — oder was sag' ich — nur vor dem Untergange? — vor der mindesten Einbuße einer Hütte oder einer Erdscholle an den äußersten Grenzen rettete? War's nicht seine eigene haushälterische Kunst, womit er so schnell jede Spur des Verderbens vertilgte, die Trümmer wieder zu Mauern, die Aschenhaufen zu Städten erbaute, das Heer verstärkte, die Zeughäuser anfüllte, die Schatzkammer erweiterte und Millionen auf Millionen häufte?

Eine so anhaltend, so wirksam, auf so mannigfaltige Art bewiesene Größe des Geistes läßt schon von selbst auf den Adel und die Stärke des Willens schließen, der sich so einem Geiste zugesellte. Wer nur flüchtig beobachtet, den verführt das Feurige, Rastlose, immer auf Vollendung Dringende, immer auf den höchsten Punkt Gerichtete in der Tätigkeit dieses Königs, daß er überall Leidenschaft und Leidenschaft in ungewöhnlicher Stärke ahnet. Aber bald, bei mehrseitiger Beobachtung, fällt er von Widersprüchen in Widersprüche, bis sich ihm endlich der große Gedanke darbietet, daß die Macht der Vernunft über Seelen von höherer Ordnung alles vermögen müsse, und die Widersprüche verschwinden. Wenn man die eigene häusliche Sparsamkeit des Monarchen, seine große Aufmerksamkeit auf jede schon vorhandene oder noch zu entdeckende Quelle der Reichtümer, seine Sorgfalt sieht, die Güter

der Untertanen innerhalb der Grenzen zu erhalten: wie sollte man nicht auf herrschende Begierde nach Schätzen raten? Aber nun bringe der Landmann, dem der überschwellende Strom die Ernte nahm, seine Klage vor den Thron, ein entkräfteter, durch Krieg und Mißwachs zu Grunde gerichteter Adel fordere werktätige Hilfe, und wie willig, wie ganz gegen die Natur der geahnten Leidenschaft werden die Tonnen Goldes, die der allgemeine Hausvater zur Verteidigung sammelte, zur Ernährung dahingegeben! Oder gerate das Gleichgewicht der Macht in Deutschland, gerate Freiheit und Recht bundesverwandter Fürsten in Gefahr, und wie ohne Bedenken, wie ohne Verlangen der Wiedererstattung werden Millionen aufgeopfert, um das Heer in Bewegung zu setzen!

Wo der König als Feldherr erscheint, da verführt das ungewöhnliche Feuer seiner Unternehmungen zu einem andern Irrtum. Diese anscheinende Hitze, womit er so schnell jeden kommenden Frühling aufbrach; diese ungeduldige Eile, womit er so oft schon ein Heer geschlagen hatte und vor den Hauptstädten der Provinzen lag, wenn sie ihn kaum über den Grenzen glaubten; diese reißende Gewalt, womit er in einem einzigen Feldzuge die feindliche Macht, wie der Sturmwind die Wolken, vor sich aufrollte, von ihren Bergen, aus ihren Verschanzungen stürmte, in die Hauptstadt zusammenpreßte, belagerte, über Felsen und Ströme unter tausend Gefahren einen neuen Feind suchte, ihn sah und in alle Winde zerstreute; durch neue Provinzen einer noch stolzeren, siegreicheren Macht entgegenging, sie angriff, vernichtete, alles, was das Schwert nicht fraß, in den Schnee der Gebirge jagte und nicht eher als nach Eroberung einer Hauptstadt und eines ganzen feindlichen Heeres ruhte: diese erstaunenswürdige Hitze, Eile, Gewalt, was läßt sie anders als den entschiedenen Charakter eines Kriegers mit aller ihm eigenen Rauhigkeit, Wildheit, Härte vermuten? Wahrlich! kein Alexander Griechenlands oder des Nordens, wie sehr seine Leidenschaft Krieg und Geräusch der Waffen seine Wollust war, ist je mit so ungestümem Feuer von Schlacht zu Schlacht, von Sieg zu Siege geeilt als dieser so gefürchtete, schreckliche — friedliebende Weise, der, weil er alles ist, was er sein will, auch das in der Vollkommenheit war, was er nur aus Notwendigkeit

wollte, das, was mit den natürlichen Neigungen seines Herzens vielleicht am meisten streitet, ein Feldherr. Denn betrachte man ihn, wo er völlig sich selbst gelassen handelt, in seiner Familienliebe und Freundschaft, in seinen Vergnügungen, in den Arbeiten seiner müßigen Augenblicke: wo ist da Spur oder Verdacht eines wilden, kriegerischen Geistes? Blickt nicht vielmehr überall ein sanfter, zärtlicher, oft bis zum Weichen zärtlicher Charakter hervor? Jene Entfernung von allen geräuschvollen, lärmenden Ergötzungen, wie die der Jagd sind; jene Sprache, die er nicht bloß als Sprache der Höfe aus Gewohnheit, die er aus Wohlgefallen, aus Liebe spricht, und der er so gern für Feinheit und Geschliffenheit ein wenig Schwäche vergibt; jener entschiedene Geschmack für diejenige unter allen Künsten, die am meisten zum Herzen redet; jenes Instrument, auf welchem er Meister und im Ausdrucke der Zärtlichkeit groß ward, das weichste und sanfteste unter allen; jener Tonkünstler, dem er, wegen der Armut des Satzes und der Lieblichkeit des Gesanges, vor allen den Preis gab: wie sehr verkündigt das alles natürliche Milde, Empfindsamkeit, Sanftmut! Sollen wir ihn bedauern oder mehr ihm Glück wünschen, daß ihn die Vorsehung auf einen Thron rief, dessen wichtigste Pflichten ihn so wahrscheinlich eine stete Verleugnung kosteten? Bedauern werden wir ihn mit der ersten Empfindung, aber Glück werden wir ihm nach der Überlegung wünschen, daß eine so völlige Selbstbeherrschung, eine so wundertätige Kraft des Entschlusses die höchste Ehre der Menschheit, und sie fühlen und üben, die edelste aller Wollüste ist.

Nicht so glänzend wie der Held im Feldlager und an der Spitze des Heeres, aber in der Tat noch bewundernswürdiger ist der stille, ruhige Arbeiter im Frieden. Zu Schlachten und Stürmen rief ihn mit zu lauter Stimme das Wohl des Vaterlandes und die Ehre des Thrones, und, einmal beschlossen, konnten Taten von Wichtigkeit einen so großen Geist nicht anders als anziehen; aber jede Klage und jede Bitte hören, auf jede unbedeutende Frage antworten, jede oft zudringliche Aufmerksamkeit auch des geringsten der Untertanen erwidern und nie von dem einmal gemachten Gesetze sich lossprechen, nie diese oft so verächtlich scheinenden, über ihre Geringfügigkeit mühsamen und in ihrer Einerleiheit peinlichen Arbeiten

bis zum kommenden Tage aussetzen: welche Mannheit, welche Stärke des Entschlusses kündigt das an! Welche Anhänglichkeit an die Pflicht, auch da, wo sie mit den großen Zwecken des Monarchen nur durch so einzelne feine, in dem Gewirre aller so leicht sich verlierende Fäden verknüpft ist! Und kennte noch dieser Monarch nicht Arbeiten von ganz anderer Natur! Aber so geliebt, geschmeichelt, begünstigt von den Musen sich ihnen entwinden, ihren so mächtigen, durch Unschuld selbst so verführerischen, immer schöneren und immer gefährlicheren Reizen widerstehen, um freiwillig auch die kleinsten, reizlosesten Pflichten zu erfüllen, und in dieser Denkungsart ein Leben hindurch beharren, wahrlich! das beweiset eine Größe und einen Adel, die, wenn sie nicht ebensosehr die Einbildungskraft füllen, wenigstens in den Augen der Vernunft erhabener als selbst die kühnste Entschlossenheit in Gefahr sind.

Diese Herablassung des Königs, diese Achtung, deren er alle, auch seine geringsten Untertanen würdigt, ist das festeste Band der Liebe zwischen ihm und dem Volke. Wenn schon Größe an sich mit so wundertätiger Kraft auf die Gemüter wirkt, mit welcher Kraft muß erst Güte in Verbindung mit Größe wirken! Ehrfurchtsvoll, dankbar gegen die Vorsehung und gegen ihn, unter tausend Wünschen für die Verlängerung seines Lebens, feiert alles, was ihm gehorcht und durch ihn glücklich ist, diesen Tag, feiern ihn mit vorzüglicherem Rechte wir, da er mit so herablassender Aufmerksamkeit auch für uns, auch noch jüngst, durch die weise Einrichtung unserer Arbeiten sorgte. Aber wie, teuere Jünglinge, wollen wir ihn feiern, diesen Tag, und was nennen wir feiern? Nur das: von den gewöhnlichen Arbeiten des Lebens ausruhen und den erschlafften Kräften durch Ergötzlichkeiten Spannung und Ton wieder zurückgeben? Oder nicht vielmehr das: den Blick der Seele zu ihrer Erleuchtung und Vervollkommnung in sich selbst kehren, alle die Gründe der Tätigkeit überdenken, die Vorsätze fassen oder erneuern, durch die das übrige Leben regiert werden soll? Wenn wir auf diese bessere, würdigere Art einen Tag wie den heutigen feiern: was für Ermunterung zur Erfüllung unseres Berufes werden wir selbst in der Größe des Königs finden! Dem erleuchteten, weisen Weltbürger ist der Gedanke an einen Vater der Natur, dessen Zweck lauter

Güte, sowie seine Mittel lauter Wahrheit sind, nicht nur ein entzückendes Licht für den Geist, er ist ihm auch eine belebende Kraft für das Herz, ein lauter, alle Begierden der Seele weckender, unwiderstehlicher Aufruf zur Tugend. Nichts erhöht ihn in seinen eigenen Augen so sehr, und nichts entzündet ihn mit einer so brennenden Liebe seiner Pflichten als die Erkenntnis, daß er durch Tugend mit diesem Vater der Natur in Gemeinschaft tritt, daß er durch sie in seinem kleinen Wirkungskreise das Gegenbild Gottes in dem Unermeßlichen des Weltalls wird, und, da sein kleiner Kreis von jenem unermeßlichen ein Teil ist, daß er durch Tugend gleichsam an der Seite des allerhöchsten der Wesen, ein Freund, ein Gehilfe der Gottheit, zu ihren Absichten mitwirkt. Und so, wie diese Erkenntnis den Weltbürger, sollte nicht ebenso den edeldenkenden Bürger des Staates der stolze Gedanke rühren, daß die Absicht, der er sich widmet, mag sie Aufklärung oder Sittenverbesserung des Volkes oder Dienst im Tempel der Gerechtigkeit oder Sorge für das Leben der Bürger sein, in den Plan seines wohltätigen, großen, erhabenen Monarchen mit eingeflochten, mit unter denen ist, die seine eigene königliche Seele beschäftigen? Sollte ihn nicht der stolze Gedanke rühren, daß er sich durch redliche, eifrige Erfüllung seines Berufes mit einem so erhabenen Geiste zu einem Werke verbindet und in einem höheren Sinne des Wortes sein Gesellschafter und Freund wird als manche, die nur ihrer Geburt wegen sein Angesicht sehen und die Vergnügungen seiner Tafel teilen? Lassen Sie uns trachten, teuere Jünglinge, ihm ähnlich zu werden! Wenn es ungeachtet der Unendlichkeit des Abstandes kein sinnloser, sondern vielmehr der erhabenste aller Gedanken ist, Gott nachahmen, so ist es bei einem zwar großen, aber doch nur endlichen Abstande, noch weit weniger ein sinnloser, es ist ein würdiger, edler Gedanke, dem Könige nachahmen! Denn was heißt es im Grunde mehr, als, sowie er, die ganze Natur seines Berufes erforschen, die Erfüllung der Pflichten dieses Berufes zur herrschenden Neigung seiner Seele machen, ihr mutig alle übrigen unterwerfen und unermüdet alle seine Tätigkeit gegen den erkannten Punkt der Vollkommenheit richten? Wenn wir gut und bei vorzüglicheren Kräften groß sind, so sind wir es überall, auf dem Throne, im Palaste

und in der Hütte, nur durch eine Tugend. Der Unterschied an Ausbreitung, an Wirkung, an Glanz und an Herrlichkeit ist unendlich: aber im Grunde und im Wesen ist es die nämliche Kraft, womit eine Lampe ihren engen Raum und womit eine Sonne die Welt erleuchtet.

Friedrich Schleiermacher.[1]

Predigt am 28. März 1813.

Meine andächtigen Zuhörer! Durch ein außerordentliches Ereignis finden wir die Reihe unserer Vorträge über den leidenden Erlöser unterbrochen und unsere heutige Zusammenkunft einem ganz andern Gegenstande gewidmet. Wie waren wir schon alle durch die Begebenheiten der letzten Wochen auf das innigste bewegt! Ausziehen sahen wir aus unsern Mauern das Heer eines dem Namen nach uns verbündeten Volkes: aber nicht, als ob Freunde von uns schieden, war uns zu Mute; sondern mit dankbarer Freude fühlten wir den langen, schweren Druck endlich von uns genommen. Jenem folgten auf dem Fuße die Scharen eines andern Volkes, dem Namen nach mit uns im Kriege: aber mit der fröhlichsten Begeisterung wurden sie aufgenommen, wie sie sich auch zu erkennen gaben als des Königs und des Volkes Freunde. Und als wir nicht lange nach ihnen auch unsere eigenen Krieger zurückkehren sahen, da durfte keiner mehr zweifeln, sondern froh ging die Rede von Mund zu Munde, dank dem himmlischen unverkennbaren Zeichen, das Gott der Herr durch die schrecklichen Zerstörungen des Krieges im Norden gegeben, dank den edlen und tapfern Heerführern, die, selbst den Schein des Ungehorsams und Verletzung des Buchstaben nicht achtend, es wagten, wahrhaft im Sinn und Geist des Königs handelnd, den ersten entscheidenden Schritt zu tun, um uns von den

[1] Friedrich Schleiermacher, geb. 1768 in Breslau, gest. 1834 in Berlin, ist der Bahnbrecher der protestantischen Theologie und wirkte als Professor in Halle und von 1810 ab in Berlin. Hier war er zugleich Prediger an der Trinitatiskirche.

unerträglichen Banden, die uns so lange gefesselt hielten, zu befreien, dank dem Könige, der in diesem dargebotenen günstigen Augenblick nichts anderes als seinen dem unsrigen ganz gleichen Sinn konnte walten lassen, dank dem allen, die große Veränderung, der Übergang von der Knechtschaft zur Freiheit bereitet sich. Aber wie unverhohlen wir auch unter uns Gott freudig dankten: es war noch nicht Zeit, es öffentlich zu tun; denn der König hatte noch nicht geredet. Endlich erscholl es uns, das lange und ungeduldig erwartete königliche Wort, das, wiewohl es gewiß uns allen aus den öffentlichen Blättern tief eingeprägt ist, wir, da es auf des Königs Befehl heute von allen Kanzeln der Stadt soll verlesen werden, auch gewiß alle mit Freude und Rührung nochmals hören werden. Also lautet es:

An Mein Volk.

So wenig für Mein treues Volk als für Deutsche bedarf es einer Rechenschaft über die Ursachen des Krieges, welcher jetzt beginnt. Klar liegen sie dem verblendeten Europa vor Augen. Wir erlagen unter der Übermacht Frankreichs. Der Friede, der die Hälfte Meiner Untertanen Mir entriß, gab uns seine Segnungen nicht; denn er schlug uns tiefere Wunden als selbst der Krieg. Das Mark des Landes ward ausgesogen. Die Hauptfestungen blieben vom Feinde besetzt, der Ackerbau ward gelähmt, sowie der sonst so hoch gebrachte Kunstfleiß unserer Städte. Die Freiheit des Handels ward gehemmt und dadurch die Quelle des Erwerbes und des Wohlstandes verstopft. Das Land ward ein Raub der Verarmung. Durch die strengste Erfüllung eingegangener Verbindlichkeiten hoffte Ich Meinem Volke Erleichterung zu bereiten und den französischen Kaiser endlich zu überzeugen, daß es sein eigener Vorteil sei, Preußen seine Unabhängigkeit zu lassen. Aber meine reinsten Absichten wurden durch Übermut und Treulosigkeit vereitelt, und nur zu deutlich sahen wir, daß des Kaisers Verträge mehr noch wie seine Kriege uns langsam verderben mußten; jetzt ist der Augenblick gekommen, wo alle Täuschung aufhört. Brandenburger, Preußen, Schlesier, Pommern, Litauer! Ihr wißt, was ihr seit sieben Jahren erduldet habt, ihr wißt,

was euer trauriges Los ist, wenn wir den beginnenden Kampf nicht ehrenvoll enden. Erinnert euch an die Vorzeit, an den großen Kurfürsten, an den großen Friedrich! Bleibet eingedenk der Güter, die unsere Vorfahren blutig erkämpften: Gewissensfreiheit, Ehre, Unabhängigkeit, Handel, Kunstfleiß und Wissenschaften! Gedenket des großen Beispiels unserer mächtigen Verbündeten, gedenket der Spanier und Portugiesen! Selbst kleine Völker sind für gleiche Güter gegen mächtigere Feinde in den Kampf gezogen und haben den Sieg errungen. Erinnert euch an die heldenmütigen Schweizer und Niederländer! Große Opfer werden von allen Ständen gefordert werden; denn unser Beginnen ist groß und nicht gering die Zahl und die Mittel unserer Feinde. Ihr werdet jene lieber bringen für das Vaterland, für euren angeborenen König als für einen fremden Herrscher, der, wie viele Beispiele lehren, eure Söhne und eure letzten Kräfte Zwecken widmen würde, die euch ganz fremd sind. Vertrauen auf Gott, Ausdauer, Mut und der Beistand unserer Bundesgenossen werden unseren redlichen Anstrengungen siegreichen Lohn gewähren. Aber welche Opfer auch von einzelnen gefordert werden mögen, sie wiegen die heiligen Güter nicht auf, für die wir sie hingeben, für die wir streiten und siegen müssen, wenn wir nicht aufhören wollen, Preußen und Deutsche zu sein. Es ist der letzte entscheidende Kampf, den wir bestehen für unsere Existenz, unsere Unabhängigkeit, unseren Wohlstand. Keinen anderen Ausweg gibt es als einen ehrenvollen Frieden oder ruhmvollen Untergang. Auch diesem würdet ihr getrost entgegengehen um der Ehre willen, weil ehrlos der Preuße und der Deutsche nicht zu leben vermag. Allein wir dürfen mit Zuversicht vertrauen, Gott und unser fester Wille werden unserer gerechten Sache den Sieg verleihen, mit ihm einen sicheren glorreichen Frieden und die Wiederkehr einer glücklichen Zeit.

So der König; und ich enthalte mich billig, lobpreisend über dies königliche Wort zu reden. Sie ist noch frisch in uns allen, die Freude über die Gewißheit des Kampfes, die uns dieses Wort gibt, über den edlen und hohen Geist, in dem hier ausgesprochen worden, was lange jeder beste im

Volke gefühlt und gedacht hatte. Und nun, kaum hatten wir diesen herrlichen Ruf vernommen, so schlug an unser Ohr der Jubel einer allen Deutschen teuern und ehrwürdigen Stadt, die zuerst von dem unmittelbaren feindlichen Joche befreit ward; und — die Krone von allem — wir sahen unsern teuren König selbst unter uns treten, mit einem Gefühl, ja, wir dürfen es uns gestehen, wie es noch nie sein Herz kann gehoben haben, weil er noch nie Veranlassung hatte, so innig und wahr zu empfinden, was doch für einen Herrscher das beglückendste und erhebendste ist, die reinste Übereinstimmung zwischen seinem Willen und seiner Völker Wunsch; wir sahen ihn das Heer, auf seinen Befehl zum Kampf geweiht und gesegnet durch Gebet, hinaus geleiten den Weg, der es dem Feinde entgegenführt. Dieses nun, der Durchzug unseres Heeres zum Kampf, zum entscheidenden Kampf um das Höchste und Edelste, ist der Gegenstand, der, wie er gewiß uns alle erfüllt und bewegt, uns besonders in dieser Stunde beschäftigen soll, damit auch für uns dieser heilige Krieg beginne mit demütigend erhebenden Gedanken an Gott, damit ihm unsere Hoffnung und unsere Freude geheiliget werde.

Text. Jerem. 17, 5—8.

So spricht der Herr: Verflucht ist der Mann, der sich auf Menschen verläßt und hält Fleisch für seinen Arm und mit seinem Herzen vom Herrn weicht! Der wird sein wie die Heide in der Wüste und wird nicht sehen den zukünftigen Trost; sondern wird bleiben in der Dürre, in der Wüste, in einem unfruchtbaren Lande, da niemand wohnet. Gesegnet aber ist der Mann, der sich auf den Herrn verläßt, des der Herr seine Zuversicht ist. Der ist wie ein Baum am Wasser gepflanzet und am Bach gewurzelt. Denn obgleich eine Hitze kommt, fürchtet er sich doch nicht und sorget nicht, wenn ein dürres Jahr kommt; sondern er bringt ohne Aufhören Früchte.

Und Jerem. 18, 7—10.

Plötzlich rede ich wider ein Volk und Königreich, daß ich es ausrotten, zerbrechen und verderben wolle; wo sich es aber bekehret von seiner Bosheit, dawider ich rede, so soll mich auch reuen das Unglück, das ich ihm gedachte zu

tun. Und plötzlich rede ich von einem Volk und Königreich, daß ich es bauen und pflanzen wolle: so es aber Böses tut vor meinen Augen, daß es meiner Stimme nicht gehorcht, so soll mich auch reuen das Gute, das ich ihm verheißen hatte zu tun.

Nicht etwa, wie es wohl scheinen könnte, um eine Vergleichung anzustellen zwischen uns und dem Volke, gegen das wir zu Felde ziehen, habe ich diese Worte des Propheten unserer Betrachtung zu Grunde gelegt: sondern nur, um in unserer eigenen Geschichte das Entgegengesetzte recht zu unterscheiden, um uns auf das Wesentliche der großen Veränderung hinzuführen, deren wir uns erfreuen. Denn, meine Freunde, an dieser Stätte geziemt uns nicht die Freude nur darüber, daß Druck und Leiden, unter denen wir lange geseufzt haben, nun aufhören, nicht die Freude, die uns heitere Bilder künftigen Wohlergehens vormalt, das wir zu gewinnen hoffen; sondern dieses darf uns nur das zweite sein und letzte. Und tritt uns dennoch dieser Gegensatz immer vor Augen, so laßt ihn uns so wenden, daß wir fühlen, wie der Prophet es uns vorhält, daß im einzelnen, noch mehr aber im großen, der Wechsel der Schicksale abhangt von dem Steigen und Sinken des inneren Wertes. Ja, ganz von dieser Seite unserer Würdigkeit vor Gott laßt uns die große Veränderung hier betrachten. Über beides Dazugehörige, nämlich erstlich, welches denn in dieser Hinsicht ihr eigentlicher Inhalt und ihr wahres Wesen sei, und zweitens, wozu wir uns deshalb müssen aufgefordert fühlen, können uns diese Worte richtig leiten.

I. Um richtig aufzufassen, was die Hauptsache sei in der großen Veränderung unseres bürgerlichen Zustandes, die durch die Erklärung dieses Krieges beginnt, müssen wir zurückgehen auf eine ältere, uns allen wohlbekannte und von einem großen Teile von uns noch selbst erlebte Zeit, als wir nach einem tiefen Verfall und nach schrecklicher Verheerung, die diese Länder betroffen, durch die Anstrengungen mehrerer weiser und strenger Regenten, durch zweckmäßige Benutzung der Ereignisse, durch glücklich geführte Kriege, am meisten aber durch einen in dem Volke selbst sich bildenden edlen und freien Geist des Aufstrebens ein Volk und Königreich wurden, von

welchem die ganze Welt sah, der Herr wolle es bauen und pflanzen und habe verheißen ihm Gutes zu tun. Und plötzlich genug für alle die, denen das allmähliche Wachsen weniger bemerklich wird, fanden wir uns auf diesem Gipfel. Aber auch allmählich, und indem wir noch lange höher zu steigen wähnten, glitten wir abwärts und stürzten dann ebenso plötzlich hinunter. Denn wir begannen auf unsere Stärke zu pochen, auf die Furcht uns zu verlassen, die wir andern Völkern einflößen könnten, und so sollte uns ohne Anstrengung der eigenen Kraft, ohne eigene gottgefällige Werke die Nachwirkung des alten Ruhmes immer höher tragen; wir wurden der Mann, der Fleisch für seinen Arm hält, und dessen Herz von dem Herrn weicht. Unredlicher Gewinn vergrößerte unser Gebiet auf eine mehr scheinbare als gedeihliche Weise, denn wir gewannen nur wenig wahre Brüder, die gern denselben Gesetzen folgten und auf dasselbe Ziel arbeiteten; indem andere Staaten sich anstrengten und aufrieben in immer wiederholten Kriegen zum Teil um dieselbigen hohen Güter, für die wir jetzt kämpfen wollen, meinten wir durch die Ruhe immer mächtiger zu werden und furchtbarer. So folgte allmählich auf die trotzige Klugheit eine verzagte, und wir wurden noch auf eine andere Weise der Mann, der sich auf Menschen verläßt; denn auch wer Menschen schmeichelt und sie fürchtet, verläßt sich auf Menschen. Mit unserem Ruhm selbst ward auch unser Ehrgefühl je länger je mehr ein Schattenbild. Und immer mehr wich unser Herz von dem Herrn; in einem aufgeblasenen, unnatürlichen Wohlstand verloren sich immer mehr die alten Tugenden, eine Flut von Eitelkeit und Verschwendung verheerte die mühsamen Werke langer besserer Jahre; und wie deutlich sich auch die Stimme des Herrn vernehmen ließ und uns ermahnte zur Buße, wir gehorchten ihm nicht, wir taten Böses vor seinen Augen, und darum reuete ihn das Gute, das er verheißen hatte uns zu tun. Und plötzlich, als es eben schien, wir wollten uns aufraffen aus der langen Verblendung und Betäubung, in der aber die meisten nur noch ärger als je befangen waren, plötzlich redete der Herr wider uns als wider ein Volk und Königreich, das er ausrotten, zerbrechen und verderben wolle. Da überfiel uns jenes schwere, zermalmende Kriegsunglück, und auf diesen

plötzlichen Sturz von der Höhe in den Abgrund folgte das immer tiefer sich eingrabende Verderben des Friedens. Ich rede nicht von den Entbehrungen, von der Not, von der Verarmung, von der immer steigenden Verwirrung in allen äußeren Lebensverhältnissen, sondern nur von dem innern geistigen Verderben, das durch diesen Zustand, man weiß nicht, ob man sagen soll, nur ans Licht gebracht oder auch wirklich erzeugt und gebildet worden ist. — Die traurige Gewöhnung, Unwürdiges fortwährend zu erdulden, wie wir sie öffentlich und einzeln in diesen sieben düstern Jahren gehabt haben mit dem Gefühl, daß dem gerechten Unwillen freien Lauf lassen das Übel nur mehren könne ohne irgend einen heilsamen Erfolg; diese Gewöhnung und dieses Gefühl sind die Frucht der Schlaffheit, der Entnervung, der Feigherzigkeit: aber wie wurden nicht Feigherzigkeit, Schlaffheit und Entnervung durch sie vermehrt und verbreitet, bis jede Zuversicht zu sich selbst, bis jede Hoffnung — mit Ausnahme der törichten auf eine Hilfe, die bloß von außen käme —, bis selbst der Wunsch, sich helfen zu können, ja bis das Gefühl, eines besseren Zustandes würdig zu sein, verschwand und die trostlose Vorstellung sich der Gemüter bemächtigte, die lebendige geistige Kraft des Volks sei ganz erschöpft und die Stunde des völligen Untergangs da, wie diese Besorgnis denn in nicht wenigen unter uns gewaltet hat, die von einem Tage zum andern die gänzliche Auflösung unseres eigentümlichen Daseins erwartend und nicht mehr hoffend, den Trost der Zukunft zu sehen, nur sannen, wie man sich am bequemsten dem fremden Joch fügen könne. — Die Unmöglichkeit, in der wir uns so oft befanden, ohne Lug und Trug der augenblicklichen Gefahr zu entgehen, die Notwendigkeit, Lob und Billigung, ja Übereinstimmung und Freundschaft zu heucheln da, wo wir nur verachten und verabscheuen konnten, dies alles war schon die Frucht der Schamlosigkeit, die um des Lebens willen jeden edleren Zweck des Lebens hintansetzt: aber wie ist nicht diese Schamlosigkeit durch jenen Zustand furchtbar ausgebildet worden, und welches Maß von Erniedrigungen gehörte schon dazu, um nur den öffentlichen Unwillen zu reizen! — Die Unsicherheit alles Besitzes und aller Rechte, sie war großenteils schon eine Folge des Leichtsinns, mit dem man so oft in Zeiten

der Drangsale nur die Not des Augenblicks abzuschütteln oder die flüchtige Lust desselben zu genießen sucht, ohne zu bedenken, was man auf lange hinaus zerstört oder auf das Spiel setzt; aber bis zu welchem Grade hat jener unsichere Zustand diesen Leichtsinn gesteigert! Wie sahen wir Üppigkeit und Aufwand es den glücklichsten Zeiten gleichtun, wie sahen wir Wucher und leichtsinnigen Frevel an fremdem Eigentum saugen und das eigene vergeuden, als sei alles doch nur schnellem Untergange geweiht! Das ist das tiefe Verderben, in welches wir auf der einen Seite geraten waren; und wenn auf der andern unser Fall und diese seine Wirkungen vielen zuerst die Augen öffneten, andere deutlicher als vorher erblicken ließen, wo es uns fehlte; wenn sich in vielen ein schöner Eifer entzündete, was uns außen Unwürdiges drückte, abzuwerfen, was uns innen veruneinigte zu verbannen: so konnten selbst diese edlen Keime des Besseren ohne Haltung und Zusammenhang nur Besorgnisse vor einem ungeregelten Ausbruch erregen, hinter denen sich dann die Feigherzigkeit und Niederträchtigkeit anderer nur desto unüberwindlicher verschanzte und befestigte.

So war unser Zustand, meine Freunde, und niemand konnte sich verhehlen, daß, wenn wir in denselben Verbindungen und derselben Abhängigkeit blieben, wir immer mehr werden müßten wie die Heide in der Wüste. Wenn ich nun die Lossagung von dieser Gemeinschaft und den Kriegsstand, in den wir dagegen getreten sind, und dessen Beginn wir feiern, auch für uns alle als den Beginn ansehe zur Erhebung von diesem tiefen Falle; wenn ich hoffe, es werde nun Gott reuen des Unglücks, daß er uns gedachte zu tun: so beruht dies vornehmlich auf folgendem.

Zuerst, und damit ich bei dem anfange, was jeder augenblicklich muß auf das innigste gefühlt haben, diese Veränderung ist an sich die Rückkehr zur Wahrheit, die Befreiung von der erniedrigenden Heuchelei, die wahrlich von jedem, je mehr er glaubte in seinen Reden nicht sich selbst, sondern den Staat darstellen zu müssen, zu einer schauderhaften Vollendung getrieben war. Nun Gott sei Dank! sagen wir wieder, wo wir verabscheuen und wo wir lieben und verehren, und wie jeder Ehrenmann mit der Tat stehen muß zu seinem Wort, so müssen wir schon darin uns frei fühlen und stark, müssen

fühlen, daß wir hoffen dürfen; denn wer sich der Wahrheit ohne Rückhalt ergibt, der verläßt sich auf den Herrn. Aber eben weil das Wort allein nichts ist und dieses Wort mehr als jedes andere die Tat fordert, so ist diese Veränderung die Rückkehr zum freien Handeln und zur Selbständigkeit. Wie lange, meine Freunde, haben wir eigentlich keinen Willen mehr gehabt in unseren allgemeinen Angelegenheiten, immer den Umständen uns gefügt, immer der drückenden fremden Gewalt, soweit diese nur reichen wollte! Nun haben wir wieder einen Willen, nun hat der König im Vertrauen auf sein Volk einen Entschluß ausgesprochen, in welchem, weil nach diesem Wort und dieser Tat keine Versöhnung zu hoffen ist, der Entschluß liegt zu einer Reihe mutvoller Taten, die nur enden können, wie auch das königliche Wort es sagt, mit rühmlichem Untergang oder mit Sicherstellung dieses köstlichen Gutes der Freiheit. Und eben deshalb ruht auch auf dieser Veränderung die Hoffnung, daß wir unsere eigentümliche Art, Gesetz, Verfassung und Bildung erhalten werden. Jedes Volk, meine Freunde, das sich zu einer gewissen Höhe entwickelt hat, wird entehrt, wenn es Fremdes in sich aufnimmt, sei dieses auch an sich gut; denn seine eigene Art hat Gott jedem zugeteilt und darum Grenze und Ziel, wie abgesteckt weit die verschiedenen Geschlechter der Menschen wohnen sollten auf dem Erdboden. Wie drängte sich uns aber vorher das Fremde auf, wie drohte es je länger je mehr die gute eigene Sitte und Art überall zu verdrängen! und welch ein Fremdes! halb der zügellosen Wildheit jener schaudervollen inneren Verwirrungen entsprossen, halb für die spätere Tyrannei erdacht. Indem wir aufstehen, um dieses ganz von uns abzuwerfen und für die Zukunft abzuhalten, werden wir wieder ein Königreich, das sich auf den Herrn verläßt; denn auf den verläßt sich ein Volk, das um jeden Preis den eigentümlichen Sinn und Geist beschützen will, den Gott der Herr ihm anerschaffen hat, das also kämpft um Gottes Werk; und nur in dem Maße, als uns dieses gelingt, können wir werden wie ein Baum am Wasser gepflanzt, der sich nicht fürchtet, wenn eine Hitze kommt, und der seine eigenen Früchte bringt ohne Aufhören.

Vorzüglich aber erwächst uns eine freudige Hoffnung des Erstehens aus der Art und Weise, wie das große Werk, dessen

Beginn wir feiern, sich entwickelt. Lasset uns zuvörderst nicht unerwähnt vorübergehen an den Gaben, die wir von Reichen und Armen, groß und klein dargebracht sehen auf dem Altare des Vaterlandes. Wir wollen sie nicht betrachten nach ihrer Zulänglichkeit zu dem Zweck, dem sie gewidmet sind — denn, wie willig und wie reichlich gespendet, tilgen sie doch nur einen kleinen Teil des Bedürfnisses, — sondern nach ihrer inneren Bedeutung und nach dem Geiste, dessen Äußerungen sie sind. Indem wir sie darbrachten, warteten wir nicht, bis gefordert ward und geboten, sondern so, wie wir das Bedürfnis kannten, eilten wir herbei. Wie es der Tod jedes gemeinen Wesens ist, wenn nur der Buchstabe des Gesetzes waltet und niemand durch Tat und Gefühl weiter teilnimmt, als dieser ihn anweiset; wie dies ein sicheres Zeichen davon ist, daß die höheren Güter des Lebens durch die bestehende Ordnung nicht hervorgebracht werden und der Durst nach ihnen nicht geweckt wird: so ist dieser treue, lebendige Geist für das, was dem gemeinen Wesen not tut, ein sicheres Zeichen davon, daß der belebende Saft wahrer Liebe eingetreten ist in den Staat, und daß die Blätter dieses geistigen Baumes grün bleiben werden auch in der Hitze und im dürren Jahre. Und wenn mancher alles, was ihm von irdischen Kleinodien und Juwelen geblieben war, hingegeben hat, so laßt uns dies ansehen als das notwendige Anerkenntnis, daß es in diesem Kampf nicht geht um irdische Güter, sondern um geistige, und daß wir bereit sind und bis zuletzt auch bleiben werden zu allen Entbehrungen und Aufopferungen jener, um diese zu gewinnen, und zufrieden, wenn wir nach glücklich entschiedenem Kampf das Gebäude unseres irdischen Wohlstandes auch ganz von Grund auf anfangen müssen zu errichten. Das heißt sich auf den Herrn verlassen und nur nach seinem Reiche trachten. — Laßt uns aber besonders sehen auf die Art, wie die Verteidigung des Vaterlandes soll gestaltet werden. Unter allen Spaltungen, die unsere Kräfte lähmten und unsere Fortschritte hemmten, war keine unseliger als die zwischen dem Soldaten und dem Bürger, ruhend auf der eingewurzelten Meinung, als ob derjenige, der sich mit den Gewerben des Friedens beschäftigt, weder Sinn noch Geschick haben könne, in den Zeiten der Gefahr sein Eigentum und das gemeinsame

Vaterland zu verteidigen. Daher die Vorzüge, die denen eingeräumt wurden, auf denen die Sicherheit des Staates allein beruhte, und noch mehr denen, die ausschließend berufen waren, jenen zu befehlen; daher der Übermut des Soldaten, der den Mut für eine ihm ausschließend eigene Tugend hielt; daher die Eifersucht des Bürgers auf jene Vorzüge und die allgemeine Abneigung gegen einen Stand, der im Frieden nur als eine Last für alle anderen erschien. Manche löbliche Versuche waren schon gemacht, dieses Übel zu vermindern, aber ohne bedeutenden Erfolg. Jetzt soll diese Trennung aufgehoben werden; nur der Unterschied soll bestehen zwischen solchen, welche sich mit den eigentlichen Künsten des Krieges fortwährend beschäftigen und in der Genauigkeit aller Übungen und Fertigkeiten das Vorbild aller anderen sind und der Kern, an den sie sich anschließen, und solchen, die nicht eher, als bis es not tut, und notdürftig unterwiesen und geübt die Waffen ergreifen: aber Mut soll allen zugemutet werden, den Gebrauch der Waffen sollen alle kennen, die Gefahr sollen alle umsomehr teilen, je höher sie steigt. Stufenweise sind wir sehr weislich hierher geführt worden. Man kannte den mutigen Eifer unserer Jugend, wenn es je diesen Kampf gelten sollte; er ward aufgefordert, und wir sahen sie auf den ersten Ruf aus allen Ständen von allen edleren Beschäftigungen her zu den Waffen strömen. Wo neues Gute schnell verbreitet werden soll, da müssen oft die Väter belehrt werden durch die Kinder; man hofft mit Recht, auch jetzt werde es so sein, und nach jenem Beispiel der Jugend, für die mehr wir alles wagen sollten als sie für uns, werde nun jeder bereit sein, an der Verteidigung des Vaterlandes teilzunehmen nach der ihm angewiesenen Ordnung. Darum errichtet nun der König die Landwehr. Und da auch dies heute besonders kund gemacht werden soll, so höret, wie er darüber redet:

(Hier wurde die Ordre zur Bildung der Landwehr verlesen.)

Welches hohe Gefühl muß dieser Beruf in allen erwecken! welche feste Zuversicht zu der so vereinten Kraft! welches glückliche Vorgefühl von der Eintracht und Liebe, zu der alle Stände fest werden miteinander verbunden sein, wenn sie alle nebeneinander gestanden haben dem Tode entgegen für das Vaterland! welche glückliche Ahnung von dem

gemeinsamem Bestreben, hierdurch ein Leben zu gründen, das solcher Anstrengungen wert sei und an dem ebensoviel Kraft und Einheit sich verkünde!

So, meine teuren Freunde, sehen wir überall in dieser herrlichen und kräftigen Veränderung unseres Zustandes die ersten Anfänge eines glücklichen Erstehens von einem tiefen Fall, die wieder lächelnde Huld des Höchsten, der aufs neue verheißt, uns Gutes zu tun.

Der II. Teil beschäftigt sich mit der Frage, „wozu wir uns durch diese Veränderung der Dinge zunächst müssen aufgefordert fühlen", und richtet sich 1. an diejenigen, „die unmittelbar zur Verteidigung des Vaterlandes berufen sind"; 2. an diejenigen, die es innen ordnen und leiten sollen, und 3. an diejenigen, welche daheim bleiben und auch an der Verwaltung und Neuordnung des Staates keinen Anteil nehmen können. Schleiermacher schließt:

Dies, mein Freunde, sind die Aufforderungen, welche die gegenwärtige Zeit an uns macht. So stehe jeder auf seinem Posten und weiche nicht! so halte sich jeder frisch und grün im Gefühl der großen heiligen Kräfte, die ihn beleben! so vertraue jeder Gott und rufe ihn an, wie wir es jetzt gemeinschaftlich tun wollen: Barmherziger Gott und Herr! Du hast Großes an uns getan, daß du unser Vaterland berufst, um ein freies und würdiges Dasein, in welchem wir dein Werk fördern könnten, zu kämpfen. Verleihe nun weiter Heil und Gnade. Der Sieg kommt von dir, und wir wissen wohl, daß wir nicht immer wissen, was wir tun, wenn wir von dir bitten, was uns gut dünkt. Aber mit größerem Vertrauen als je, ja mit einem starken Glauben flehen wir von dir Heil und Segen für die Waffen unseres Königs und seiner Bundesgenossen, weil uns fast dein Reich in Gefahr zu schweben scheint und die edelsten Gaben, die uns vergangene Jahrhunderte erworben haben, wenn diese Anstrengungen vergeblich wären. Schütze unseres Königs teures Haupt und alle Prinzen seines Hauses, die beim Heere gegenwärtig sind. Verleihe Weisheit nnd Kraft den Heerführern, Mut den Kriegern, treue Ausdauer allen! Und wie du auch das Glück des Krieges magst wechseln und sich wenden lassen, daß uns nur seine Segnungen nicht entgehen! Daß jeder geläutert werde und gefördert am inwendigen Menschen! Daß jeder,

wie viel oder wenig es sei, tue, was er kann! Daß wir alle gestärkt werden in der Zuversicht zu dir und in dem Gehorsam gegen deinen Willen, der bis in den Tod geht, wie der Gehorsam deines Sohnes. Amen.

Rudolf Kögel.[1]

Rede bei der Einweihung des Denkmals für den Freiherrn von und zum Stein zu Berlin am 26. Oktober 1875.

Das walte Gott Vater, Sohn und heiliger Geist! Lob, Preis und Dank sei dem Vater des Lichts, dem Schöpfer der Geister, dem Könige der Ehren dargebracht, der unserm Volke je und je Helden und Richter erweckt hat, Führer mit Rat und Tat! Dank dem Gotte, der die Berge festsetzt in seiner Kraft und in der Drangsal Charaktere prägt, Männer, fest wie Granit, lauter wie Gold, Verfechter des Rechts und der Freiheit! Ja, angesichts dieses Denkmales Dank dem ewigen Wächter unserer Volksgeschicke, der einst in harten Zeiten uns in dem Freiherrn vom Stein einen Mann geschenkt hat, der sich des Evangeliums von Christo nicht geschämt, der mit Ernst Moritz Arndt geantwortet hat: „Wer ist ein Mann? Der beten kann!“ der demütig vor Gott und hochherzig vor Menschen, kindlich in seinem Glauben und ritterlich in seinem Tun, von den Bösen geächtet[2] und von allen Guten geachtet, als der Ersten einer in glühender Vaterlandsliebe ausgeharrt und fortgehofft hat, wo Menschenhoffnung verloren schien, eines unvergeßlichen Königspaares treuester Ratgeber und Freund, „des gebeugten Vaterlandes ungebeugter Sohn“, unbestochen durch des Feindes Pracht und ungebrochen durch des Feindes Macht, ebenso kühn wie kundig in seinen Entwürfen für des Staates innere Wohlfahrt und äußere Unabhängigkeit, ein Prophet und Bahnbrecher der unserm geliebten Deutschland nun so wunderbar geschenkten Einheit.

---

[1] Rudolf Kögel, Oberhofprediger in Berlin, † 1896.

[2] Stein wurde von Napoleon I. durch einen Befehl vom 16. Dezember 1808 für einen Feind Frankreichs und des Rheinbundes erklärt.

Dem Staatsminister vom Stein bringt in diesem Standbilde das deutsche Volk seinen Dank dar. Und was bringt der vom Stein in seinem Lebensbilde dem deutschen Volke zur Gegengabe? Ragen wird er in unserer Mitte, ein eherner Zeuge für die Unentbehrlichkeit der christlich-sittlichen Grundlagen unseres Staates, für die Herrlichkeit des göttlichen Wortes, für die Freiheit in der Zucht der Pflicht, für die Macht der Lauterkeit und der Vaterlandsliebe! Ragen wird er als ein treuer Eckart,[1] der unser Volk vor den Wogen des Hochmutes und des Unglaubens, der Falschheit und der Menschenfurcht warnen will! Ragen als ein stiller Mahner, daß wir erwerben, was unsere Väter uns vererbt, was unsere Brüder uns erstritten haben, und daß wir allezeit opferfreudig einstehen sollen für Kaiser und Reich!

So kränze ein dreifacher Weihspruch das Bild, dessen Hülle jetzt fallen soll:

Das Gedächtnis des Gerechten bleibt im Segen!
Dem Aufrichtigen läßt es Gott gelingen!
Eine feste Burg ist unser Gott! Amen.

Johannes v. Geissel.[2]

Rede bei der Grundsteinlegung des Kölner Domes, gehalten am 4. September 1842.

Seid uns gegrüßt auf Thronen und Fürstenstühlen! Seid uns gegrüßt aus Schlössern, Städten und Dörfern! Seid uns gegrüßt ihr alle, von nah und fern, die hier zu Tausenden in weiten Kreisen umherstehen! Wir rufen euch ein freudiges, herzliches Willkommen zu und begrüßen euch

[1] Der treue Eckart, eine Gestalt der alten deutschen Sage, stammte nach dem „Heldenbuch" aus dem Geschlecht der Harlungen und war Vogt der beiden jungen Harlungen, deren Ermordung er an seinem Neffen Ermrich rächte. Die Sage machte ihn zum „Warner", der nach dem Volksglauben dem wütenden Heere voranschreitet. Im übertragenen Sinne bedeutet Eckart so viel wie wohlmeinender Berater.

[2] Johannes v. Geissel, Kardinal und Erzbischof von Köln, geb. 1799 zu Gimmeldingen in der Rheinpfalz, gest. 1864 zu Köln.

an dieser Stätte mit dem Gruße des Heilandes (Luk. 24, 36): „Friede sei mit euch!“ — Friede sei mit euch; denn ihr seid ja gekommen zu einem Werke des Friedens.

Seit vielen Jahren stand in der heiligen Stadt Köln ein altehrwürdiger Bau, groß, mächtig, mit weiten Schiffen und Hallen, mit hohen Chören, Säulen und Kuppeln, in stiller, ernster Majestät. Aber es war die Majestät der Trauer, der Ernst der Erstarrung; denn unausgebaut waren die Schiffe und Hallen geblieben, unvollendet die Säulen und Chöre, und nur halb erhoben blickten die Zinnen und Türme trauernd hinaus ins schöne, lebenskräftige Land. Schon seit vielen Jahren war der Baumeister mit seinen Werkleuten von dannen gegangen, und hinter ihm war die alles zerstörende Zeit in den hohen Bau eingezogen und hatte ihr stilles, langsames, aber um so tiefer eingreifendes Werk begonnen. Jahr um Jahr folgten sich in dem gesegneten Rheintale und spendeten erneuertes Leben und Wachstum. Am Fuße des Baues ging ein verjüngtes Menschengeschlecht um das andere in gesteigerter Geschäftigkeit vorüber. Aber keines derselben hatte ein mitfühlendes Herz für das trauernde, unvollendete Haus, und jedes wiederkehrende Jahr brachte ihm statt der Vollendung nur neuen Verfall. Der alte Riesenbau schien dem Verderben der Zeit heimgegeben für immer.

Da erging aus eines hochherzigen Königs Munde das tröstende Wort: „Wie steht doch das altehrwürdige Gotteshaus zu Köln am Rhein so verlassen in zerfallender Majestät! Wohlan, so soll's nicht länger mehr sein — wir bauen es aus!“ Und das königliche Wort durchdrang alle vaterländischen Gaue, und in allen Herzen hallte es wider: wir bauen es aus. Dem Worte aber folgte rasch der freudigen Tat rüstiger Anfang, und heute steht ihr hier, in weiten Kreisen geschart, dieses Anfangs Zeugen und Mithelfer. Von nahe und fern seid ihr gekommen, um Zeuge zu sein der Wiederherstellung und Ausschmückung, die der ehrwürdige Bau bereits gewonnen, um Zeuge zu sein der Weihe des Grundsteines, worauf fortan dessen Fortbau sich erheben und, will's Gott, glücklich vollenden soll. Darum rufen wir euch aus freudigem Herzen Gruß und Willkommen zu; denn ihr seid gekommen zu einem Feste der Religion, der Kunst

und des Vaterlandes; ihr seid gekommen zu einem Gotteswerke.

Zu einem Gotteswerke haben wir hier den ersten Stein gelegt; denn was wir bauen, ist ein Haus Gottes. — Zwar wohnt der Unendliche nicht in geschlossenem Raume. Der Himmel ist sein Thronstuhl und die Erde der Schemel seiner Füße. Alle Himmel vermögen nicht, ihn zu fassen. Darum wissen wir wohl, daß er keines Hauses bedarf; aber er hat gewollt, daß wir seines Hauses bedürfen. Des ewigen Vaters Wort, das im Anfange bei Gott war, Gott von Gott und Licht vom Lichte, ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt, daß wir seine Herrlichkeit gesehen haben, voll Gnade und Wahrheit. Der Eingeborene des Vaters, in Menschengestalt unter den Menschen wandelnd, hat auf der Erden das Gottesreich gegründet und seine heilige Kirche gegründet, daß sie, eine reichgeschmückte Braut des Herrn, eine Spenderin seiner Gnade sei bis an der Welt Ende. Alle Völker lehrend, sollte sie alle wiedergebären aus dem Wasser und dem Geiste, sollte die Seinen in seinem Namen versammeln, damit er mitten unter ihnen sei, und sollte das Gnadenmahl in Brot und Wein, mit seinem Fleisch und Blute sie speisend, mit ihnen feiern und das blutige Opfer des Hohenpriesters, der, sich selbst zur ewigen Erlösung dargebend, in das Allerheiligste einging, unblutig mit ihnen begehen und so seinen Tod verkünden, bis daß er in Verherrlichung wiederkehrt. Er wollte unter den Seinen wohnen, wenn auch dem leiblichen Auge unsichtbar, sichtbar doch dem geistigen Auge des Glaubens in geistiger Nähe.

In solchem begeisternden Glauben erhoben die frommen Väter diesen gewaltigen Bau und weihten ihn zu einer Wohnung des Allerhöchsten, zu einem Hause Gottes, damit er unter ihnen bleibende Rast nehme, ihnen stets ein schützender Schild sei und ein treuer Hort. Sie bauten ihn zu einem Tempel der christlichen Weisheit und Wahrheit, damit hier Gottes Geist wehe und die Seinen, an dieser Stätte in seiner Wahrheit unterrichtet und von seinem Geiste erleuchtet, in der Furcht des Herrn wandeln, treu anhangend dem, der da ist der Weg, die Wahrheit und das Leben. Sie erhoben diesen Bau weit und groß, als des Landes gemeinsame Erz- und Mutterkirche, in welcher der unversiegbare Born des

christlichen Lebens behütet werden, und von der aus, durch die Auflegung der Hände in apostolischer Sendung ausgerüstet und begabt, die Diener des Herrn von Geschlecht zu Geschlecht seine Lehre und seine Sakramente hinaustragen sollen in Städte und Dörfer zur fortwährenden Pflege des Himmelreiches. — Und was die frommen Väter begonnen, das sollen und wollen wir vollenden. Ein Haus des Herrn wollen wir erbauen, damit er darin wohne in stiller Herrlichkeit. Den Tempel christlicher Weisheit und Wahrheit, des Landes Mutterkirche wollen wir vollenden, damit, von der Väter Zeiten her, der siebenfache Born der Sakramente befruchtend durch das Land sich ergieße und von hier aus fort und fort die Lehre des Kreuzes durch seine Diener hinausgetragen werde, Frieden, Heil und Segen bringend bis zur letzten Hütte. — Darum gilt des Tages Ehre vor allem dem Herrn; denn wir feiern sein Fest, ein Fest der Religion.

Aber auch ein Fest der Kunst begehen wir heute; denn in diesem Baue hat sie zur höchsten Blüte sich entfaltet; in ihm erscheint sie vorzugsweise als christliche Kunst. Sie hat sich Gott geweiht und feiert darin ihre höchsten Triumphe. — Es war eine wunderbar begabte Zeit, die eine solche Kunst gepflegt. Während sie die menschlichen Wohnungen klein und niedrig an der Erde ließ und selbst die Königspaläste und Kaiserburgen nur dürftig ausstattete, führte sie die Gotteshäuser in reichem, prachtvollem Baue empor; denn sie fühlte, sie baute für Gott, für dessen Majestät nichts zu groß war, seiner würdig zu sein. Ein felsenfester Glaube beflügelte ihren Hammer, und eine tiefsinnige Frömmigkeit gab ihrem Meißel Leben und Seele zum festen, unerschütterlichen Baue und zu sinnvoller Verzierung in bedeutungsreichen Bildern. So begeistert erhob sie auch diesen hochgewaltigen Bau und zierte ihn mit dem reichsten Schmucke. Vertrauend auf den Grundstein, der da ist Jesus Christus, und gefestet auf den Felsen, auf den er seine Kirche gebaut, lagerte sie in den Tiefen die breiten, gewaltigen Fundamente und baute darauf die stämmigen Mauern. Gleich himmelansteigenden Palmen führte sie die Säulen stark und schlank empor, legte darüber die weiten Kreuzgewölbe und Kuppeln, der Decke des Himmels vergleichbar, goß das Licht, wie aus höheren Räumen verklärend,

in die Schiffe und Hallen, pflanzte die strahlende Rose, wie eine Sonne der Ewigkeit, in die Chöre und trug die Firsten und Türme hoch in die Luft, als wollte sie an ihnen emporsteigen, um mit ihren Hoffnungen und Wünschen, ihren Freuden und Leiden, ihren Gefühlen und Gebeten dem Himmel näher zu sein, und zuletzt setzte sie auf die Zinnen der Türme das Erlösungszeichen, die erblühende Kreuzesblume, als Dornenkrone christlichen Kampfes und als Siegeskranz christlichen Triumphes im christlichen Frieden. — So entfaltete sich die christliche Kunst reich und mannigfaltig in diesem altehrwürdigen Baue und machte ihn zu einem Wunderbaue, wie die auf- und niedergehende Sonne keinen zweiten sieht in solcher Ausbildung. — Und was die christliche Kunst der Vorväter begonnen, so reich und schön, das sollen und wollen wir vollenden in gleichem Gottvertrauen und gläubig innigem Gemüte. Wir wollen die unvollendeten Schiffe und Hallen ausbauen, die Säulen, Strebebogen und Firsten emporführen und die Türme in des Himmels Blau hinauftragen, daß sie ein Denkmal christlicher Kunst, ein Zeugnis der Frömmigkeit geben allen künftigen Geschlechtern.

Und auch ein Fest des Vaterlandes ist uns dieser hehre Tag. Der alte gewaltige Dom zu Köln, das Werk der rheinischen Vorfahren, ist ein kostbarer Schatz für alle Stämme deutscher Nation, ein Werk der Ehre und des Ruhmes für das Gesamtvaterland. Begonnen in einer Zeit, in welcher Deutschland, der Erde größtes und mächtigstes Reich, weithin gebot, und unterbrochen in trüben Tagen schmerzlichen Verfalles, kann es nur durch die wieder erwachte und vereinte Kraft vollendet werden. Was das kühne Jahrhundert des Hohenstaufen Friedrich II. mit Begeisterung angefangen, das soll und wird die mit erneuter Kraft jugendlich emporstrebende Zeit des Hohenzollern Friedrich Wilhelm IV. vollenden. Der Gedanke des größten und prachtvollsten Gotteshauses auf deutscher Erde hat alle deutschen Herzen entzündet, und aus allen Gauen sendet die Liebe ihre Gaben zu dem gemeinsamen Werke. Darum feiern wir heute ein Fest des erstarkten einmütigen Vaterlandes, ein Fest der Eintracht und Liebe. Darum sehen wir heute einen der glorreichen Tage des alten Deutschlands in stärkendem Glanze erneut, — wir sehen hier an der

Seite des erlauchten Friedensfürsten seiner Zeit die Edelsten der deutschen Nation, die Blüte des Vaterlandes, zu der Weihe des Grundsteines eines Gotteshauses versammelt, während andere, ebenfalls die Edelsten und Höchsten der Nation, welche dem gemeinsamen Werke ihre lebendigste Sorgfalt schenken, dieses Fest in geistiger Gegenwart mitfeiern. Darum seid ihr gekommen zu Tausenden von nah und fern, um Zeuge zu sein der erhebenden Feier; und mit freudigem Herzen haben wir beim Werke des Friedens euch begrüßt mit dem Gruße des Friedens.

So möge denn das Werk, wie es heute unter den feierlichen Segenssprüchen der Kirche für Gott begonnen, mit Gott auch wachsen und gedeihen zu einem fröhlichen Ende! — Zum Ausbaue eines Gotteshauses haben wir den Grundstein gelegt, so liege er denn fest zur Ehre Gottes, damit, wie auf ihm der Dom emporwächst, groß und mächtig, das Reich Gottes auf Erden wachse und ausgebreitet werde. Er liege fest, ein Denkmal deutscher Frömmigkeit, damit deutscher frommer Sinn gepflegt werde auf den Thronen und in den Hütten. Er liege fest, ein Denkmal deutscher Kraft, Eintracht und Liebe. — Dem Herrn erbauen wir das Haus, auf daß sein Auge offen sei über dieser Stätte Nacht und Tag, auf daß sein Herz wohne an diesem Orte ewiglich und er, wenn auch unsichtbar, sichtbar doch dem geistigen Auge, im Tabernakel thronend, die Gebete erhöre, die wir zu ihm emporsenden. Möge sein Segen wie ein milder Abendregen und gleich dem geweihten Wasser, womit wir den Grundstein begossen haben, in reichster Fülle herabsteigen auf den erlauchten königlichen Protektor und Beförderer dieses Baues und sein königliches Haus. Er steige herab auf diesen Dom, diese Stadt, dieses Land, dieses Reich und das ganze deutsche Vaterland, damit sie wachsen und aufblühen in deutscher Macht, in Stärke und Eintracht und Liebe, damit der Name des Herrn groß sei unter allen Stämmen deutscher Nation und sein Reich zu uns komme, auf daß Friede sei auf Erden unter den Menschen, die eines guten Willens sind, und Ehre dem Gott der Ehren in der Höhe!

Wilhelm Emanuel v. Ketteler.[1]

Leichenrede, gesprochen am Grabe der am 18. September 1848 zu Frankfurt a. M. gewaltsam Ermordeten und der im Kampfe gegen die Aufständischen Gefallenen.[2] (Frankfurt a. M., 21. September 1848.)

Wir sind, meine christlichen Brüder, in der Nähe der Gruft angekommen, die bestimmt ist, die Männer aufzunehmen, die wir in unserer Mitte hierher geleitet haben. Es ist in der Tat ein Trauerweg, den wir heute miteinander gewandert sind, es ist ein Trauerdienst, den wir zu erfüllen im Begriffe stehen. Es bedarf nicht der Worte, um uns in diesem Augenblicke, bei dieser Handlung mit dem feierlichsten

---

[1] Wilhelm Emanuel Freiherr v. Ketteler, geb. 1811 in Münster, studierte anfangs die Rechte und war Referendar in Münster. Später verließ er den Staatsdienst und studierte Theologie. Als Mitglied der Frankfurter Nationalversammlung erregte er durch die mitgeteilte berühmte Rede berechtigtes Aufsehen. Er starb als Bischof von Mainz im Jahre 1877.

[2] „Am 17. September 1848 fand auf der Pfingstweide bei Frankfurt a. M. eine große Volksversammlung statt. Die wildesten Reden wurden gehalten; der Abgeordnete Zitz, ein Advokat aus Mainz, verlangte, das Volk — der exaltierte Menschenhaufe, zu welchem er sprach — solle die Linke für das echte Parlament erklären; ein anderes Mitglied dieser Linken, Ludwig Simon aus Trier, meinte, es sei jetzt die Zeit gekommen, mit den Männern der Rechten von den Barrikaden herab zu sprechen. Ein anderer dieser Redner, die ihre politische Weisheit aus den trüben Lachen unbestimmter und unvergorener Erinnerungen an die erste französische Revolutionszeit schöpften, bezeichnete unter unermeßlichem Beifall die Männer der Majorität als Verräter des Vaterlandes, der Ehre und der Freiheit. Am folgenden Tage entbrannte zwischen den Volkshaufen und dem vom Frankfurter Senat aufgebotenen Militär ein heftiger Straßenkampf, der den Tag hindurch andauerte. Während noch um die Barrikaden gekämpft wurde, hatte die aufgestachelte bestialische Wut, die jetzt an politischen Phrasen wie sonst an geistigen Getränken sich entflammte, ein Opfer gefunden. Zwei Abgeordnete der Mehrheit, der Fürst Lichnowski und der Graf v. Auerswald, welche die Unvorsichtigkeit begangen hatten, den heranziehenden preußischen Truppen entgegenzureiten, fielen vor dem Friedeberger Tore einem Haufen der Aufständischen in die Hände, die sie massakrierten. Um 11 Uhr nachts waren die Barrikaden in den Händen der Truppen, und die Aufständischen suchten das Weite." (Schlossers Weltgeschichte.)

Ernste, mit der tiefsten Rührung zu erfüllen. Die schaudervolle Tat, die vor unseren Augen vollbracht worden, die Schlachtopfer, die infolge dieser Tat gefallen sind und nun hier zu unseren Füßen liegen, die besonderen Beziehungen, in denen wir zu diesen Männern stehen, die teils unsere Freunde, teils jene braven deutschen Krieger sind, welche ihren Leib und ihr Leben für uns eingesetzt, um die drohende Gefahr von uns, vom gesamten deutschen Vaterlande abzuwenden, alles das dringt gewaltig ein auf unsere Seele, so daß es der Worte nicht mehr bedarf, um uns tief zu erschüttern. Noch vor einigen Tagen standen diese Männer in der Vollkraft ihres Lebens in unserer Mitte — und nun liegen sie da als Leichen vor uns!

Und in welchem Zustande ist die Gestalt des Mannes, der dort an der Stelle vor mir liegt? Meine christlichen Brüder, ich bin wohlvertraut mit allen Schrecknissen, welche die Todesstunde mit sich führt. Es ist mein täglicher Beruf, den Menschen auf ihrem letzten ernsten Lebenswege zur Seite zu stehen, in der Todesstunde ihnen mit dem Troste der Religion zu Hilfe zu eilen, nach dem Tode ihnen die Augen zuzudrücken. Ich erschrecke nicht vor der erstarrten Leiche mit dem gebrochenen Auge und der eisigen Kälte. Als ich aber die Leiche dieses Mannes[1] aufsuchte, um mich an ihrer Seite niederzuknieen und für die abgeschiedene Seele mein Gebet zu verrichten, da durchbebte ein kalter Schauer meine Glieder und meine Seele. Er schien mir nicht von Menschenhand ermordet, sondern von den Zähnen und Klauen wilder Tiere zerrissen zu sein. Auf dieser Leiche ruhte nicht jener Ausdruck eines sanften ruhigen Schlafes, den wir so gern bei dem Verstorbenen antreffen, der die zurückgebliebenen Freunde mit Trost und Frieden erfüllt; auf seiner Brust klaffte nicht eine offene, eine edle Wunde, wie sie die Brust des Kriegers ziert, der im Kampfe mit einem edlen Feinde sein Leben dahingegeben; nicht so fand ich die Leiche dieses Mannes, nicht so war sein Tod gewesen. Ohne Waffen, mit der an ihm bekannten Furchtlosigkeit und mit dem festesten Vertrauen zum Volke hatte er sich an jenem verhängnisvollen Tage in

[1] Felix Fürst von Lichnowski.

Begleitung seines älteren Freundes,[1] der da neben ihm liegt, zu Pferde vor das Tor hinausgewagt, und da hat man sie, die Wehr- und Waffenlosen, in großer Zahl meuchlings überfallen, man hat sie gehetzt, verfolgt, aus ihrem Verstecke herausgerissen, den einen noch am Hause zerschlagen und erschossen, den andern unter furchtbaren Mißhandlungen weit in das Feld hinausgeschleppt und ihn dort in entsetzlicher Weise ermordet, man hat ihn zerschossen, zerschlagen, zerrissen, zerschnitten!!! Das ist der Zustand der Leichen dieser Männer.

Und wer waren denn die Männer, die man so behandelte? Waren es schandvolle Missetäter, die dem Kerker entsprungen, und die ihr Leben längst verwirkt hatten? Waren es Feinde des deutschen Volkes, die den gerechten Haß des Volkes auf sich geladen? Nein, meine christlichen Brüder, nichts von allem dem! Es waren Männer, die Gott mit den edelsten Gaben des Geistes und des Herzens ausgestattet hatte. Sie haben mit festem Mute und hoher Begeisterung für ihre beste Überzeugung gekämpft, auf dem Schlachtfelde mit ihrem tapferen Schwerte, im Rate der Völker mit ihrem Geiste, und selbst ihre Gegner achteten in ihnen würdige Söhne des deutschen Vaterlandes. Endlich war ihnen noch die höchste Ehre zu teil geworden. Als das deutsche Volk aufgefordert wurde, seine edelsten und vertrautesten Männer hierher zu senden, da wählte es auch sie. Unter den 45 Millionen Deutschen gehörten auch sie zu den 600 Auserwählten, denen der Auftrag geworden ist, den erhabenen Riesenbau eines einigen starken deutschen Vaterlandes aufzuführen, und wir haben gesehen, wie sie an diesem Bau gearbeitet, wir haben sie als höchst einsichtige, tatkräftige Bauleute kennen gelernt. Sie haben mit Ehren ihre Stellen eingenommen, mit Ehren die Würden getragen, die ihnen das Volk auferlegt, sie haben sich wert gezeigt, deutsche Volksvertreter zu sein, vom deutschen Volke geehrt und geachtet zu werden.

Wie konnte denn aber an solchen Männern eine solche Tat vollbracht werden? Bei allen Völkern der Erde ist ja der Vertreter des Volkes eine unverletzliche Person. Wie konnte in unserem teuren Vaterlande, in unserem edelmütigen

[1] General von Auerswald.

Deutschland an deutschen Volksvertretern ein so übergrausenhafter Mord begangen werden? Welche Untat haben diese Männer noch zuletzt begangen, daß man sie so schmachvoll mißhandelt und hingeschlachtet hat? Haben sie das Wohl des Volkes verraten, haben sie den Volksvertretern Hohn gesprochen, haben sie sich den Beschlüssen der Nationalversammlung widersetzt, sind sie von der deutschen Nationalversammlung für vogelfrei erklärt worden? Nein, meine christlichen Brüder, und abermals nein, nichts von dem allem! Sie sind hingeschieden, hochgeachtet von dem Volke, das sie gewählt, hochgeachtet und geliebt von der Versammlung der deutschen Volksvertreter; und ihr ganzes Verbrechen hat nur darin bestanden, daß sie Männer waren, daß sie nach freier, unabhängiger Überzeugung geredet und gestimmt, daß sie in Übereinstimmung mit der Mehrzahl der deutschen Nationalversammlung gehandelt haben.

Ja, wir können uns den ganzen Umfang der Verruchtheit jener Tat nicht verhehlen, und wenn Männer aus andern Ländern hier zu uns hintreten und fragen, wen wir denn hier auf deutscher Erde eingesenkt haben, so müssen wir mit schamrotem Antlitze und tränendem Auge antworten: Hier ruhen zwei der edelsten Männer, der edelsten Söhne des deutschen Vaterlandes, die von deutscher Hand waffenlos und hilflos meuchlings ermordet sind, weil sie es gewagt haben, auf der ersten deutschen Nationalversammlung nach ihrem besten Gewissen und Erkennen zu reden und zu stimmen!

Und in welcher Zeit, in welchem Lande ist diese Tat verübt? In einer Zeit, die sich stolz über die Vergangenheit erhebt, die sie eine Zeit der Finsternis, der Barbarei, der tiefsten Versunkenheit nennt, die von sich selbst sagt, sie sei die Zeit der Humanität, des Lichtes, der Aufklärung; sie ist verübt in einem Lande, das von sich sagt, es sei die Heimat der höchsten Gedanken, Ideen und Bestrebungen der Menschheit, es sei der Zentralpunkt, von wo aus sich wahre Aufklärung und Humanität nach aller Welt hin verbreiten werde.

Endlich stelle ich in Gegenwart dieser Leichen die ernste, die gewichtige Frage: Wer sind denn die Mörder dieser unserer Freunde? Fürchtet nicht, meine christlichen Brüder, daß ich diesen heiligen Ort durch die Worte des Hasses entweihen

werde; fürchtet nicht, daß ich in Gegenwart dieser Männer, die im Frieden entschlafen, Unfrieden in euren Seelen erregen werde; fürchtet nicht, daß ich zum Verräter an meinem hohen Berufe werde, dessen schönstes Ziel es ist, die Menschen in Liebe zu vereinen. Aber ich will die Wahrheit, die ganze unverkümmerte Wahrheit; denn nur die Wahrheit führt zur wahren Versöhnung, zum wahren Frieden; ich will insbesondere hier die Wahrheit, um unser gutes deutsches Volk von der Schmach zu befreien, als sei aus ihm diese Tat hervorgegangen: und so frage ich abermals, wer sind die Mörder unserer Freunde? Sind es etwa jene, die ihnen die Kugeln durch die Brust geschossen, die mit der Sense ihnen die Schädel gespalten? Und ich sage unbedenklich, nein, sie sind es nicht! Die Gedanken sind es, die auf Erden die guten und die bösen Taten gebären — und die Gedanken, die diese Taten hervorgerufen, ruhen nicht in unserem Volke.

Ich kenne auch das deutsche Volk. Ich kenne es zwar nicht aus den Volksversammlungen, ich kenne es aber aus seinem Leben. Ich lebe mit und unter dem Volke, ich kenne es in seinen Leiden, in seinen Schmerzen. Es fließen nicht viele Tränen in dem Volke, dessen Leitung mir anvertraut ist, die es mir nicht klagt, die ich nicht mit ihm teilte und zu lindern suchte. Ich habe mein ganzes Leben dem Dienste des armen Volkes gewidmet, und je mehr ich es kennen gelernt, desto mehr habe ich es lieben gelernt; ich weiß, wie große, edle Anlagen unser deutsches Volk von Gott erhalten hat. Nein, ich rufe es abermals, und o möchte meine Stimme zugleich mit der Kunde von dieser Tat in alle Welt hinaushallen, nein, nicht unser edles, biederes deutsches Volk ist es, aus dem diese entsetzliche Tat hervorgegangen. Von ihm gelten die Worte unseres Erlösers: „Es hat nicht gewußt, was es getan." Aber die Mörder sind jene Männer, die dahin streben, im Volke den Glauben an den allmächtigen Gott zu vertilgen; es sind jene Männer, die Christus, das Christentum, die Kirche vor dem Volke verhöhnen, verspotten, verlachen und mit ihrem niedrigen Geifer beflecken; es sind jene Männer, welche die beseligende, frohe Botschaft von der Erlösung der Menschheit im Herzen des Volkes zu vertilgen streben; es sind jene Männer, die den Umsturz nicht nur als eine

traurige Notwendigkeit unter besonderen Umständen anerkennen, sondern die den Umsturz zum Prinzip erheben und das Volk von Umsturz zu Umsturz hinreißen, bis in die Familie, bis zu dem Stuhle, auf dem Vater und Mutter nebeneinander sitzen; es sind jene, die dem Volke den Glauben nehmen, daß es die Pflicht des Menschen sei, sich selbst zu beherrschen, seine Leidenschaften zu bezwingen, sich dem höheren Gesetze der Sitte und der Tugend zu unterwerfen, und welche dagegen die Leidenschaften zur Herrschaft bringen wollen und das Volk damit entzünden; die Mörder sind jene Männer, die sich selbst zu den Lügengötzen des Volkes machen wollen, daß es vor ihnen niederfalle und sie anbete.

Nun aber tritt an diesen Gräbern ein Gedanke an meine Seele heran, den ich euch, meine christlichen Brüder, zum Schluß noch mitteilen muß. Ich sehe in der Welt auf der einen Seite ein gewaltiges Ringen und Drängen und Streben nach den höchsten Idealen, welche die Menschenseele zu fassen vermag, und auf der andern Seite sehe ich ein Aufkeimen so niederträchtiger Leidenschaften, wie sie kaum je in der Menschheit dagewesen; ich höre den Ruf nach einem allgemeinen Frieden — und wessen Seele möchte nicht jubelnd darin einstimmen —, und ich sehe die Menschen sich immer mehr zerteilen, zertrennen und zerklüften, den Vater vom Sohne, den Bruder von der Schwester, den Freund vom Freunde; ich höre den Ruf nach Gleichheit unter den Menschen, die uns die Botschaft des Heiles schon seit Jahrtausenden gelehrt, und ich sehe ein wahnsinniges Streben des einen, über den andern sich zu erheben; ich höre den schönen, erhabenen Ruf nach Brüderlichkeit und Liebe, der so ganz ein Ruf ist, vom Himmel uns zugetragen, und ich sehe den Haß und die Verleumdung und die Lüge unter den Menschen verbreitet; ich höre den Hilferuf für unsere armen leidensvollen Mitbrüder — und wer, der sich nicht beide Augen ausgerissen, kann es leugnen, daß die Not unter unseren armen Mitbrüdern entsetzlich ist, und wer, der sich das Herz nicht aus der Brust gerissen, stimmt nicht aus voller Seele ein in diesen Hilferuf? —, und ich sehe die Habgier und den Geiz zunehmen, die Genußsucht immer wachsen, ich sehe Menschen, die sich „Männer des Volkes“ nennen, nichts anderes treiben, als die

Not vermehren, die Arbeitslust untergraben und ihre armen verführten Mitbrüder auf die Taschen ihrer Mitmenschen hetzen, während sie selbst nicht daran denken, ihren Säckel den Armen zu öffnen; ich sehe sie die Christenlehre zerstören, die da befiehlt, mit dem eigenen Säckel anzufangen, die da predigt: Willst du vollkommen sein, so verkaufe, was du hast, und gib es den Armen; ich höre den Ruf nach Freiheit, und ich sehe da Menschen gemordet, die es gewagt haben, ein freies Wort zu sprechen; ich höre den Ruf nach Einheit, und ich sehe den einen Stamm des Volkes mit dem andern in blindem, unversöhnlichem Hader; ich höre den Ruf nach Humanität, und ich sehe eine Brutalität, die mit Schauer erfüllt.

O ja, ich glaube an die Wahrheit aller dieser erhabenen Ideen, welche die Welt jetzt bewegen; mir ist keine zu hoch für die Menschen, ich glaube, daß es die Aufgabe der Menschheit ist, sie alle zu erfüllen; ich liebe diese Zeit schon deshalb, weil sie so gewaltig nach der Erfüllung dieser Ideen ringt, soweit ich sie von ihrer Erreichung auch noch entfernt sehe; aber, und das ruft uns das Grab unserer Freunde in Verbindung mit so vielen andern Erscheinungen der Gegenwart zu, es gibt nur ein Mittel, um diese erhabenen Ideen zu verwirklichen, und das ist, daß wir uns wieder hinwenden zu dem, der sie der Welt zugetragen hat, zu dem Sohne Gottes, Jesus Christus. Christus hat uns alle jene Lehren verkündet, die uns die Menschen, die von ihm abgefallen sind und ihn verhöhnen, jetzt als ihr Werk, als ihre Lehre anpreisen; aber er hat sie nicht bloß gelehrt, er hat sie auch in seinem Leben geübt, und er hat uns den einzigen Weg gezeigt, um sie in unser Leben einzuführen. Er ist der Weg, die Wahrheit und das Leben, außer ihm ist Irrtum, Lüge und Tod. Mit ihm vermag die Menschheit alles, das Höchste und Idealste, ohne ihn vermag sie nichts. Mit ihm, in der Wahrheit, die er gelehrt, auf dem Wege, den er gewiesen, können wir die Erde zum Paradiese machen, können wir unseren armen leidenden Brüdern ihre Tränen trocknen, können wir Liebe, Eintracht und Brüderlichkeit, wahre Humanität in vollendeter Weise begründen, können wir, ja ich behaupte es aus der tiefsten Überzeugung meiner Seele, selbst Gemeinschaft der Güter und den ewigen Frieden herstellen und zugleich die

freiesten sozialen und politischen Institutionen schaffen, ohne ihn werden wir mit Schmach, Schande und Elend zu Grunde gehen, ein Spott und ein Hohn für die Nachwelt. Das ist die Wahrheit, die uns aus diesen Gräbern entgegentönt, die der Verlauf der Weltgeschichte bestätiget. — Möchten wir sie beherzigen!

Endlich, meine christlichen Brüder, erinnere ich euch daran, daß nach dem Tode das Gericht ist, und ich bitte euch deshalb, den Seelen unserer verstorbenen Freunde und unserer edlen Beschützer in eurem Gebete eingedenk zu sein, auf daß sie Gnade finden am Throne Gottes! Amen.

Heinrich v. Treitschke.[1]

Zur Erinnerung an die Leipziger Völkerschlacht, beim dritten deutschen Turnfest zu Leipzig (5. August 1863).

Deutsche, geliebte Landsleute! Überwältigt stehe ich vor der unmöglichen Aufgabe, diese festlich wogende Menge mit einer Menschenstimme zu beherrschen. Und doch ist eins noch unmöglicher: in wenigen raschen Worten würdig zu reden zur Feier der „herrlichen Schlacht“, wie Vater Arndt sie nannte, die unserem Volke die Befreiung brachte. Welch eine Fülle von Ruhm und Mut und Heldenzorn drängt sich zusammen in jenen großen vier Tagen — von dem Morgen des 16. Oktober an, da die Husaren in Schkeuditz[2] Fanfaren bliesen und der eiserne York seinen Offizieren zutrank auf den guten Spruch: „Anfang, Mittel und Ende, Herr Gott, zum Besten wende!“ bis zu der Nacht des 18., als das Schicksal den frommen Wunsch erhörte und tausend und aber tausend Krieger das Danklied sangen, weithin über das blutige, schlachtgewohnte Blachfeld, endlich bis zu dem Tage des Sturmes auf die

[1] Heinrich Gotthard v. Treitschke, geb. 1834 in Dresden, wirkte als Professor der Geschichte an den Universitäten Freiburg, Kiel, Heidelberg und Berlin. Bis 1889 lag die Redaktion der „Preußischen Jahrbücher“ in seinen Händen. Sein Hauptwerk ist die „Deutsche Geschichte des 19. Jahrhunderts“. † 1896.

[2] Schkeuditz liegt westlich von Möckern an der Weißen Elster.

Stadt, da den alten Blücher auf unserem Markte der jauchzende Hochruf begrüßte! Doch das ist unsere Weise nicht, uns selbstgefällig zu spiegeln an den Taten vergangener Zeiten. Wir werden das Gedächtnis eines Geschlechtes, das leuchtend dastand durch Zucht und sittlichen Ernst, dann am würdigsten begehen, wenn wir uns redlich fragen: „Sind wir es wert, die Söhne solcher Väter zu heißen?"

Ist dieses reiche halbe Jahrhundert gesegneten Friedens in Wahrheit fruchtlos verronnen für den Ruhm unseres Volkes, wie die Verzweifelnden klagen? O nein! Wenn er heute auferstände, der große Scharnhorst, des deutschen Krieges edelstes Opfer, die klugen Augen würden blitzen, und er spräche: „Ich schaue ein anderes Volk als jenes, unter dem ich wirkte." Als Scharnhorst jung war, da verbot ein deutscher König seinen Bauern, den Beamten knieend den Rock zu küssen. Und heute? Erkennt ihr es wieder, jenes verschüchterte Geschlecht mißhandelter Fröner in unseren freien Bauern, die stolz und aufrecht hausen auf ihrer befreiten Hofstatt? Und wo sind sie hin, die ängstlichen Kleinbürger der alten Zeit, die der wohlmeinende Staatsbeamte belehren mußte, der Bürger solle sich selber rühren und Versammlungen halten und Gelder herbeischaffen, um nur eine armselige Landstraße durch den nächsten Kreis zu bauen? Allüberall jubelt uns heute die kecke Wagelust der modernen Menschen entgegen, sie ruft ihr stolzes: „Es gibt keine Entfernungen mehr!" Und wir, denen vormals Herz und Auge an die heimatliche Scholle gefesselt war, jetzt erst dürfen wir uns froh gestehen: wir kennen wirklich unser Vaterland! Und wo der Staat vordem der Leiter und Lehrer war, da steht er heute nur als bescheidener Mitbewerber neben der selbsttätigen Bürgerkraft. Als diese Schlacht geschlagen ward, da lud der Schmuggler von Helgoland in dunkler Nacht die Warenballen auf seine Jolle, und war der deutsche Hafen mühselig erreicht, dann galt es noch, Maut auf Maut ängstlich zu umschleichen. Wie anders heute! Noch nicht fessellos, leider, doch freier denn je zuvor berechnet unser Handel den Bedarf des Marktes in den fernsten Strichen der Erde, und erst in diesen Friedensjahren ist unser Volk in Wahrheit teilhaftig geworden des Segens der Entdeckung der neuen Welt. Und dann blicket hin, geehrte Festgenossen, auf

die reichen Wohnstätten unseres Bürgertums, auf jenen Kranz von Städten, dessen wir uns rühmen vor allen Völkern. Wie eine jede pranget nach ihrer eigenen Weise, froh einer reichen Geschichte; wie eine jede mit der andern ringt im edlen Wettstreite, welche das meiste schaffe für Handel und Wandel, für Bildung und gute Menschensitte! Überall geebnete Wälle, gebrochene Mauern, öde Felder verwandelt in reiche Straßen, alle Schleusen geöffnet für die hochgehenden Wogen des modernen Verkehrs! Wo vor einem Menschenalter noch eine wüste Stätte lag an der Weser, da hebt sich jetzt, gegründet von einem großen Bürger[1] und jählings emporgestiegen wie ein australischer Wohnplatz, unseres Reiches jüngste Hafenstadt, Bremerhaven. Unser wirtschaftliches Schaffen selber ward ein anderes, ward sittlicher und freudiger, seit wir den Adel der Arbeit, jeglicher Arbeit erkannt haben. Deutsche Kunst und Wissenschaft hat Zeiten höherer Blüte gesehen als die Gegenwart; aber noch niemals strebte sie so menschenfreundlich, auch die ärmsten Schichten des Volkes zu beglücken, und die verkümmerte Gestalt des Stubengelehrten der alten Zeit werden wir bald allein noch aus vergilbten Büchern kennen. In den Gemeinden und den Vereinen, die den Bürger gewöhnen, selber zu sorgen für das Heil des Ganzen, hat sich auch die männliche Gabe der freien Rede entfaltet, von der Gneisenau noch meinte, sie sei dem gedrückten Sinne der Deutschen versagt. Wo der Staat noch zaudert, ein notwendiges Gesetz zu geben, wo er die Ehre der allgemeinen Wehrpflicht dem Volke vorenthält, da treten freiwillig die Männer zusammen, da scharen sich die Schützen und unsere fröhliche Turnerschaft, der wir das reiche Fest verdanken, und lehren die Jugend die ersten Tugenden des Krieges, Mannszucht und die Herrschaft über den gestählten Arm und festen Mut, das Vaterland zu schirmen mit dem eigenen Leibe, und legen also den Grund zu einer neuen Wehrverfassung in der Zukunft. Das sind die Segnungen des Friedens, den unsere Väter mit ihrem Blute erkauft haben, das die Siege jener echten Demokratie, der die Zukunft Europas gehört, das sind Güter, unzerstörbar, gesicherter als die leider noch sehr unfertigen Anfänge

[1] Das erste Bassin von Bremerhaven wurde 1826 auf Anregung des Bremer Bürgermeisters Smidt eingerichtet.

unseres parlamentarischen Lebens. Eher mögt ihr dem Winde gebieten, daß er aufhöre zu rauschen, als unserem Volke, daß es sich wiederum geduldig füge unter die Vormundschaft einer allwissenden Staatsgewalt. Wir schätzen selten, was wir die Fülle besitzen. Wer aber unter euch, ihr Festgenossen, besonnenen Sinnes den geselligen Zustand des Volkes von damals vergleicht mit dem Volke von heute, ihm wird das Herz schwellen vor Freude, gleich dem Jünglinge, der in einer Stunde stiller Sammlung sich tiefbewegt gesteht: ich bin ein Mann geworden. Fürwahr, wir leben in einer Zeit der Zeichen und Wunder. Ein Tor, wer sich träge schilt. Auch der Beweglichste unter uns muß sich rührig tummeln, will er nicht liegen bleiben unter ihrem rollenden Rade. Seid ihr mir des Zeugen, ihr Älteren, die ihr goldene Jahre der Jugend vertrauert habt um unserer Farben willen. Seht sie ringsum flattern im Winde, unsere ehrwürdigen Fahnen! Das verwegene Traumbild eurer Jugend steht vor euch als eine schöne Wirklichkeit.

Aber auch das ist ein Wunder, ein trauriges Wunder, daß in unserem Volke alles sich verwandelt hat, nur eines nicht, das staatliche Band, das uns zusammenhält. Noch immer, derweil unser Volk sich fest und fester zusammenschließt, verharrt der deutsche Staat in der losen Form eines völkerrechtlichen Bundes. Noch steht unser Volk rechtlos, unvertreten, wenn die Völker tagen. Noch grüßt kein Salutschuß im fremden Hafen die deutsche Flagge; denn heimatlos ist sie auf dem Meere wie die Farben der Seeräuber. Noch blutet die Wunde, die im Frieden nimmer heilen darf, die schmerzliche Erinnerung, daß dies große Deutschland dem sieglosen Sieger, dem schwachen Dänemark, ein Glied von seinem Leibe,[1] der edelsten einen unter seinen Stämmen, schmählich preisgegeben hat. Und unter unseren Staaten sind nicht zehn — auch dies Königreich Sachsen nicht —, wo das Recht des Landes unverletzt geblieben ist von der Willkür. Freudig erheben wir das Haupt, wenn man fragt nach unserem Reichtum, unserer Bildung, nach dem Frieden zwischen den Vornehmen

[1] Durch den Friedensschluß vom 2. Juli 1850, der den ersten schleswig-holsteinischen Krieg beendete, wurde Schleswig dem Könige von Dänemark preisgegeben.

und den Geringen, doch beschämt müssen wir verstummen, wenn von dem deutschen Staate geredet wird. Ein halbes Jahrhundert ging über den Deutschen Bund dahin wie ein Traum. Aber sind es wirklich noch die alten Gewalten, die über uns herrschen? Als unsere Väter den Bundestag gründeten nach dem Frieden, da begrüßten ihn die Besten mit stolzer Hoffnung; sie meinten, aus ihm werde sich ein ehrwürdiger Gerichtshof über jeden Streit unter den Völkern des Weltteils entfalten. Und heute steht er verlassen von dem Glauben des Volkes, und selbst die Mattherzigen verteidigen ihn nur noch als ein notwendiges Übel. Als man ihn gründete, war er geheiligt durch die Weihe des Rechts; doch auch diese umschwebt ihn nicht mehr, seit er wieder auferstanden ist zum Trotz den heiligsten Versprechungen. Schelte man immerhin auf die trotz alledem große deutsche Bewegung vor fünfzehn Jahren, nimmermehr wird man aus unserer Seele die glorreiche Erinnerung reißen, daß es eine Zeit gegeben hat, da die Vertreter unseres Volkes im deutschen Parlamente tagten. Es kann nicht sein, daß ein großes, reiches, klarblickendes Volk auf ewig verzichte auf die Leitung seines Staates. Jene gewaltige volkstümliche Kraft, die in allen Adern unseres geselligen Lebens pulst und wogt, sie wird auch des deutschen Staates sich noch bemächtigen. Nicht, ob es geschehen wird, steht in Frage, nur, wann es sich vollenden wird.

Dies große nationale Fest, das Deutsche von jeder Meinung friedlich vereinigt, ist nicht die Stätte, über die Pläne der politischen Parteien zu reden. Doch auch diese Feier kann und soll die Wege bahnen für unsere politische Arbeit. „Saaten des Wohlwollens auszustreuen für künftige Zeiten," das schien den alten Griechen die Absicht der volkstümlichen Feste und Wettkämpfe, das gelte auch uns als ihr edelster Zweck. Für Millionen unseres Blutes ist der Name „deutsche Einigkeit" nur ein großes, wohltönendes Wort, nicht eine begeisterte Überzeugung, die jeden Entschluß des Mannes durchdringt und heiligt. So gehet denn hin, ihr unsere lieben Gäste, und verkündet daheim, was ihr hier geschaut habt. Verkündet, wie ihr im bewegten Austausch der Gedanken und Gefühle, in der Übung der gemeinsamen deutschen Turnkunst empfunden und im tiefsten Herzen erlebt habt, daß wir zueinander gehören,

daß wir ein Fleisch sind und ein Blut. Erzählet, wie der Mann aus dem Norden dem Manne aus dem Süden das Wort von den Lippen nahm, und wenn ihr nicht wisset, ob die Wirte oder die Gäste, ob die Schwaben oder die Niedersachsen das meiste getan haben für die Freude dieses Festes, so denket: das ist ein Bild der deutschen Geschichte. Seit Jahrhunderten haben unsere Stämme in Wetteifer gewirkt für die Herrlichkeit unseres Volkes, und kein Weiser hat ergründet, welcher Stamm das Edelste gab, welcher das Größte empfing. So verbannet sie denn für immer, jene schnöde Scheelsucht, die makelt an dem unzweifelhaften Ruhme edler deutscher Stämme, die neidisch bestreitet, daß die Preußen in dem Freiheitskriege uns allen glorreich voranstürmten, oder den Süddeutschen die Ehre verkümmert, daß sie früher als wir alle, doch zum Frommen für uns alle, die schwersten ersten Lehrjahre des parlamentarischen Lebens durchmessen haben. Und eure härteste Verachtung treffe jene Pharisäer, die, wenn irgendwo in einem deutschen Staate das Recht gebrochen wird, behaglich lächeln: „Solches könnte nicht geschehen in unserem Lande." Was der fernste unserer Stämme leidet durch Unrecht und Gewalttat, das soll uns schmerzen wie eine Wunde an unserem eigenen Leibe. Der ärgste Feind, der uns hindert, ein mächtiges Volk zu werden, der sind wir selber mit unserem häuslichen Hader. Eine lange Arbeit nationaler Erziehung liegt noch vor uns, und sie ist auch deshalb unendlich schwer, weil Tausende, die sich geistreich dünken, es eitles Phrasenwerk schelten, wenn einer durch redliches Mahnen zur nationalen Eintracht mithilft an diesem großen Werke unserer politischen Erziehung. Haben wir erst männlich jedes liebgewordene Vorurteil des Partikularismus von uns geworfen, auch das allerletzte, sind wir erst Mann für Mann durchdrungen von der leidenschaftlichen Überzeugung, daß dieser Boden dem Fremden unantastbar sei, sind wir in Wahrheit das Volk von Brüdern geworden, von dem die Lieder unserer Sänger reden, so wird der Gedanke eines neuen Rheinbundes, wenn ein Ruchloser ihn je wieder hegen sollte, zu Schanden werden an seinem eigenen Aberwitz. Denn wer wird brüten über den Verrat, wenn sich in unserem Volke nicht mehr hundert Hände finden, dem Verrat zu helfen?

Dann wird der Dom der deutschen Einheit in seinen Grundmauern gefestet stehen. Und sendet uns endlich die Gnade der Vorsehung eine günstige Weltlage, die kein knabenhafter Vorwitz verfrühen kann, so wird die politische Einheit Deutschlands nur noch erscheinen wie der Kranz der Zinnen und der Türme, der den bereits fertigen Bau unserer Volks-Einheit krönt.

Geehrte Festgenossen! Man schilt uns Träumer, uns, die wir glauben an die politische Zukunft unseres Volkes. Es sei! Auch unsere Ahnen, die hier für uns kämpften, haben das vornehme Achselzucken der Kleingläubigen ertragen. Als Preußen tief darniederlag, ein mißachteter Mittelstaat, was schien da lächerlicher als die Hoffnung, daß dieser Staat den Welteroberer bezwingen werde? Und doch sprach Oberst Below im Frühjahr 1813 an der fernen Ostmark unseres Landes, in Tilsit, zu seinen Dragonern: „Ich werde euch führen in die Hauptstadt des Feindes!“ Und siehe, bevor ein Jahr verlaufen war, ritt er mit den preußischen Bauernsöhnen auf die Höhe des Montmartre und zeigte ihnen zu ihren Füßen das eroberte Paris. So wahr ist es, daß ein Volk unfehlbar erreicht, was es begeistert und ernstlich will. Was unsere Ahnen wollten, Kind und Kindeskinder bewahren vor der Schmach der Fremdherrschaft und den Eroberer züchtigen in seinem eigenen Lande — das ward vollführt, glorreich ausgeführt. Aber auf dem befreiten Boden ein festes Reich zu gründen, das haben die Helden nur ersehnt mit frommen Wünschen, mit unklarem Verlangen, nicht gewollt mit jener starken Leidenschaft, jener klaren Erkenntnis, die den Sieg verbürgen. Während der wundervollen Tage des Kampfes wurden auch schwächere Männer durch die großen Erlebnisse dann und wann emporgehoben über ihr eigenes Maß. Als König Friedrich Wilhelm nach dem Tage von Leipzig einen alten Offizier fragte, wie es seinen vier Söhnen ergehe, da erwiderte der Alte: „Es geht gut,“ und dann mit erstickter Stimme, „sie sind alle im Kampfe für Ew. Majestät gefallen.“ Der König aber wandte sich tieferschüttert ab und sprach: „Nicht für mich, nicht für mich! Wer könnte das ertragen? Sie starben für das Vaterland.“ So blitzte dem König auf einen Augenblick die Erkenntnis auf, daß eines Mannes

Schultern zu schwach sind, das Wohl und Wehe eines großen Volkes auf sich zu nehmen, und er bekannte, daß das Vaterland höher steht als der Wille des mächtigsten Menschen. An uns aber ist es, diesen großen Gedanken: „Das Vaterland über alles!“ auch in den Tagen des Friedens zu bewahren, ihn ganz zu verstehen und ihn frei zu halten von der Macht der Phrase, die dem leicht begeisterten Gemüte des Deutschen so hochgefährlich ist. An uns ist es, das Werk unserer Väter zu vollenden und auf dem Boden, den ihr Heldentum uns neu geschenkt hat, jenes eigene Reich zu gründen, das nur als ein blasses Bild der Sehnsucht vor ihrer Seele schwebte. Noch sind wir fern von diesem Ziele, solange wir uns durch hochtrabende Reden betören lassen, statt unsere Staatsmänner allein nach ihren deutschen Taten zu beurteilen, allein danach, ob sie bereit sind, die ungeschmälerte Macht der Einzelstaaten aufzuopfern, die doch nichts anderes sind als die Ohnmacht des ganzen Deutschlands.

Geehrte Festgenossen! Ich würde mich versündigt haben an den blutigen Schatten, die ob diesem Gefilde schweben, wenn ich euch nur zur leeren Augenweide ein prunkendes Bild von der Größe der alten Zeit vorgeführt hätte. Mir schien es würdiger, in dieser Feierstunde zu fragen, welche Pflicht uns, den Söhnen, obliegt gegen die Schatten unserer Ahnen. In unsere Hand ist es gegeben, dem großen Geschlechte, das hier blutete, die Unsterblichkeit zu sichern, wenn wir uns den tapfern, vaterländischen Geist der Väter bewahren und diesen Geist fortbilden mit der wachsenden Zeit und ihren wachsenden Forderungen. Als die „herrliche Schlacht“ hier tobte, da erneuten sich Taten, die von der Geschichte der Welt zuvor nur einmal gesehen waren, unter den Griechen, und die seitdem als eine wundervolle Sage fortleben von Jahrhundert zu Jahrhundert unter den staunenden Menschen. Bei den Deutschen lebte wieder das markerschütternde Lied auf, das der griechische Sänger sang am Tage von Salamis: „O ihr Söhne der Hellenen, kommt, befreit das Vaterland, befreiet Weib und Kind! Jetzt gilt es einen Kampf um alles!“ Laßt es nicht von uns heißen wie von dem großen Griechenvolke: die Väter retteten alle Schätze reiner Menschenbildung vor dem fremden Eroberer, die Söhne aber gingen

schmachvoll zu Grunde, weil sie nicht vermochten, Zucht und Recht und Frieden zu bewahren auf dem befreiten Boden. Nein, diese blühende Jugend- und Männerkraft, die sich prächtig zusammenfand in unserer gastlichen Stadt, ein erhebendes Bild von dem Adel und der Stärke unseres Volkes, sie wird das Werk unserer Väter nicht zu Schanden werden lassen. Sie wird helfen, es zu vollenden. Die Zeit ist dahin, für immer dahin, wo der Wille der Höfe allein die Geschicke dieses großen Landes bestimmte. Auch der Geringste unter uns ist heute berufen, mitzuwirken an der Arbeit unserer politischen Erziehung, auch der Geringste ladet eine schwere Schuld auf seine Seele, wenn er dieser heiligen Pflicht sich feig versagt.

Deutsche, geliebte Landsleute! Ihr, die ihr wohnet, wo die Türme von Lübeck und die weißen Felsen von Arkona dem heimwärts segelnden deutschen Seemanne die Nähe seines Landes künden, und ihr Mannen, die ihr daheim seid, wo die Schweizer Alpen sich spiegeln in dem Schwäbischen Meere, und ihr, deren Wiege stand, wo die graue Pfalz aus dem Rheine steiget und in der Neujahrsnacht des großen Krieges Vater Blücher den deutschen Strom überbrückte, ihr alle, wes Stammes, wes Gaues ihr seid, stimmet ein in den Ruf: „Es lebe Deutschland!“

Kaiser Wilhelm I.

Eröffnung des Reichstages des Norddeutschen Bundes am 19. Juli 1870.

Als Ich Sie bei Ihrem letzten Zusammentreten an dieser Stelle im Namen der verbündeten Regierungen willkommen hieß, durfte ich es mit freudigem Danke bezeugen, daß Meinem aufrichtigen Streben, den Wünschen der Völker und den Bedürfnissen der Civilisation durch Verhütung jeder Störung des Friedens zu entsprechen, der Erfolg unter Gottes Beistand nicht gefehlt habe.

Wenn nichtsdestoweniger Kriegsdrohung und Kriegsgefahr den verbündeten Regierungen die Pflicht auferlegt haben, Sie zu einer außerordentlichen Session zu berufen, so wird in

Ihnen wie in Uns die Überzeugung lebendig sein, daß der Norddeutsche Bund die deutsche Volkskraft nicht zur Gefährdung, sondern zu einer starken Stütze des allgemeinen Friedens auszubilden bemüht war und daß, wenn Wir gegenwärtig diese Volkskraft zum Schutze unserer Unabhängigkeit aufrufen, Wir nur dem Gebote der Ehre und der Pflicht gehorchen. — Die spanische Thronkandidatur eines deutschen Prinzen, deren Aufstellung und Beseitigung die verbündeten Regierungen gleich fern standen und die für den Norddeutschen Bund nur insofern von Interesse war, als die Regierung jener uns befreundeten Nation daran die Hoffnung zu knüpfen schien, einem vielgeprüften Lande die Bürgschaften einer geordneten und friedliebenden Regierung zu gewinnen, hat dem Gouvernement des Kaisers der Franzosen den Vorwand geboten, in einer dem diplomatischen Verkehre seit langer Zeit unbekannten Weise den Kriegsfall zu stellen und denselben, auch nach Beseitigung jenes Vorwandes, mit jener Geringschätzung des Anrechtes der Völker auf die Segnungen des Friedens festzuhalten, von welcher die Geschichte früherer Beherrscher Frankreichs analoge Beispiele bietet.

Hat Deutschland derartige Vergewaltigungen seines Rechts und seiner Ehre in früheren Jahrhunderten schweigend ertragen, so ertrug es sie nur, weil es in seiner Zerrissenheit nicht wußte, wie stark es war. Heute, wo das Band geistiger und rechtlicher Einigung, welches die Befreiungskriege zu knüpfen begannen, die deutschen Stämme je länger, desto inniger verbindet; heute, wo Deutschlands Rüstung dem Feinde keine Öffnung mehr bietet, trägt Deutschland in sich selbst den Willen und die Kraft der Abwehr erneuter französischer Gewalttat.

Es ist keine Überhebung, welche Mir diese Worte in den Mund legt. Die verbündeten Regierungen, wie ich selbst, Wir handeln in dem vollen Bewußtsein, daß Sieg und Niederlage in der Hand des Lenkers der Schlachten ruhen. Wir haben mit klarem Blicke die Verantwortlichkeit ermessen, welche vor den Gerichten Gottes und der Menschen den trifft, der zwei große und friedliebende Völker im Herzen Europas zu verheerenden Kriegen treibt. Das deutsche wie das französische Volk, beide die Segnungen christlicher Gesittung und steigenden

Wohlstandes gleichmäßig genießend und begehrend, sind zu einem heilsameren Wettkampfe berufen als zu dem blutigen der Waffen. Doch die Machthaber Frankreichs haben es verstanden, das wohlberechtigte, aber reizbare Selbstgefühl unseres großen Nachbarvolkes durch berechnete Mißleitung für persönliche Interessen und Leidenschaften auszubeuten.

Je mehr die verbündeten Regierungen sich bewußt sind, alles, was Ehre und Würde gestatten, getan zu haben, um Europa die Segnungen des Friedens zu bewahren, und je unzweideutiger es vor aller Augen liegt, daß man uns das Schwert in die Hand gezwungen hat, mit um so größerer Zuversicht wenden Wir Uns, gestützt auf den einmütigen Willen der deutschen Regierungen des Südens wie des Nordens, an die Vaterlandsliebe und Opferfreudigkeit des deutschen Volkes mit dem Aufrufe zur Verteidigung seiner Ehre und seiner Unabhängigkeit. — Wir werden nach dem Beispiele unserer Väter für unsere Freiheit und für unser Recht gegen die Gewalttat fremder Eroberer kämpfen, und in diesem Kampf, in dem wir kein anderes Ziel verfolgen, als den Frieden Europas dauernd zu sichern, wird Gott mit uns sein, wie er mit unseren Vätern war.

Antwort auf die Adresse des Reichstages des Norddeutschen Bundes bei der Überreichung derselben in Versailles. (18. Dezember 1870.)

Geehrte Herren! Indem Ich Sie hier auf fremdem Boden, fern von der deutschen Grenze, empfange, ist es Mir das erste Bedürfnis, Meiner Dankbarkeit gegen die göttliche Vorsehung Ausdruck zu geben, deren wunderbare Fügung uns hier in der alten französischen Königsstadt zusammenführt. Gott hat uns Sieg verliehen in einem Maße, wie Ich es kaum zu hoffen und zu bitten wagte, als Ich im Sommer dieses Jahres zuerst Ihre Unterstützung für diesen schweren Krieg in Anspruch nahm. Diese Unterstützung ist mir in vollem Maße zu teil geworden, und Ich spreche Ihnen den Dank dafür aus in Meinem Namen, im Namen des Heeres, im Namen des Vaterlandes. Die siegreichen deutschen Heere,

in deren Mitte Sie Mich aufgesucht haben, fanden in der Opferwilligkeit des Vaterlandes, in der treuen Teilnahme und Fürsorge des Volkes in der Heimat, in der Einmütigkeit des Volkes und des Heeres ihre Ermutigung in schweren Kämpfen und Entbehrungen. Die Gewährung der Mittel, welche die Regierungen des Norddeutschen Bundes noch in der eben geschlossenen Session des Reichstages für die Fortsetzung des Krieges verlangten, hat Mir einen neuen Beweis gegeben, daß die Nation entschlossen ist, ihre volle Kraft dafür einzusetzen, daß die großen und schmerzlichen Opfer, welche Mein Herz wie das Ihrige tief bewegen, nicht umsonst gebracht sein sollen, und die Waffen nicht aus der Hand zu legen, bis Deutschlands Grenze gegen künftige Angriffe sichergestellt ist. Der Norddeutsche Reichstag, dessen Grüße und Glückwünsche Sie Mir überbringen, ist berufen gewesen, noch vor seinem Schluß zu dem Werke der Einigung Deutschlands entscheidend mitzuwirken. Ich bin demselben dankbar für die Bereitwilligkeit, mit welcher er fast einmütig seine Zustimmung zu den Verträgen ausgesprochen hat, welche der Einheit der Nation einen organischen Ausdruck geben werden. Der Reichstag hat, gleich den verbündeten Regierungen, diesen Verträgen in der Überzeugung zugestimmt, daß das gemeinsame staatliche Leben der Deutschen sich um so segensreicher entwickeln werde, als die für dasselbe gewonnenen Grundlagen von unseren süddeutschen Bundesgenossen aus freier Entschließung, nach Maßgabe ihrer eigenen Würdigung des nationalen Bedürfnisses, bemessen und dargeboten worden sind. Ich hoffe, daß die Vertretungen der Staaten, denen jene Verträge noch vorzulegen sind, ihren Regierungen auf dem betretenen Wege folgen werden. Mit tiefer Bewegung hat Mich die durch Se. Majestät den König von Bayern an Mich gelangte Aufforderung zur Herstellung der Kaiserwürde des alten deutschen Reichs erfüllt. Sie, Meine Herren, bringen Mir im Namen des Norddeutschen Reichstages die Bitte, daß Ich Mich dem an Mich ergehenden Rufe nicht entziehen möge. Ich nehme gern aus Ihren Worten den Ausdruck des Vertrauens und der Wünsche des Norddeutschen Reichstages entgegen. Aber Sie wissen, daß in dieser so hohe Interessen und so große Erinnerungen der deutschen Nation berührenden Frage nicht Mein eigenes Gefühl,

auch nicht Mein eigenes Urteil Meinen Entschluß bestimmen kann: nur in der einmütigen Stimme der deutschen Fürsten und freien Städte und in dem damit übereinstimmenden Wunsche der deutschen Nation und ihrer Vertreter werde Ich den Ruf der Vorsehung erkennen, dem Ich mit Vertrauen auf Gottes Segen folgen darf. Es wird Ihnen wie Mir zur Genugtuung gereichen, daß Ich durch Se. Majestät den König von Bayern die Nachricht erhalten habe, daß das Einverständnis aller deutschen Fürsten und freien Städte gesichert ist und die amtliche Kundgebung desselben bevorsteht.

Proklamation an das deutsche Volk. (18. Januar 1871.)

Nachdem die deutschen Fürsten und freien Städte den einmütigen Ruf an Uns gerichtet haben, mit Herstellung des Deutschen Reiches die seit mehr denn 60 Jahren ruhende deutsche Kaiserwürde zu erneuern und zu übernehmen, und nachdem in der Verfassung des Deutschen Bundes die entsprechenden Bestimmungen vorgesehen sind, bekunden Wir hiermit, daß Wir es als eine Pflicht gegen das gemeinsame Vaterland betrachtet haben, diesem Rufe der verbündeten deutschen Fürsten und Städte Folge zu leisten und die deutsche Kaiserwürde anzunehmen. Demgemäß werden Wir und Unsere Nachfolger an der Krone Preußen fortan den Kaiserlichen Titel in allen Unseren Beziehungen und Angelegenheiten des Deutschen Reiches führen, und hoffen zu Gott, daß es der deutschen Nation gegeben sein werde, unter dem Wahrzeichen ihrer alten Herrlichkeit das Vaterland einer segensreichen Zukunft entgegenzuführen. Wir übernehmen die Kaiserliche Würde in dem Bewußtsein der Pflicht, in deutscher Treue die Rechte des Reichs und seiner Glieder zu schützen, den Frieden zu wahren, die Unabhängigkeit Deutschlands, gestützt auf die geeinte Kraft seines Volkes, zu verteidigen. Wir nehmen sie an in der Hoffnung, daß dem deutschen Volke vergönnt sein wird, den Lohn seiner heißen und opfermutigen Kämpfe in dauerndem Frieden und innerhalb der Grenzen zu genießen, welche dem Vaterlande die seit Jahrhunderten entbehrte Sicherung gegen erneute Angriffe Frankreichs gewähren. Uns aber und Unseren Nachfolgern an der Kaiserkrone wolle Gott

verleihen, allzeit Mehrer des Deutschen Reichs zu sein, nicht an kriegerischen Eroberungen, sondern an den Gütern und Gaben des Friedens auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung.

Karl Gerok.[1]

Predigt am Friedensfeste. (7. März 1871.)

Festtext: Psalm 89, 16—18.

Wohl dem Volk, das jauchzen kann; Herr, sie werden im Lichte deines Antlitzes wandeln. Sie werden über deinen Namen täglich fröhlich und in deiner Gerechtigkeit herrlich sein. Denn du bist der Ruhm ihrer Stärke, und durch deine Gnade wirst du unser Horn erhöhen.

Ein Fest, schön und herrlich wie noch keines, wird in diesen Tagen gefeiert von den Alpen bis zur Nordsee und vom Rhein bis zur Oder. Ein Krieg, blutig und gewaltig wie kaum einer, ist geendigt durch Gottes Gnade. Ein Sieg, ruhmvoll und entscheidend wie noch keiner, ist erfochten worden von den deutschen Heeren. Ein Friede, glorreich und befriedigend für unser Vaterland wie noch keiner, ist besiegelt worden in diesen Tagen. Ein Frühling, schön und hoffnungsvoll wie noch keiner, geht diesmal auf über der deutschen Erde. Eine Freude, lieblich und großartig wie noch keine, braust jetzt hin durch alle Gauen, soweit die deutsche Zunge klingt.

„Wohl dem Volk, das jauchzen kann!" heißt es in unserem Festpsalm. Ja, wohl einem Volk, das jauchzen kann, wie jetzt unser deutsches: der Herr hat Großes an uns getan. Wohl einem Lande, durch das auf den Schwingen frommer Glockentöne von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, über Berg und Tal die süße, holde Freudenbotschaft hinfliegt: Friede! Friede!

[1] Karl Gerok, Kanzelredner und religiöser Dichter, geb. 1815 zu Vaihingen an der Enz, gest. 1890 zu Stuttgart. Werke: „Palmblätter", „Pfingstrosen", „Deutsche Ostern".

Auch das Volk, das diesmal nicht jauchzen kann, auch das von schweren Schlägen niedergeschmetterte, aus tausend Wunden blutende Nachbarvolk — o es muß doch getroster wieder aufatmen bei dieser Friedenskunde, die seinen Leiden ein Ende macht, die seinen Schlägen Heilung verspricht. Auch die Leidtragenden, die heute still beiseite stehen vom allgemeinen Jubel, deren Wunden aufs neue bluten, weil ihre Lieben fehlen werden beim Siegesheimzug der Tapferen, die uns den Frieden erstritten haben — auch sie fühlen einen Trost bei dem Gedanken: der Ölzweig des Friedens sproßt aus ihren Gräbern, sie haben ihr Leben hingeopfert, damit das Vaterland jauchzen kann.

„Wohl dem Volk, das jauchzen kann!“ Wohl einem Fürsten, der sich umgeben sieht von einem jauchzenden, glücklichen Volke und sich freuen darf mit den Fröhlichen in seinem Lande. Unser König[1] wollte dieses Friedensfest feiern mit den Seinigen inmitten seiner getreuen Residenzstadt. Gestern hat sein Volk mit ihm sich gefreut am königlichen Geburtsfest; heute will er mit seinem Volke sich freuen am allgemeinen Friedensfest. Hier an heiliger Stätte soll unser Fest seine rechte Weihe erhalten.

Nur im Aufblick zu Gott empfängt unser Friedensfest seine Weihe.

Denn

1. von ihm kommt uns der Friede, und
2. zu ihm soll er uns führen.

Darüber lasset uns unter Gottes Segen jetzt weiter nachdenken. —

Wer gibt uns Leben, Kraft und Mut?
Wer hält mit seiner Hand
Des güldnen Friedens wertes Gut
In unsrem Vaterland?

Ach, Herr, mein Gott, das kommt von dir,
Du, du mußt alles tun!
Du hältst die Wach' vor unsrer Tür
Und läßt uns sicher ruhn. Amen.

[1] Gemeint ist der König von Württemberg.

Nur im Aufblick zu Gott empfängt unser Friedensfest seine Weihe. Denn

1. von ihm kommt uns der Friede; ihm danken wir's, daß wir ihn haben, und zu ihm hoffen wir, daß wir ihn behalten.

„Sie werden über deinen Namen fröhlich sein, du bist der Ruhm ihrer Stärke.“ So muß es ja heute auch in unserem Volke heißen. „Sie werden über deinen Namen fröhlich sein.“ Wohl auch über unsern Namen dürfen wir heute fröhlich sein, dürfen unseres deutschen Namens uns freuen, der wieder zu Ehren gekommen ist unter den Völkern. Das deutsche Volk, das Volk der Denker und Träumer, hat der Welt gezeigt, daß es auch handeln kann, wenn es sein muß. Das deutsche Volk, so viel gegliedert und so lang zerrissen, hat einmal bewiesen, daß es auch einig sein kann, wenn es ihm an die Ehre und ans Leben geht. Und das deutsche Volk, so stark und siegreich in Waffen, hat gezeigt, daß es menschlich ist auch im Kampf, demütig auch im Glück und friedliebend auch im Sieg. Darum nicht eine Schande wird es von nun an sein, ein Deutscher zu heißen, wie noch kürzlich einer drüben gegeifert hat in verbitterter Wut, sondern aufrecht darf von nun an der Deutsche sein Haupt tragen wie hier in seinem schönen Vaterlande, so jenseits des atlantischen Meeres und fern im stillen Ozean und rings auf dem ganzen Erdball. Wir dürfen fröhlich sein über unseren Namen.

Und wir bringen heut am frohen Friedensfeste Dank und Ehre noch einmal allen dar, die dazu geholfen — Dank unsern Fürsten, die durch ihre Eintracht und Entschlossenheit einen solchen Krieg, einen solchen Sieg, einen solchen Frieden möglich gemacht haben. Dank unserem Volke, das sein Bestes, sein Gut, sein Blut, seine Söhne willig hergegeben hat zur Rettung des Vaterlandes. Dank unseren Kriegern, die vom erlauchten Prinzen bis herab zum letzten Manne ihre Schuldigkeit getan haben in Manneszucht, in Ausdauer, in Tapferkeit, und die wir bald hoffen heimziehen zu sehen in wohlverdientem Triumphe. Dank und ein unvergängliches Gedächtnis unseren Gefallenen, die mit ihrem Blute uns den Sieg erkauft und den Frieden errungen haben, und die der treue Gott, wenn sie beim Friedensfest hier unten fehlen, dort oben erquicken

wolle mit seinem himmlischen Frieden im Lichte seines Antlitzes. Dank und unsterblichen Nachruhm den großen Heerführern und Staatsmännern, die unsere Heere wie mit mathematischer Sicherheit von Sieg zu Sieg geführt und unserem Volke mit Weisheit und Festigkeit diesen Frieden errungen haben. Dank und Gottes schönsten Lohn unseren Frauen und ihren Helfern, die als Engel des Friedens hingeschritten sind mitten durch die Greuel des Krieges und mit Samariterliebe Öl und Wein gegossen haben in tausend und abertausend Wunden.

Und doch, warum läuten die Kirchenglocken zu unserer Friedensfeier; warum sammeln wir uns in den Gotteshäusern, ehe unser Festzug beginnt? Darum, weil es bei uns heißt wie im Psalm: „Sie werden über deinen Namen fröhlich sein; denn du bist der Ruhm ihrer Stärke;" darum, weil wir wissen, wem vor allem wir diesen Frieden zu danken haben: das ist der allmächtige, barmherzige Gott. In Wahrheit, wenn dieser Krieg, so überraschend in seinem Anfange, auch in seinem Fortgange eine Kette von Erfolgen ist, wie sie noch nie dagewesen ist; wenn in dreiundzwanzig Schlachten und Gefechten unsere Heere auch nicht eine eigentliche Niederlage erlitten, sondern fast ebenso viele Siege erfochten haben; wenn von jenen Hunderttausenden, die wie ein verheerender Strom sich gegen unsere Grenzen heranwälzten, um an uns Südwest-Deutschen vor allem ihren Zorn zu kühlen und ihre Lust zu büßen, kein einziger Mann den deutschen Boden betreten durfte, es sei denn als Kriegsgefangener; wenn jungfräuliche Festungen, noch nie erobert, ihre Tore uns öffneten, uralte Reichskleinodien, vor Jahrhunderten uns geraubt und für immer verloren geglaubt, ans Vaterland zurückfielen; wenn in sieben Monaten Deutschland an Eintracht von innen und Kraft nach außen mehr gewonnen hat, als es seit drei Jahrhunderten besaß; wenn der so heiß ersehnte und doch bei dem Trotz des Feindes fast undenkbare Friede nach bedrohlichen Schwankungen noch in der letzten Stunde dennoch glücklich zu stande kam — wer will da sagen: das alles haben Menschen getan?

Nein, das hat der getan, welcher der Menschen Herzen lenkt wie Wasserbäche und die Zügel des Weltregiments führt

in starker Hand; das hat der getan, der unser einziger Bundesgenosse war, als alle Nationen der Erde untätig unserem Kampfe, die meisten neidisch unsern Siegen zusahen: der Herr der Heerscharen, der mächtige Zebaoth. Seiner wunderbaren Führung haben die deutschen Führer selbst die Ehre nach jedem Siege gegeben, ihm soll auch vom deutschen Volke heut ein millionenstimmiges „Nun danket alle Gott!“ ertönen. Vor ihm sind wir auf den Knieen gelegen, ehe es in den Kampf ging, daß er unsere Waffen segne; vor ihm wollen wir nun nach beendigtem Kriege unser siegreiches Schwert, unsere ruhmvollen Fahnen senken. Aus seiner Hand wollen wir die Lorbeeren des Ruhmes, die Palme des Sieges, den Ölzweig des Friedens hinnehmen mit dem dankbaren Bekenntnis: „Du bist der Ruhm unserer Stärke.“

Ihm danken wir's, daß wir den Frieden haben. Und ihm vertrauen wir, daß wir ihn behalten. Oder sollen wir ihn nicht behalten? Soll's nur ein Waffenstillstand sein, wie sie uns drüben knirschend sagen, bis zum Tage der Rache, bis dem Geier seine beschnittenen Krallen wieder gewachsen, seine zerschossenen Flügel wieder geheilt sind? — Wir glauben es nicht! Wir lassen uns durch solche Drohungen unser Friedensfest nicht verbittern. Wir trauen unserem Feinde selber etwas Besseres zu und hoffen, er wird zur Vernunft kommen, in den Ratschluß des Allmächtigen sich schicken und erkennen, was zu seinem Frieden dient. Wir trauen es unserem Vaterlande zu: es wird auf der Wacht stehen, einig nach innen, gerüstet nach außen, und die gewitzigte Welt in Achtung zu erhalten wissen. Und über dem allem trauen wir es unserem Gott zu, der bis hierher geholfen hat und zu dem wir mit unserem Psalmisten sprechen: „Durch deine Gnade wirst du unser Horn erhöhen,“ wirst uns erhalten auf der Höhe, darauf du uns gestellt hast, wirst dir das Werk deiner Hände nicht wieder umwerfen lassen wie ein Kartenhaus vom Winde übermütiger Phrasenhelden und das Blut von Millionen nicht sobald wieder hinopfern lassen für den Ehrgeiz gewissenloser Imperatoren und aufgeblasener Diktatoren. Unsere Friedenshoffnung ruht auf dem Herrn, dem Gott des Friedens, der Lust hat am Frieden und nicht am Streite. Und wenn wir unüberwindliche Festungen in der Hand behalten als

Friedenspfänder, wir halten darum nicht Fleisch für unsern Arm, sondern setzen unsere Zuversicht auf den Herrn. Und wenn wir eine kostbare Feste, eine schöne Burg vermissen im eisernen Gürtel unserer künftigen Grenze, wir lassen uns dadurch unsere Friedensfreude nicht trüben. Eine feste Burg ist unser Gott, das haben wir diesmal erfahren, darauf wollen wir auch künftig uns verlassen.

So, im Ausblick zu Gott werden wir unseres Friedens erst recht froh, von ihm empfängt unser Friedensfest erst die Weihe. Von ihm kommt uns der Friede, jetzt und künftig. Und

2. zu ihm soll er uns führen — ins Licht seiner Gnade und in die Schranken seiner Gebote.

Unser Friedensfest, so schön es wird, es wäre des Aufwandes nicht wert, wenn unsere Freude nur ein flüchtiger Rausch sein sollte, verhallend mit den Tönen unserer Glocken, verlöschend mit den Freudenfeuern unserer Berge. Nein, diese Freude soll eine Frucht zurücklassen im Volke, dieser Friede soll uns hinführen zu Gott, ins Licht seiner Gnade vor allem, daß es auch von uns heiße wie vom Volke Israel: „Herr, sie werden im Lichte deines Antlitzes wandeln, sie werden über deinen Namen täglich fröhlich sein.“ Wie wunderbar schön hat der gütige Gott seine Frühlingssonne leuchten lassen in diesen Tagen, als freue sich der Himmel selber, daß wieder Friede ist auf Erden, als wolle der Vater da droben seiner Menschheit zurufen: mach dich auf, werde Licht, denn dein Licht kommt, und die Herrlichkeit des Herrn geht auf über dir! Ja, sie geht neu auf über unsrem Volk in dieser gnadenreichen Zeit, wie sie längst über ihm aufgegangen ist. Heller noch als die Sonne am Himmel leuchtet uns Gottes Gnade im Antlitz Jesu Christi. Ins Licht dieser Sonne, ins Licht Christi und seines gnadenreichen Evangeliums will uns Gott wieder rufen durch alles, was er an uns getan hat.

Von alters her hat die Sonne des Evangeliums hell geleuchtet über den deutschen Gauen. Seit es wandelte in diesem Lichte, ist das deutsche Volk groß geworden unter den Völkern. Sein Christentum war das Mark seiner Kraft. In den Stürmen der Trübsal hat es jenes Licht immer wieder gesucht, seinen Glauben immer wieder gefunden. Auch die

ernste Zeit, aus der wir herkommen, hat viele wieder hingeführt ins Licht der göttlichen Gnade. Wie oft ist uns daheim in den Sorgen der letzten Monate Gottes Wort ein Licht gewesen auf unseren Wegen und das Gebet ein Trost geworden für unsere Herzen! Und auch unsere Krieger draußen haben die Kraft des Gebetes und den Segen des göttlichen Wortes zu erfahren bekommen. Mancher Soldat hat, während der Dampf der Geschütze ihn brüllend umwölkte, zum Vater im Himmel gerufen, oder ist daliegend auf blutiger Walstatt mit dem Namen Jesu auf den Lippen verschieden. Soll das alles wieder vergessen sein, wie die Not sich verzieht? Nein, die Saat des Glaubens, die Gott der Herr im Sturme des Krieges ausgesäet hat, die soll weiter grünen und Früchte bringen im Sonnenscheine des Friedens.

Wenn wir so wandeln im Lichte seiner Gnade als ein frommes Volk, dann werden wir auch als ein gerechtes Volk in den Schranken seiner Gebote bleiben. Daß die glänzendsten Eigenschaften die wahre Herrlichkeit eines Volkes noch nicht ausmachen, wenn sie nicht von Gerechtigkeit getragen wird, wenn man leichtfertig über Gottes Gesetz, übermütig über des Nachbars Recht sich hinwegsetzt, das hat eine große Nation zu ihrem Schaden erfahren. Anders soll es, so Gott will, bei uns sein. Unser Krieg ist ein gerechter gewesen, unser Friede ist ein billiger geworden, unserem Volkscharakter waren stolze Anmaßung und frecher Übergriff in fremdes Recht allezeit fremd. Möge es so bleiben; möge das Glück uns nicht hochmütig machen; möge Gerechtigkeit unser Stolz, möge deutsche Treue und Redlichkeit, christliche Sitte und jede menschliche Tugend der Schmuck sein, wodurch wir voranleuchten vor den Völkern. Wenn Gerechtigkeit im Lande wohnt, Gerechtigkeit auf den Thronen und in den Hütten, Gerechtigkeit im Staatsleben und im Familienkreise, die Gerechtigkeit des Herzens und Wandels, die vor Gott gilt und von Gott kommt, dann, mein deutsches Volk, du herrlichstes von allen, wirst du „in deiner Gerechtigkeit herrlich sein“, Gott wohlgefällig und den Menschen wert, deines Friedens froh und stark, ob auch Stürme kommen.

Nun denn, Gott des Friedens, wir danken dir für den Frieden. Gib uns deinen Frieden für unseren König und

sein Haus, deinen Frieden für unser Volk und Land, deinen Frieden in unsern Häusern und Herzen, deinen Frieden über die Gräber unserer Gefallenen und über die Betten unserer Verwundeten, deinen Frieden über Freund und Feind, deinen Frieden hier mitten in der Unruhe der Welt, deinen Frieden dort in der großen, stillen Ewigkeit. Der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christo Jesu zum ewigen Leben. Amen.

Predigt beim Trauergottesdienst für unsere gefallenen Krieger am 30. November 1871.

Text: Jer. 31, 15—17.

So spricht der Herr: Man höret eine klägliche Stimme und bitteres Weinen auf der Höhe; Rahel weinet über ihre Kinder und will sich nicht trösten lassen über ihre Kinder; denn es ist aus mit ihnen. Aber der Herr spricht also: Laß dein Schreien und Weinen und die Tränen deiner Augen; denn deine Arbeit wird wohl belohnet werden, spricht der Herr. Sie sollen wiederkommen aus dem Lande des Feindes. Und deine Nachkommen haben viel Gutes zu gewarten, spricht der Herr; denn deine Kinder sollen wieder in ihre Grenze kommen.

Zu ernster Feier sind wir in dieser Abendstunde hier an heiliger Stätte versammelt. Es ist ein Siegesfest, das wir begehen; denn wir gedenken der ruhmvollen Schlachttage vom 30. November und 2. Dezember 1870, wo unsre tapferen Landessöhne dem verzweifelten Ausfall einer weit überlegenen Streitmacht aus der umzingelten feindlichen Hauptstadt todesmutig die Stirne boten, nach wiederholtem heißem Ringen den Feind siegreich zurückgeworfen, neue, unverwelkliche Ehrenkränze an die württembergischen Fahnen geheftet und zum Ruhme der deutschen Waffen, zum Siege der gemeinsamen Sache ihr redliches Teil beigesteuert haben. Aber warum zu solcher Siegesfeier diese dunkle Abendstunde, dieser schwarze Schmuck des Gotteshauses, diese Begräbnislieder, diese Trauerkleider, diese ernsten Angesichter? Darum, Geliebte, weil dieses Siegesfest auch ein Totenfest ist; weil wir des Sieges nicht

gedenken können, ohne der edlen Opfer zu gedenken, die er gekostet hat, der tapferen Männer, der mutigen Jünglinge, der teuren Söhne und Brüder, Gatten und Väter, die diesen Doppelsieg mit ihrem Herzblut bezahlt haben, und die nun zu Hunderten in fremder Erde schlafen, unter den Bäumen jenes Parkes von Villiers, auf dem Leichenfelde von Champigny, auf dem Friedhof von Lagny.[1] Wenn wir dieser gefallenen Helden uns erinnern, wenn wir der trauernden Angehörigen gedenken, deren Wunden an diesen Jahrestagen aufs neue bluten, wenn wir die Invaliden ansehen, die, in blühender Manneskraft ausgezogen zum Kampf, nun siech oder verstümmelt durchs Leben gehen — o da stimmt sich uns der Siegesjubel herab zur Totenklage, da fühlen wir eines Trostes von oben, einer Stärkung aus Gottes Wort uns recht von Herzen bedürftig. Der Vater der Barmherzigkeit und Gott alles Trostes segne dazu unsere andächtige Betrachtung und lasse uns aus unserem Text vernehmen:

Des Vaterlandes Klage und des Vaterlandes Trost über seine gefallenen Söhne.

1. „Man hört eine klägliche Stimme und bitteres Weinen auf der Höhe; Rahel weinet über ihre Kinder und will sich nicht trösten lassen; denn es ist aus mit ihnen.“ So ruft der Prophet in schwerer Zeit, da die Blüte seines Volkes unter dem Schwerte gefallen oder weggeführt war in die Fremde. Rahel, die alte Stammmutter Israels, sieht er im Geiste mit Trauergebärden aus ihrer Gruft aufsteigen und hört sie wehklagen auf den Bergen über die Kinder ihres Volkes.

Auch bei uns hat man vor Jahresfrist solch bitteres Weinen vernommen in Berg und Tal. Heut vor einem Jahre um diese Stunde, am Abend des 30. November 1870, hat unsre württembergische Felddivision blutend ausgeatmet von dem heißen Kampf, den sie gegen einen dreimal so starken Gegner vom frühen Morgen an bestanden hatte. Es folgte die kurze Ruhe des ersten Dezembers, wo der Feind Waffenstillstand sich erbeten hatte, seine Verwundeten zu sammeln

[1] Gemeint sind der 30. November und 2. Dezember 1870, die Tage der Schlacht von Villiers. In ihr waren württembergische Regimenter an verschiedenen Stellen hervorragend beteiligt.

und seine Toten zu begraben. Und dann graute ahnungsvoll jener kalte Wintermorgen des zweiten, wo es galt, Champigny wiederzugewinnen und den Gegner bis auf den letzten Mann zurückzuwerfen in die belagerte Stadt. Es gelang mit Gottes Hilfe der todesmutigen Tapferkeit unsrer ersten Brigade und ihrer deutschen Waffenbrüder; der eiserne Ring, mit dem der Feind in seiner Hauptstadt umklammert war, blieb undurchdringlich festgenietet; das Endschicksal des ganzen Krieges, das in schwere Frage gestellt worden war, wenn der Durchbruch gelungen wäre, war unwiderruflich besiegelt. Aber die Blüte unsrer Jugend bedeckte das Schlachtfeld. Die Söhne Stuttgarts insbesondere lagen zu Dutzenden in ihrem Blut. Es waren ernste Trauertage für unsere Truppen draußen, die sich des Sieges kaum zu erfreuen wagten im Schmerz um die furchtbaren Lücken in ihren Reihen, worin gegen 800 Tote und Verwundete fehlten. Es waren ernste Trauertage für unser Land und unsere Stadt, als nun nach langem Harren die langen Verlustlisten einliefen und mit angstvollen Blicken durchlaufen wurden, bis so manches Herz stillstand in jähem Schreck, weil es den teuren Namen des Gatten oder Vaters, des Sohnes oder Bruders in den verhängnisvollen Reihen fand. Da riß manche Kugel, die draußen ihren Mann getroffen hatte, daheim noch zehn schmerzlichere Wunden. Da war Trauer in Schloß und Hütte, landauf und landab, und es ward hundertfach das Wort des Propheten erfüllt: „Rahel weinet über ihre Kinder und will sich nicht trösten lassen; denn es ist aus mit ihnen.“

Ein Jahr ist seitdem dahingegangen; die Zeit hat manche Wunde gelindert, aber darum nicht geheilt, sondern erst recht fühlbar gemacht. Von jenem tapferen Ahnherrn unseres Königs, Graf Eberhard dem Rauschebart, wird erzählt, als in der Schlacht bei Döffingen sein Sohn Ulrich tödlich verwundet neben ihm niedersank, da habe er in die bestürzten und wankenden Reihen hineingerufen: Mein Sohn ist wie ein anderer Mann, vorwärts, Kinder, in den Feind! Aber als der Feind geschlagen, als der Sieg errungen war, da saß er in stiller Nacht einsam im Zelte neben seines Sohnes Leiche; da verlangte das Vaterherz sein Recht, und eine Träne rann in des alten Helden grauen Bart. — Ähnlich ist's auch jetzt

wohl manchem Vater, mancher Mutter, mancher Gattin und Braut gegangen. Dem ersten Schlage kann man zur Not männlich standhalten; der große Augenblick erhebt den Menschen über sich selbst. Aber wenn es dann gilt, die Folgen des Verlustes zu tragen, Stunde um Stunde, Tag für Tag, Jahr für Jahr den bittern Kelch eines kinderlosen Alters, eines betrübten Witwenstandes langsam tropfenweise auszuschlürfen, da, meine Lieben, kommt erst des Leides schwerster Teil.

Und wenn dann die Jahrestage wiederkehren, wenn jetzt die Adventszeit wiederkommt, die damals statt der Palmenzweige des Friedens so blutige Botschaft brachte, wenn nun die Weihnachtsfeier naht, die heuer wie im vorigen Jahre mit Tränen begangen werden wird in manchem Haus — o da brechen vernarbte Wunden wieder auf, und Rahel, die ihre Tränen getrocknet, weint aufs neue über ihre Kinder.

Das fühlen wir heut, und diesem gerechten Schmerz geben wir Ausdruck durch unsere Trauerfeier. Sie haben's wohl verdient, jene braven Herzen, die furchtlos und treu ihr Leben ließen für König und Vaterland, daß man ihrer nicht sobald vergißt; daß nicht nur ihre nächsten Angehörigen um sie trauern, daß das ganze Vaterland, für dessen Wohlfahrt sie geblutet haben, ihrer in Ehren gedenkt; daß die christliche Gemeinde, der sie angehörten, sie fort und fort auf liebendem Herzen trägt. Und auch wer selbst so glücklich ist, keines der Seinen heute beweinen zu dürfen, der soll, indem er sein Dankopfer heute vor dem barmherzigen Gott erneuert, in herzlicher Teilnahme mit den Weinenden weinen. Und nicht nur an die Opfer jener zwei blutigen Tage vor Paris, an alle Opfer dieses schweren Krieges von Weißenburg und Wörth, Spichern und Mars-la-Tour an bis zum letzten Gefecht, nicht nur an die Söhne unserer engeren Heimat, an alle die noch nicht gezählten deutschen Brüder, die das Schwert dahingerafft hat in diesem schweren Krieg, sollen wir trauernd, liebend, betend heute gedenken. Das ganze deutsche Vaterland ist die Rahel, die um ihre Kinder weinen muß in Gedanken an so viel teures Blut, das geflossen ist, an so viel edle Kräfte, herrliche Gaben, schöne Hoffnungen, die dahingemäht worden sind von der Sense des Todes, und in das bunte Treiben des Lebens, das so leicht

unseren Sinn gefangen nimmt, in den Leichtsinn der Welt, der so schnell auch nach schweren Zeiten wieder sein Haupt erhebt, soll dieser ernste Abend warnend und mahnend die Totenklage hineinrufen: „Alles Fleisch ist wie Gras und alle Herrlichkeit des Menschen wie des Grases Blume, das Gras ist verdorret und die Blume abgefallen; denn des Herrn Geist bläset darein."

Aber bei des Vaterlandes Klage lasset uns auch nicht vergessen

2. des Vaterlandes Trost über die gefallenen Söhne.

„Laß dein Schreien und Weinen und die Tränen deiner Augen; denn deine Arbeit wird wohl belohnet werden; sie sollen wiederkommen aus dem Lande des Feindes, und deine Nachkommen haben viel Gutes zu gewarten." So tröstet der Herr durch des Propheten Mund sein trauerndes Volk, indem er es hinweist auf eine schöne Freudenernte, die aufgehen soll aus dieser Tränensaat fürs ganze Vaterland, und auf ein liebliches Los, das seiner weggeführten Kinder wartet.

Und dieser Trost, meine Lieben, gilt er nicht auch uns? Als nach jenen blutigen Gefechtstagen im vorigen Winter der ehrwürdige königliche Führer der deutschen Heere unserem Könige einen Glückwunsch aussprach zu der glänzenden Tapferkeit der württembergischen Truppen und seine schmerzliche Teilnahme kundgab an unseren großen Verlusten, da antwortete ihm unser König: „Ich bin stolz darauf, daß es meinen braven Truppen vergönnt war, diesen ernsten Kampf für die gemeinsame gute Sache siegreich durchzuführen. Der Verlust so vieler tapferen Krieger wird allgemein tief und am tiefsten von mir empfunden, aber ich habe den Trost, daß es die große Sache Deutschlands ist, für die sie sich opferten."

Ja, das ist ein Trost und soll ein Trost bleiben, wie für das milde Herz des Königs, so für alle Herzen, die um jene Gefallenen trauern. Ihr Tod war ein Opfertod für eine große, gute, heilige Sache, für des Vaterlandes Freiheit und Einheit, Größe und Glück. Und dieses Opfer haben sie nicht vergeblich gebracht. Weil sie fest wie eine Mauer standen, weil sie todesmutig ihre Brust dem blitzenden Regen der Schlacht entgegenwarfen, weil sie mit ihrem Herzblut den winterlichen Boden dort in Feindesland färbten, darum können

wir nun sicher an unserem Herde wohnen; darum dürfen wir nun eines ehrenvollen und, so Gott will, dauerhaften Friedens uns freuen; darum haben wir nun ein großes, starkes, einiges Vaterland und dürfen auch für unseren Verlust der Verheißung des Propheten uns getrösten: „Deine Arbeit wird wohl belohnet werden, und deine Nachkommen haben viel Gutes zu gewarten." Nicht nur der alte Römer spricht: „Süß ist's und schön, fürs Vaterland zu sterben"; auch unser Herr Jesus Christus, der heilige Held Gottes, der sich selbst für die Welt in den Tod geopfert hat, sagt: „Niemand hat größere Liebe denn die, daß er sein Leben lässet für seine Freunde." (Joh. 15, 13.) Und wenn im Kugelregen der Schlacht, wenn auf blutiger Walstatt unsere Krieger das Bewußtsein stärkte: Ich wage mein Leben im Dienste der Pflicht, ich vergieße mein Blut für König und Vaterland und für meine Lieben daheim — sollte nicht auch einen Vater, eine Mutter, eine Witwe daheim der Gedanke erheben: Mein Sohn oder mein Mann ist den schönsten Tod gestorben, den Heldentod auf dem Felde der Ehre; ich habe mein Teuerstes zum Opfer gebracht auf dem Altare des Vaterlandes, weil Gott es gewollt!

Weil Gott es gewollt; sieh, liebe Seele, darin liegt erst dein höchster, dein bester, dein einzig wahrer Trost! Der Herr ist's, der da spricht: „Laß dein Schreien und Weinen", er ist's, der dir verheißt: „Deine Arbeit und dein Leid soll dir wohl belohnet werden, deine Kinder sollen dir wiederkommen." In seiner Hand stehst du mit all deinem Schmerz, in seiner Hand sind sie, um die du jetzt weinst, in seiner Hand liegt Trost und Heil für dich und sie. Ja, meine Lieben, im Aufblick zu ihm, unserem allmächtigen, barmherzigen Gott und Heiland finden auch wir erst den rechten Trost für uns und die Unseren, um die wir trauern.

Wohl ist dein Sohn gefallen vom tödlichen Blei, das ohne Wahl sein Opfer trifft, und dein Herz möchte heute noch fragen: Warum gerade er unter Hunderten und Tausenden? Aber er ist nicht gefallen ohne Gottes Willen, ohne den Willen dessen, der alle Haare auf unserem Haupte gezählt hat, der die Menschen lässet sterben und spricht: „Kommet wieder, Menschenkinder!" Darum sprich im Glauben: Des Herrn Wille geschehe!

Wohl durftest du nicht mehr um ihn sein im Schmerz der letzten Stunde, und noch heute geht dir ein Schwert durch die Seele, denkst du an sein hartes einsames Sterbebett. Aber der Herr war bei ihm, der nicht fern ist von einem jeglichen unter uns, der nahe ist allen, die ihn anrufen, und nun hat der, um den du weinst, allen Schmerz der Erde längst überstanden, hat auch den letzten Feind, der uns noch droht, siegreich überwunden. Darum trockne deine Tränen!

Wohl ward seine Seele im Sturme weggerissen in der Hälfte seiner Tage und unvorbereitet vielleicht hinübergerückt in die ernste Ewigkeit. Aber er ist gefallen in Gottes Hand, in die Hand eines gnädigen Vaters, der nicht will, daß eine Seele verloren gehe, in die Hand eines barmherzigen Heilandes, der auch für ihn sein Blut vergossen hat. Darum traure nicht ohne Hoffnung.

Wohl liegt sein Leib in fremder Erde, und du kannst keinen Kranz am Jahrestage niederlegen auf sein Grab. Aber die Erde ist überall des Herrn, und dort wie hier gilt's an Christengräbern: „Ruhet wohl, ihr Totenbeine in der stillen Einsamkeit!“ Darum gönne ihm seine Ruhe!

Wohl ist dir dein Lebenspfad einsamer worden, und du trägst das Heimweh nach dem Dahingeschiedenen im Herzen als eine nie vernarbende Wunde. Aber der Herr ist bei dir auf allen deinen Wegen und wird auch dir vollends durchhelfen ans Ziel und wird, wenn du mit Geduld in guten Werken nach dem ewigen Leben getrachtet, „deine Kinder dir wieder zuführen“, zwar nicht hier im irdischen Vaterlande, aber droben im himmlischen Vaterhaus, wo viele Wohnungen sind und die mit Tränen gesäet haben, ernten sollen mit Freuden. Darum tröste dich deines Gottes und freue dich deines Heiles!

Solchen Trost lasse uns der Herr heute mitnehmen aus Gottes Wort, dann sind wir nicht vergeblich versammelt gewesen hier vor seinem Angesicht. Solchen Trost des Evangeliums versiegle er uns je mehr und mehr durch den rechten Tröster, seinen heiligen Geist. Und so lasset uns, meine Freunde, verbunden bleiben mit unseren Dahingeschiedenen in der Liebe, die stärker ist als der Tod. Lasset uns die Lasten dieses Lebens einträchtig miteinander tragen und besonders der

Trauernden und Verlassenen, der Verwitweten und Verwaisten, der Verstümmelten und Schwachen heute und künftig in tätiger Liebe gedenken. Lasset uns unsere eigenen Seelen in den Händen tragen und nicht nur heute, sondern alle Tage uns selber zurufen: „Seele, Seele, es ist Zeit, Tod ist nah und Ewigkeit!" Lasset uns leben in der Furcht Gottes, damit wir einst sterben können in seinem Frieden und lebend und sterbend uns getrösten dürfen: „Leben wir, so leben wir dem Herrn, sterben wir, so sterben wir dem Herrn, darum wir leben oder sterben, so sind wir des Herrn." (Röm. 14, 8.) Amen.

Botho v. Eulenburg.[1]

Rede zur Einweihung des Nationaldenkmals auf dem Niederwalde. (20. September 1883.)

Nun laßt die Glocken
Von Turm zu Turm
Durchs Land frohlocken
Im Jubelsturm!
Des Flammenstoßes
Geleucht facht an!
Der Herr hat Großes
An uns getan.

So hallte es wider im ganzen Vaterlande, als der Sieg erkämpft, Deutschland geeinigt, das Reich neuerstanden und durch den ruhmvollen Frieden das Errungene besiegelt war. Das Hochgefühl, das die Brust jedes Deutschen durchbebte, verlangte einen ebenbürtigen Ausdruck, ein bleibendes Zeichen des Dankes und der Freude, ein Vermächtnis an die Zukunft. Deutschlands Erhebung durch Kriegs- und Friedenstat, durch Waffensieg und politische Wiedergeburt seiner Einigung, die Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches — das soll durch ein Nationaldenkmal gemeinsam gefeiert und verherrlicht werden.

[1] Botho Graf v. Eulenburg, geb. 1831, war damals Oberpräsident von Hessen-Nassau.

Dasselbe darf nur da seinen Platz finden, wohin beim Ausbruch des Krieges des deutschen Volkes Zorn und seine Begeisterung in unwiderstehlichem Strome sich ergossen: wo Deutschlands Wacht war, muß Deutschlands Ehrendenkmal sich erheben.

Mit seinem Volke fühlend, gab der Kaiser dem Gedanken Beifall, und zündend gewann er Herzen und Geister.

Von ihm beseelt, schuf Johannes Schilling[1] von Dresden das deutsche Nationaldenkmal, ideal und volkstümlich zugleich, bewundert und hochgeschätzt von Künstlern und Laien, im Palast wie in der Hütte.

Drei Jahre währte die Vorbereitung, dreimal drei Jahre reichten hin, um die großartige Arbeit auszuführen. Das Werk lobt den Meister, und das deutsche Volk ehrt dankbar den Künstler.

Zur Kunst des Bildhauers die Baukunst gesellend, stand Professor Weißbach[2] dem Freunde treu zur Seite, plante und leitete den Aufbau. Dank sei ihm und allen, die zur Ausführung des Werkes mitwirkten!

Die deutschen Erzgießer ließen die mächtigen Gestalten und Bildwerke des Denkmals lebensvoll, wie der Meister sie geschaffen, aus dem Gips wiedererstehen. Gleich gelungen erwuchsen in Erz die Gestalten des Krieges und des Friedens in Nürnberg, die Bildwerke in Dresden, Lauchhammer[3] und Berlin. Aus München aber kam und brachte die Krone mit — stolz und sicher trug sie von Worms her der Rhein — die hehre Germania. Hoch über den Wald zum Himmel ragend, krönt sie in erhabener Schönheit das Denkmal.

Schwer war der Bau auf Bergeshöhe, schwerer die Aufrichtung des Denkmals; in sechs Jahren wurden sie glücklich vollendet. Alle, die mit Kopf und Hand daran gewirkt und gearbeitet, haben ihr Bestes getan; denn die Arbeit an diesem Werke galt ihnen als Ehre und Freude.

Wir danken allen, die die Mittel zur Errichtung des Denkmals gewährt haben. In allen deutschen Landen haben

---

[1] Johannes Schilling, Bildhauer, geb. 1828 zu Mitweida, Professor an der Kunstakademie in Dresden.

[2] Karl Weißbach, Prof. an der technischen Hochschule in Dresden.

[3] Lauchhammer, Eisenwerk im preußischen Regierungsbezirke Merseburg, ist durch seine Bronzegußwerke berühmt.

Fürsten und Volk dazu beigetragen, und die Deutschen in der Fremde sind nicht zurückgeblieben. Musik und Gesang, Schrift, Gedicht und Bild leisteten freudig Hilfe, Kriegervereine traten für des Krieges, Hochschulen und höhere Lehranstalten für des Friedens Erzguß ein. Und was noch fehlte, ein Drittel des Ganzen, das gab das Reich; freigebig bewilligte der Reichstag die Mittel zur Vollendung des Werkes, das Deutschlands Fürsten und Volk gemeinsam begonnen, und das Reich wird, des sind wir gewiß, es auch an dem nicht fehlen lassen, dessen es zu seiner Erhaltung und Obhut bedarf.

Mit freudig bewegtem Herzen dürfen wir, wie von den großen nationalen Errungenschaften, die das Denkmal feiert, auch von diesem sagen, daß nächst Gott Eurer Kaiserlichen und Königlichen Majestät das Werk sein Gelingen verdankt. An jenem unvergeßlichen, sonnenhellen Tage, da der Rheingau den geliebten König zuerst als Kaiser wiedersah und Strom, Gelände und Lüfte, im schönsten Glanze prangend, mit dem jubelnden Volke wetteiferten, den Vater des Vaterlandes festlich zu empfangen, gaben Eure Majestät dem werdenden Gedanken die Lebenskraft, förderten in der Folge mächtig sein Wachstum und sicherten seine Gestaltung durch die bedeutungsvolle Gabe des Erzes eroberter Geschütze. In eigner Person haben Eure Majestät dem Denkmal die Stelle angewiesen, auf der es sich erhebt, haben den Grundstein geweiht und das Nationaldenkmal gewürdigt, dem ganzen deutschen Volke den Zuruf[1] zu bringen, womit König Friedrich Wilhelm III., gesegneten Andenkens, durch das nach den Befreiungskriegen errichtete Denkmal zu seinem Volke sprach. Und heute inmitten der hohen Reichsgenossen, umgeben von den Feldherren, Heerführern und zahlreichen Mitkämpfern des siegreichen Heeres, des Volkes selbst, das zu Tausenden in Freude und Begeisterung herbeigeströmt ist — geben Eure Majestät dem vollendeten Werke die Weihe, die seine nationale Bedeutung besiegelt.

Noch halb verhüllt, harrt es des befreienden Wortes. Doch schon sind, ein Bild des Ganzen gewährend, die mächtigen Umrisse und großen Figuren, die keine Hülle duldeten,

[1] Die Worte lauteten: „Den Gefallenen zum Gedächtnis, den Lebenden zur Anerkennung, den kommenden Geschlechtern zur Nacheiferung weihe ich dieses Denkmal.“

sichtbar, und vernehmlich und eindringlich redet das National=denkmal, was es dem deutschen Volke bringt und was es von ihm heischt. Stein und Erz künden es, dreifache Inschrift spricht es aus.

Um den Kaiser geschart das deutsche Heer, die lebendige Wacht am Rhein, stellt in erhabener Arbeit das große Bild=werk am Sockel des Denkmals dar. Darunter ist in Stein das Lied gegraben, womit das Heer in den Krieg und von Sieg zu Sieg zog, das, wieder und immer wieder gesungen, dem Kampfesmut und der Begeisterung Ausdruck und zugleich Nahrung verlieh.

Die Widmung bringt die zweite Inschrift, über der sich die Germania erhebt:

„Zum Andenken an die einmütige, siegreiche Erhebung des deutschen Volkes und an die Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches."

Sie erhält ihre Ergänzung und volle Bedeutung durch die dritte, jene königlichen Worte, die golden wie ihr Inhalt am Grundbau des Denkmals prangen:

„Vergesset der treuen Toten nicht!" — Das fordern sie und mit ihnen das Denkmal. Groß wie der Preis, dem es galt, gewaltig, wie die Siege errungen wurden, waren die Opfer, die sie forderten, und Tausende, die in blühender Lebenskraft auszogen, fanden in Feindesland ihr Grab oder gaben der Heimat nur ihre entseelte Hülle zurück. Da sah man Männer weinen, und des Kaisers Träne ehrte des Vater=landes Schmerz, wie das Andenken an die Gebliebenen. Mut=voll und freudig gaben sie ihr Leben dahin, ob schmerzlos von der tödlichen Kugel getroffen oder langen Qualen erlegen, ob kraftlos und stumm sie verschieden oder die erstarrende Hand noch die Fahne festhielt, bis der nächste sie ergriff, ob sie den Kameraden noch ein „Vorwärts" zuriefen oder als letzter Ruf aus sterbendem Munde „Hoch lebe der Kaiser" erscholl. Ehre ihrem Andenken!

Doch das Leben, das sie lassen mußten, war nicht nur *ihr* kostbarstes irdisches Gut, es war auch die Stütze, der Trost, die Hoffnung der Ihrigen. Dieser dürfen wir nicht vergessen, wenn das Gedächtnis der Gefallenen getragen sein soll von der Dankbarkeit, die wir ihnen schulden. Gerecht

werden können wir aber denen, die für das Vaterland starben, nur dann, wenn wir sorgen, daß ihr Opfer nicht vergeblich war. Wie der Tod ihnen leicht wurde, wenn sie noch die Siegesbotschaft vernahmen, so wird die Erde ihnen leicht sein, wenn an ihren Gräbern gleich uns die kommenden Geschlechter geloben:

Nimmer soll, das ihr vergossen,
Euer Blut umsonst geflossen,
Nimmer soll's vergessen sein!

Den Gefallenen die Palmenzweige, die Kränze den Lebenden! Mögen sie sich nimmer genug tun, auch die sterbliche Tat nur als Erfüllung der Pflicht achten und des Rühmens entraten: niemals soll kühnem Mut und heldenhafter Tat, weisem Plane und großem Gelingen Anerkennung und Dank, dem Verdienste die Krone fehlen.

Bewundernd haben wir solches gesehen und erlebt in der Zeit, da aus Kampf und Sieg das Reich neu erstand, und für sie, die uns die höchsten nationalen Güter errungen, paart sich zu der Anerkennung, die der Kaiser ihnen zollt, der heiße Dank, der aus des Volkes Herzen strömt. Daß er niemals ersterbe in dem unaufhaltsamen Laufe der Zeit, die schneller noch jetzt als sonst dahinzueilen scheint, haben wir dieses Ehrendenkmal aufgerichtet zum Zeichen, daß sie sich wohl verdient gemacht haben um das Vaterland.

Die Fürsten voran, stand das Volk in Waffen auf, um die Landesmark gegen feindlichen Überfall zu schützen. Schweigend bereitete der Kriegskunst Meister des Kampfes großen Plan, kühn und besonnen lenkten die Schlachten die Heerführer, die Feldherren zumal aus königlichem Stamm; Offiziere und Mannschaften wetteiferten in Mut und Tapferkeit. Von dem obersten Kriegsherrn geführt, stürmte unwiderstehlich das Heer von Sieg zu Sieg, bis das Ziel erreicht, der ruhmvolle Frieden erkämpft war. Die heimkehrenden Sieger brachten die Einigung Deutschlands mit und das neue Reich, die in der einmütigen Erhebung, in dem großen Kampfe erwachsen waren. Darum, wie beim jubelnden Willkomm, vom Lorbeer und von jedem Laub im deutschen Wald der Kränze reichste Fülle dem deutschen Heere!

Auch sie haben teil daran, die mit Hingebung und Treue den mühevollen Kampf führten gegen die Leiden des Krieges, unter dem Zeichen des roten Kreuzes im Felde wie in der Heimat, ein Heer der Barmherzigkeit. Seine Kerntruppen waren, dem edlen Vorbilde der Landesfürstinnen folgend, die deutschen Frauen, an ihrer Spitze, rastlos wirkend, alle Kräfte zusammenfassend und belebend, die Kaiserin. Dieses Heer erkämpfte seine Siege an den Stätten, wo Verwundete und Kranke der Heilung harrten. Den Rhein entlang war solche Walstatt, und hier im Rheingau waltete auf ihr die deutsche Kronprinzessin, der schwersten Krankheit Hauch nicht scheuend und mit kundigem Blick den Mängeln steuernd, welche die Genesung hemmten. Preis sei der deutschen Frauen edlem Wirken!

Ein voller Eichenkranz vom stärksten Stamme, markig und sturmbewährt wie er, dem Manne, der den Schleier kühn zerriß, der Deutschlands Größe deckte, den Zauber brach, der es im Traum gefangen hielt, dem Ersten von des Kaisers Mannen, des Reiches großem Kanzler!

Noch bleibt der schönste Kranz.

Nie heischte der Siege Ruhm, des Friedens Weisheit, der Seele Größe ihn für ein würdigeres Haupt. Germania beut ihn mit der Krone ihrem Kaiser. Es ist ein Kranz eigener, einziger Art: Alldeutschland hat ihn gewunden und hat mit dem festen Bande der Treue seine Liebe hineingebunden, auf daß ihr sanfter Hauch ihm Stirn und Herz berühre und immer frisch und unverwelkt das Kranzeslaub das teure Haupt umwinde.

Die künftigen Geschlechter ruft das Denkmal zur Nacheiferung auf. Sie sollen wahrhaft bleiben, wie das deutsche Volk von Anbeginn war, damit, wenn je — wir hoffen es nicht und fürchten es nicht — das Vaterland des Schutzes bedarf gegen feindlichen Angriff, wiederum einmütig und siegreich der Ruf erschalle:

Wir alle wollen Hüter sein!

Aber nicht nur in Kampf und Gefahren sollen die künftigen Geschlechter den Taten und Tugenden der Väter nacheifern, sondern vor allem in den Werken des Friedens. Auf

das Erringen folgt das Erhalten, auf des Reiches Aufbau des Reiches Ausbau. Was das Große werden ließ, dessen bedarf es zu seiner Erhaltung und Gestaltung. Was war es, das das deutsche Volk stark machte zu seiner Erhebung, ihm das Gelingen gab zum Erwerbe der höchsten nationalen Güter?

Es waren die Gottesfurcht, die Einigkeit und Hingebung an Kaiser und Reich. Mit dem ausziehenden Heere betete das Volk: „Gott sei mit uns", mit dem Heimkehrenden bekannte es: „Gott war mit uns!" Gottes Führung pries der Kaiser bei dem größten Siege.

Mit Staunen sah die Welt, daß das deutsche Volk, dessen Uneinigkeit ein Glaubenssatz war, wie ein Mann sich erhob, als es galt, für seine Ehre und Unabhängigkeit einzustehen, mit größerem Staunen, daß die Einigkeit im Frieden und für den Frieden erhalten blieb.

Die deutsche Einigkeit gewann Gestalt und Bestand durch Kaiser und Reich. Beim Ausbruche des Krieges im Geiste geboren, empfingen sie nach den großen Siegen die Taufe und als Taufgeschenk die hochherzige Huldigung der deutschen Fürsten und die begeisterte Liebe des deutschen Volkes, das seine größte Vergangenheit, des alten Reiches Herrlichkeit, zu neuem Leben erstehen und in dem Heldenkaiser aus Hohenzollerns Stamm den Zauber verwirklicht sah, womit es den großen Hohenstaufen umgeben hatte. Reiches Leben entsproß solcher Hingebung. Des Friedens starke Hüter, faßten Kaiser und Reich die Kräfte des Volkes zusammen in harmonischer Wirkung, machten die Bahn frei für ihre Entfaltung auf dem Gebiete der Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung. An Kaiser und Reich richtete der Volksgeist sich auf, um über den Sorgen und Mühen des Tages, über den Kämpfen der Parteien der gewonnenen nationalen Güter sich zu freuen und sie hochzuhalten.

Solches ist das Erbe jener großen Zeit; an den künftigen Geschlechtern ist es, es zu bewahren. Im Vertrauen auf Gott wird es ihnen gelingen, wenn sie die deutsche Einigkeit aufrechterhalten im Bunde mit deutschem Mute und deutscher Treue, der Treue zu Kaiser und Reich.

Auf lichter Bergeshöhe am deutschen Strome haben wir einmütig in Dank und Freude das Nationaldenkmal errichtet

zum Gedächtnis und zu Ehren derer, die uns die höchsten nationalen Güter errungen haben. Es erhebe sich als ein Wahrzeichen des Friedens, als ein Sinnbild der Einigkeit, als eine Mahnung an die kommenden Geschlechter, allezeit fest und treu zu stehen zu Kaiser und Reich!

Dem Reiche übergeben wir das Nationaldenkmal und bitten für dasselbe um des Kaisers Schutz und Schirm.

Möge es feststehen und ragen bis in die fernsten Zeiten, in Ehren gehalten von einem freien und einigen, glücklichen Volke! Mögen die Nachkommen freudig Gehör geben und sich erheben an dem, was das Denkmal kündet; mögen von Geschlecht zu Geschlecht die Gefühle forterben, die uns heute erfüllen, von denen beseelt wir begeisterungsvoll rufen: Heil Deutschland, Heil dem Kaiser, Hoch dem Kaiser und Reich!

Otto v. Bismarck.

Rede über die Kornzölle, gehalten in der Reichstagssitzung am 10. Februar 1885.

(Gekürzt.)

Ich komme zu der Frage von den Kornzöllen, mit der der Herr Vorredner begonnen hat. Er hat die Befürchtung ausgesprochen, daß infolge des gesteigerten Zolles die Korn=preise bei uns erheblich in die Höhe gehen, und daß dadurch soziale Gefahren entstehen würden. Auf diese Warnung ist er noch am Schlusse seiner Rede bedeutsam zurückgekommen. Nun, meine Herren, Sie wollen sich erinnern, daß vor sechs Jahren in diesem selben Saale dieselben Prophezeiungen uns zum Teile von denselben Rednern, die heute gesprochen haben oder sprechen werden, gemacht worden sind: Die Preise werden eine unerträgliche Höhe erreichen, sie werden den Arbeiter in seinem Erwerb und in seinem Brote beschränken müssen, und wir werden sozialen Fragen entgegengehen, die wir gerade bekämpfen und beschränken wollen. Alle diese Prophezeiungen sind falsch gewesen; es hat sich nichts davon bestätigt. Die damalige Zollgesetzgebung hat wohltätig überall gewirkt; nur

in der einen Richtung war sie unwirksam, die von ihr vielleicht damals erwartet worden ist — von mir nicht; im Gegenteil, ich habe es bestritten, daß sie kommen würde —: eine Verbesserung der Preise für landwirtschaftliche Produkte, diese Wirkung hat sie nicht gehabt. Im Gegenteil, das Korn ist wohlfeiler, als es seit sehr langen Zeiten war, und nach dem Verhältnis des jetzigen Geldwertes wohlfeiler, als es jemals in diesem Jahrhundert gewesen ist. Diese Folge also, die die Herren vorhergesagt haben, ist in keiner Weise eingetroffen. Ob sie eintreffen würde, wenn der Zoll nunmehr verdreifacht wird, ja, meine Herren, das will ich nicht mit derselben Sicherheit vorhersagen, es ist mir kaum wahrscheinlich. Es kann aber sein; wenn sie eintritt, gut, so wird eine Preisverbesserung dem Landwirt zu gute kommen; wenn sie nicht eintritt, so wird der Zoll sicher vom Ausland bezahlt sein, und warum soll der Finanzminister des Deutschen Reiches die Zölle nicht annehmen, die das Ausland, wie Amerika und Rußland, ihm zu zahlen bereit ist? (Sehr richtig! rechts.) Also den Vorteil hätten wir doch jedenfalls sicher. Wäre daneben noch der andere Vorteil, daß die landwirtschaftlichen Preise sich etwas heben, so würde ich den sehr hoch anschlagen. Denn, meine Herren, die Idee, daß niedrige Kornpreise überhaupt glücklich machen und zur Basis eines glücklichen Lebens erforderlich sind, habe ich vor fünf oder sechs Jahren — heute habe ich nachgelesen, um nicht dasselbe zu wiederholen — mit einer Breite hier bekämpft, die mich davon entbindet, das heute nochmals zu tun. Denn die meisten der Herren sind noch heute hier. Ich habe mich darauf berufen, daß in dem Falle der Litauer, der die wohlfeilsten Preise bei uns hat, sehr viel glücklicher sein müßte als der Rheinländer, daß der Südrusse und der Rumänier mehr prosperieren[1] müßten in ihren ganzen wirtschaftlichen Verhältnissen als der Franzose und der Belgier. Das alles ist ja eine wunderliche Behauptung, daß der Zweck des wirtschaftlichen Lebens und der wirtschaftlichen Gesetzgebung sei, wohlfeiles Korn herzustellen. Warum wollen Sie denn einen solchen Zweck gerade auf das Korn beschränken? Warum wollen Sie denn dann nicht weiter gehen? Also beispielsweise

---

[1] Prosperieren (lat.) = glücklichsein, gedeihen.

Kleidung, Stiefel, Wohnung sind ja ebenso unentbehrliche Bedürfnisse für den Arbeiter wie Brot; warum wollen Sie denn nicht darauf hinausgehen, die Fabrikation von den Gegenständen der Bekleidung, kurz aller Bedürfnisse, die der Arbeiter irgend haben kann, so wohlfeil herunterdrücken wie irgend möglich, indem Sie alle Schranken der Einfuhr öffnen, indem Sie diesen unentbehrlichen Bedürfnissen des gewöhnlichen Lebens jeden Schutz versagen? Was hilft dem Arbeiter wohlfeiles Brot, wenn er unendlich teurere Kleidung hat und dafür bezahlen muß? Also ist die Billigkeit für die Kleidung gerade so nötig. Was geht Sie der deutsche Schneider an, wenn der Arbeiter sich von dem amerikanischen Schneider in fertigen Kleidern wohlfeiler kleiden lassen kann? Was geht Sie der deutsche Schuhmacher an, die deutsche Lederarbeit? Ja, meine Herren, noch weiter: Wenn wir dies System verfolgen, wäre es für alle diejenigen, die von ihrem Gelde, vom Honorar oder Gehalt leben, kurz und gut für die ganzen inproduktiven Klassen der Gelehrten und Ungelehrten außerordentlich angenehm, wenn alle Gegenstände des menschlichen Lebensbedürfnisses auf einen Preis herabgedrückt werden, für den sie im Inland gar nicht erzeugt werden könnten, wenn sie so wohlfeil werden könnten, daß sie womöglich gar nichts kosteten. Ja, dann würde vielleicht denen, die ich im allgemeinen als Rentiers bezeichnen will — ich meine solche, die nicht produzieren, die bei Preisverhältnissen nicht interessiert sind, die doch bei uns die maßgebende Majorität vielleicht in den gesetzgebenden Versammlungen bilden — denen würde zuerst der Zustand sehr behaglich sein.

Das erinnert mich an einen sehr trivialen Vorgang. Es gibt Köchinnen, die grausam genug sind, die Krebse kalt an das Feuer zu setzen; wenn dann das Wasser zuerst warm wird, dann geben die Tierchen alle Zeichen des Behagens von sich; es ist ihnen sehr wohl; aber das Ende ist sehr übel. So würde es auch hier sein; der ganze Staat, das ganze Volk würde zu Grunde gehen. Ziehen Sie doch Ihre Konsequenzen bis zum Extrem: Wenn es Ihnen gelingt, den Preis des Zentners Roggen auf fünf Silbergroschen herabzudrücken, so ist das vielleicht für Sie der Gipfel der Glückseligkeit; nichtsdestoweniger werden Sie mir zugeben, daß unter

solchen Umständen das Deutsche Reich und seine ganzen wirtschaftlichen Verhältnisse einen Zusammenbruch erleiden würden, von dem es sich nie wieder erholen könnte. Wenn es aber ein Glück ist, für Getreide und Brotfrüchte niedrige Preise zu haben, warum wollen Sie dann nicht das Eisen, das Leder — das sind auch ziemlich unentbehrliche Bedürfnisse —, Glas, Gewebe, Garn, alles auf die möglichst geringsten Preise drücken? Dann müssen Sie alle Schutzzölle abschaffen.

Wenn irgend ein Gewerbe ein Recht auf Schutz hat, so ist es doch in unseren konstitutionellen Verhältnissen, wo die Majorität entscheidet, dasjenige, an dem die Majorität hängt, das der Landwirtschaft. (Sehr richtig! rechts.) Für 25 bis 27 Millionen von den 45 Millionen des Deutschen Reiches hängt das Gedeihen von dem Gedeihen der Landwirtschaft gerade so gut ab, wie das Gedeihen der Arbeiter der Textilindustrie von der Möglichkeit des Absatzes der Gewebe. Nehmen Sie nicht bloß den Grundbesitzer, am allerwenigsten bloß den Großgrundbesitzer zum Gegenstand Ihrer Erwägungen, sondern sämtliche Arbeiter, die bei der Landwirtschaft mitbeschäftigt sind; sie werden möglicherweise nicht das ganze Jahr beschäftigt, weniger beschäftigt, wenn die Landwirtschaft keinen Betrieb hat; es werden einige von ihnen überflüssig, es werden einige von ihnen entlassen, oder man ist auch genötigt, die Löhne herabzusetzen, weil man sie nicht mehr zahlen kann. Ich habe in den Verhandlungen der städtischen Abgeordneten, auf die ich vorhin schon anspielte, gelesen, daß die Getreidezölle lediglich im Interesse der gegenwärtigen Großgrundbesitzer lägen. (Sehr richtig! links.) Es ist also da schon vorausgesehen, daß eine Bewegung vielleicht nützlich sein werde, die die gegenwärtigen Grundbesitzer mit einer Welle wegschwemmt und statt ihrer wohlfeile Ankäufer derselben Güter bringt, die dann vielleicht mit weniger auskommen können. Ja, meine Herrn, die werden auch nicht mit weniger auskommen; sie werden eben ihre Zinsen nicht bezahlen können.

Das Experiment ist ja gemacht worden zur Zeit der ersten Einführung der Hardenbergschen Gesetzgebung, die vorhin, wie ich höre, der Herr Abgeordnete Rickert im Gegensatz zu uns unwürdigen Schächern (Heiterkeit) gerühmt hat, worauf ich dem Abgeordneten Rickert nur erwidere, daß die Hardenbergsche

Gesetzgebung den Bauern von dem Drucke der damaligen Gesetzgebung befreite; wir bestreben uns, ihn von dem Drucke der jetzigen Gesetzgebung zu befreien. (Sehr richtig! rechts.) Also das ist ganz dieselbe Geschichte. Damals wurde schon der Versuch gemacht — es war unter dem Oberpräsidenten von Schön —, die zeitigen Besitzer der großen Güter als eine unhaltbare Rasse zu betrachten, und der Grundsatz aufgestellt, es müßten diese Güter wohlfeil in andere Hände gebracht werden, damit die Besitzer wieder leben könnten. Infolgedessen wurden von der väterlichen damaligen Regierung achthundert Rittergüter in der Provinz Ostpreußen auf einen Tag und eine Stunde zur Subhastation angesetzt von der damaligen landwirtschaftlichen Verwaltung, an deren Spitze der Oberpräsident stand, mit der Anordnung, auf jedes Gebot zuzuschlagen. Es kauften Schäfer — das sind gewöhnlich die Bankiers auf dem Dorfe — ehemalige Gastwirte und Bauern, die das Ihrige zurückgehalten hatten, Viehhändler, in Ostpreußen besonders Pferdehändler (Heiterkeit), kauften damals Güter; mir sind Beispiele genannt worden, daß für 60 Taler ein Gut zugeschlagen wurde, das heute weit über 100 000 und 200 000 Taler wert sein mag.

Was hat denn das gefruchtet? Ich habe noch in Pommern, wo nicht ganz so streng, aber doch ähnlich verfahren worden ist, in meinen Kinderjahren ähnliche Erwerber großer Güter gesehen. Ich erinnere mich, daß mein Vater Nachbarn hatte, die früher eben in einer der Eigenschaften, die ich vorher bezeichnete, bekannt gewesen waren, die ich selbst gesehen habe, die in Holzpantoffeln und in bäuerlichen Kostümen ihrer großen Wirtschaft vorstanden. Das ist ja kein Unrecht und kein Übel; aber auf einen grünen Zweig kamen sie nicht. Sie hatten kein Betriebskapital, um die Arbeitskräfte zu bezahlen, die von der Gesetzgebung beseitigt waren, und sie sind zum großen Teile wieder eingegangen; es sind wenige von den damaligen Erwerbern im Besitz geblieben. Diejenigen, die im Besitz geblieben sind, haben die ganze Zeit hindurch nach ihrer früheren Eigenschaft bäuerlich gelebt, was durchaus achtbar ist; aber verdient hat von ihnen auch keiner etwas. Sie haben keinem Handwerker in der Nachbarschaft etwas zu verdienen gegeben und keinen Luxus getrieben — das brauchen sie ja

nicht; aber der Luxus ernährt manchen Verkäufer — und sie haben sowenig wie möglich Arbeiter beschäftigt und dieselben hart behandelt. Das ist ja eine natürliche Folge von solchen Zuständen, und jeder, der auf dem Lande gelebt hat, weiß es.

Aber es handelt sich nicht bloß um die Arbeiter; nehmen Sie die Handwerker auf dem Lande! Es heißt ja im alten Liede: Es ist kein Dörfchen so klein, ein Hammerschmied muß darinnen sein. Aber es ist nicht bloß der Hammerschmied, es ist der Stellmacher, der Rademacher, es ist ein Schneider und Schuhmacher jedenfalls in jedem Dorfe, wenn es auch nur ein Schuhflicker ist. Ich will auf die übrigen Handwerker gar nicht eingehen, die im Dorfe sind; sie sind in der Statistik nicht unter der Rubrik „Landwirtschaft“ verzeichnet, aber all ihr Gedeihen hängt unbedingt von dem Gedeihen der Landwirtschaft ab. Der Bauer läßt sich keinen neuen Rock machen, wenn er nichts übrig hat; der Bauer hat den großen Vorzug vor dem Großgrundbesitzer, daß er sich immer nach der Decke streckt; wenn sein Überschuß an barem Gelde das kalte Fleisch zum Frühstück nicht mehr abwirft, so läßt er es weg und nimmt Käse; und wirft er nicht mehr Käse ab, so nimmt er Butter; und wenn er die nicht hat, so ißt er sein Brot trocken; und er bleibt — ich will nicht sagen, ebenso vergnügt — aber ebenso ruhig in seinem Gleise und drückt und wintert sich durch. Es hat das aber die Folge, daß der Handwerker auch nur etwas von dem Bauern verdient, wenn er Geld hat. Ist der Bauer in der Lage, daß er weder Käse noch Fleisch zu seinem Brote ißt, so läßt er sich weder einen neuen Rock machen, noch setzt er den Schmied in Nahrung, sondern hilft sich mit seinem alten Zeuge und läßt sich auch keine Stiefel anmessen; und so zieht sich das Sprichwort, das ich neulich anführte: „Hat der Bauer Geld, so hat es die ganze Welt“ — durch alle Zweige hindurch.

Also ich verlange nur Schutz für einen Erwerbszweig der großen Majorität der Mitbürger. Sie haben ja, wenigstens die meisten Herren, eine so große Achtung vor der Majorität, Ihnen imponiert die Majorität: warum imponiert sie Ihnen in der Landwirtschaft nicht, in den landwirtschaftlichen Arbeitern? Das ist mir unverständlich. Ist das nicht eine Geringschätzung der „Majestät des Volkes“, wie mir neulich

vorgeworfen worden ist, weil ich mir von einer Majorität, die nicht aus dem gleichen Gedanken des Volkes hervorgegangen ist, sondern aus einer zufälligen Übereinstimmung in der Negation — weil ich mir von der nicht imponieren lassen wollte? Es ist mir in der ungerechtesten Weise von der Welt vorgeworfen worden, daß ich mir — von der Majestät des Volkes will ich nicht reden — aber von dem Volke nicht imponieren lassen könne; Majestät hat für mich nur der Kaiser, sonst niemand. (Bravo! rechts.)

Der Herr Vorredner hat also über neue Belastung gesprochen. Da will ich die Erfolge abwarten. Ich sage: Wir gehen versuchend vor. Theoretisch mit sicheren, schlagenden Schlußfolgerungen ist auf diesem Gebiete kein Mensch im stande zu operieren; das ist wie ein ärztliches Gutachten über innere Krankheiten, dasselbe wird immer seinen Irrtümern unterworfen sein, und da traue ich meinem eigenen Urteile nicht und keinem andern Urteile etwas mehr. (Heiterkeit.) Jedenfalls, wenn das Gesetz den Erfolg hätte, daß es die Preise etwas steigerte, so würde ich mich darüber freuen; denn eine Verbesserung der Lage der Landwirte würde der ganzen Bevölkerung eben zu gute kommen und weit entfernt sein, andern zu schaden.

Der Herr Vorredner hat nachher eine Anzahl sehr künstlicher Berechnungen über die Zukunft und die Möglichkeit der Zukunft in Bezug auf Rentabilität und hohen Bodenwert angeführt. Da will ich ihm nicht folgen. Ich habe mich von Konjekturen[1] niemals leiten lassen, sondern uns steht die nackte Realität des Rückganges, des möglichen Zusammenbruches eines großen Teiles unserer Landwirtschaft gegenüber. Da kann ich mich mit Konjekturen weder abschrecken, noch trösten lassen.

Der Herr Vorredner hat ferner auf die Möglichkeit verwiesen, daß die Preise wieder steigen könnten. Ja, meine Herren, er hat geglaubt, die gegenwärtige würde eine vorübergehende Konjunktur[2] sein. Ich fürchte, das wird nicht der Fall sein; denn die auswärtige Produktion ist weder in ihren

---

[1] Konjekturen = Vermutungen.

[2] Konjunktur = Zusammentreffen von Umständen; Geschäftsaussicht.

alten Hilfsquellen erschöpft, noch ist sie verlegen um Aufsuchung von neuen. Nach den neuesten Nachrichten, die wir haben, ist die indische Weizenproduktion sogar der amerikanischen gefährlich, und zwar infolge der Wohlfeilheit der Arbeit und der Entwicklungsfähigkeit nach Maßgabe des Bodens in gewissen Bezirken Indiens. Die Schutzzölle auf Korneinfuhr in Amerika, die der Herr Abgeordnete Richter mir vor Jahren bestritt, und die ich an dieser Stelle genötigt war aus dem amerikanischen Tarif als bestehend nachzuweisen, werden also doch praktische Wirksamkeit haben, damit der amerikanische Raubbau in den Steppen Schutz gegen den indischen Weizen findet.

Ich kann mich darin irren; ich habe schon gesagt, daß ich nicht prophezeien will, denn ich habe mit zu viel falschen Propheten in parlamentarischen Verhältnissen zu tun gehabt (Heiterkeit); ich will nicht prophezeien, aber ich fürchte im Interesse unserer Landwirtschaft, daß die auswärtige Konkurrenz eher steigen als fallen wird. Es ist ja möglich, daß Mißernten kommen, viel leichter im Auslande als bei uns. In einem Lande von alter Kultur wie Deutschland, von der Beschaffenheit der Oberfläche, die zwischen Wald, Wiesen, Berg und Tal in einer Weise wechselt, daß die Niederschläge immer noch ziemlich regelmäßig fallen, sind die Mißernten nicht so häufig wie in großen Ebenen, zum Teil waldlosen Ebenen in den Ländern, die unsere Hauptkonkurrenten in der Erzeugung von Getreide sind. Im südlichen Rußland, in den Steppen dieses Landes und in denen von Amerika, ja selbst noch an der unteren Donau und in Ungarn — diese Länder leiden unter Umständen — da können große Mißernten vorkommen. Es kann auch sein, daß das Getreide einmal sehr teuer wird; dann, meine Herren, glauben Sie nur nicht, daß der Nachlaß von Zoll, der in dem Falle vielleicht eintreten wird — das will ich nicht bestreiten —, daß der etwas an der Teuerung ändern wird; denn die Teuerung besteht nicht darin, daß der Zoll zu hoch ist. Der Zoll liegt ja innerhalb der Preisschwankung von circa 60 bis 80 Mark, in der sich unsere Preise bewegen. Wenn der ganze Zoll auf Roggen selbst nach dem weitgehendsten Vorschlage bewilligt würde, so würde er etwa 30 Mark für die Last, die Tonne, den Wispel sein; und die Schwankungen finden ja in einem Jahre von 130

bis 200 Mark gelegentlich statt. Also der Zoll macht da nichts; und kein Zollnachlaß kann Roggen oder Weizen aus der Erde rufen, der in dem Jahre nicht gewachsen ist. Die Ursache wird eben eine ganz unabänderliche sein. Es ist aber eine Hungersnot nicht wahrscheinlich, weil die Getreideerzeugungsländer unter zu verschiedene Himmelsstriche und Klimate verteilt sind.

In der Regel aber — und mit der Regel allein können wir rechnen — wird Deutschland das Quantum Getreide, was es braucht, annähernd selbst bauen. Der erste Herr Redner, den ich hörte, Herr Frege, meinte, die Zölle wären noch lange nicht hoch genug. Ja, ich will einmal sagen, Sie verbieten die auswärtige Getreideeinfuhr absolut — ein Fall, welcher nicht in der Absicht liegt, aber ich will ihn einmal supponieren[1] —: so bin ich überzeugt, daß Deutschland im zweiten Jahre, ja schon in demselben Jahre die circa 30 bis 40 Millionen Zentner Getreide, die wir durchschnittlich einführen, selbst gebaut haben würde. (Sehr richtig! rechts.) Wir können noch mehr Getreide bauen, als wir jetzt bauen, sobald es lohnt; wir bauen außerdem sehr viel mehr Getreide, als wir essen; wir verzehren durch menschliche Nahrung bei weitem nicht die Hälfte des Getreides, das wir bauen. und eine Not wird immer zuerst nur den Erfolg haben, daß das Tier, das gefüttert wird mit Getreide, Not leidet, daß die Verwendung des Getreides zu Fabrikzwecken, zu Brennereien nachläßt. Kurz und gut, nicht der essende Mensch wird der Entbehrende sein, wenn uns einmal ein paar Millionen Zentner fehlen sollten, sondern die übrigen Verwendungen des Getreides werden verkürzt oder vermindert werden. Ich fürchte also auch die zu hohen Preise nicht; aber wenn sie eintreten, so erinnere ich daran, daß eine Zollermäßigung nicht mehr Roggen schaffen kann, als in der Welt gewachsen ist.

Der Herr Vorredner hat ferner einen Irrtum — in der Allgemeinheit ist es ein Irrtum — behauptet, indem er sagte, daß das auswärtige Getreide höher im Werte wäre als das inländische. Er mag dabei gewisse böhmische Getreidegattungen im Verhältnis zu gewissem Getreide aus dem sächsischen Erzgebirge im Auge haben; er mag an mährische Gerste, wie die

[1] Supponieren = voraussetzen, unterschieben.

Brauerien sie gern haben, gedacht haben; aber in der Regel ist unser deutsches Getreide hochwertiger, und der Vorredner wird sich von jedem freihändlerischen Gesinnungsgenossen der Ostseehäfen Aufklärung darüber verschaffen können, daß der russische Roggen im ganzen stets 5 bis 10 Mark wohlfeiler ist als der deutsche, und daß der deutsche benutzt wird, den schlechteren russischen aufzubessern, um nachher das Produkt als deutschen Roggen — nicht zur Reputation[1] unseres Roggens — zu verkaufen. Ich glaube also: da ist der Herr Vorredner im Irrtum.

Der Herr Vorredner hat befürchtet, daß das Angebot einmal geringer sein könne als die Nachfrage. Ich habe schon vorhin erwähnt, daß ich das nicht glaube; einstweilen ist das Angebot noch immer so viel größer, daß wir durchaus die Auswahl haben. Es liegt gegenwärtig in Rußland noch außerordentlich viel unverkauftes Getreide der beiden letzten Vorjahre; auch in Amerika sind Sendungen rückständig, und man kann sagen, daß die letzten Jahre wohl die fetten Kühe im Josephinischen Traume bedeuten, und daß sie immer noch Deckung, wenn die sieben mageren nachher eintreten sollten, reichlich gewähren werden; — mit Sicherheit kann man in der Politik ja überhaupt nicht entscheiden, aber es ist nicht wahrscheinlich. Ich bin für heute nicht im stande, auf prinzipielle Erörterung der Getreide- und Holzzölle noch näher einzugehen, ich will mir bloß erlauben, noch eine Anführung zu kritisieren, die der mit mir sonst vollständig einverstandene Herr Dr. Frege machte. Er führte das Beispiel eines Gutes von fünf Hektaren an und nahm an, daß dasselbe 22 Zentner Korn zum Verkauf übrig haben werde und $17 \frac{1}{2}$ Zentner, sagen wir 18, sagen wir 16, selbst konsumiere. Ja, meine Herren, auch bei dieser Selbstkonsumtion ist der Roggenpreis für den Bauer nicht gleichgültig; ich meine damit nicht bloß im technischen preußischen Sinne den spannfähigen Bauer, sondern der kleinste Besitzer — nehmen wir den von drei Morgen — auch der verkauft Korn. Denn der Bauer ißt ja seinen Roggen nicht in natura, er verzehrt ihn nicht; er verkauft ihn ganz sicher, er verkauft ihn in dem gewöhnlichen

[1] Reputation = Ruf, Ansehen.

alten Betriebe an den Müller; der gibt ihm Mehl dafür, und da wird ihm der Müller ja gewiß die Höhe oder Niedrigkeit des Wertes seines Kornes zum Ausdruck zu bringen wissen. Aber selbst das ist schon ein überwundener Standpunkt. Das Selbstbacken bei dem kleinen Besitzer kommt mehr und mehr in Abnahme; diese mitunter recht malerischen kleinen Backöfen mit alten Bäumen darüber verschwinden auf dem Lande mehr und mehr; das Übliche ist, daß derjenige, der Roggen baut, seinen sämtlichen Roggen verkauft und nicht Mehl, sondern fertiges Brot kauft. (Heiterkeit links.) Das Gewerbe des Bäckers ist heutzutage meistens mit dem des Müllers in Verbindung getreten oder mit dem des Gastwirts, und die Bäcker schicken Wagen, die expreß dazu eingerichtet sind, auf den Dörfern umher, und die Leute haben allmählich gefunden, daß sie auf diese Weise, wenn für dreihundert Einwohner eines Dorfes ein oder zwei Bäckereien vorhanden sind, wohlfeiler zu ihrem Brote kommen und im ganzen, da nicht jede Frau eine geschickte Bäckerin ist, auch besser, als wenn sie selbst fünfzig oder wie viel Backöfen — so viel als Familien sind — jeden apart heizen und kohlenverbranntes Brot haben. Die Behauptung, daß nur der große Besitzer interessiert wäre, während der kleine unter den Kornpreisen litte, die ist vollständig unrichtig; auch der allerkleinste Besitzer wird den Roggen, den Weizen, den er baut, zunächst verkaufen und sich dafür, soweit er es braucht, Brot anschaffen; soweit er es nicht braucht, schafft er sich andere Dinge für den Erlös des verkauften Kornes an; denn er kann doch den Roggen nicht in natura verzehren, sondern dieser muß immer durch einen Zwischenhandel durchgehen.

Deshalb sind alle diese Behauptungen in der Presse und in Reden, die davon ausgehen, als ob diese ganze Zollgesetzgebung in Bezug auf Getreide und Holz das Mittel wäre, den Großgrundbesitz zu erleichtern auf Kosten des armen Mannes, einmal verlogene Entstellungen der Wahrheit (sehr richtig! rechts), dann in zweiter Linie ungerechte Aufhetzungen der besitzlosen Klassen, in weit höherem Maße sozial gefährlich und unmoralisch wie alles andere, weil die Leute, die das lesen und denen das mit der Autorität der Gewohnheitsredner, deren Reden durch die Presse in besonderen kleinen Abdrücken

verbreitet werden, beigebracht wird — die können ja nicht mit der Sicherheit, wie wir hier, unterscheiden, daß das alles nur zur Schädigung der Regierung und aus Taktik so dargestellt wird, daß es aber von Grund aus erfunden und unwahr ist. (Zuruf links. Bravo! rechts.) Ja, meine Herren, zischen Sie; es bleibt doch wahr! (Bravo! rechts.) Sie bestätigen nur durch Ihr Zischen, daß Sie sich getroffen fühlen. Sehen Sie, das Geschöpf Gottes, von dem das Zischen herkommt, zischt ja nicht, wenn es sich nicht beunruhigt fühlt. (Bewegung.)

Meine Herren, ich schließe für heute, indem ich mir vorbehalte, bei der Spezialdiskussion auf das von mir nicht erschöpfte Thema zurückzukommen; ich schließe für heute von neuem mit dem Protest gegen die Unwahrheit, als wenn durch diese Gesetzvorlage irgend etwas anderes bezweckt würde als Schutz der nationalen Arbeit, Schutz des nationalen Gesamtvermögens, des Armen so gut wie des Reichen.

Rede, gehalten bei der Beratung der Heeresvorlage am 6. Februar 1888.

Wenn ich heute das Wort ergreife, so ist es nicht, um die Vorlage, die der Herr Präsident eben erwähnte, Ihrer Annahme zu empfehlen; ich bin nicht in Sorge darüber, daß sie angenommen werden wird, und ich glaube nicht, daß ich irgend etwas dazu beitragen könnte, die Mehrheit, mit der sie angenommen werden wird, und auf die allerdings im Inlande wie im Auslande ein hoher Wert zu legen ist, zu steigern. Die Herren werden in allen Fraktionen darüber ihren Sinn festgestellt haben, wie sie stimmen werden, und ich habe das volle Vertrauen zum Deutschen Reichstag, daß er diese Steigerung unserer Wehrkraft zu einer Höhe, auf die wir im Jahre 1867 bis 1882 allmählich verzichtet haben, daß er die uns wiedergeben wird, nicht in Ansehung der augenblicklichen Lage, in der wir uns befinden, nicht in Ansehung der Befürchtungen, die heutzutage die Börse und die öffentliche Meinung bewegen können, sondern in voraussichtsvoller Beurteilung der Gesamtlage Europas. Ich werde deshalb, wenn ich das Wort ergreife, mehr über die letztere zu reden haben als über die Vorlage.

Ich tue es nicht gern, denn in dieser Sache kann ein Wort, das ungeschickt gesprochen wird, viel verderben, und viele Worte können nicht viel nutzen, lediglich die Aufklärung der eigenen Landsleute und auch des Auslandes über die Situation fördern, die ja ohnehin sich finden wird. Ich tue es ungern; aber ich fürchte, daß, wenn ich schweigen würde, dann nach den Erwartungen, die sich an die heutige Debatte geknüpft haben, die Beunruhigung in der öffentlichen Meinung, die nervöse Stimmung in unserer und der fremden Bevölkerung sich eher steigern als mildern würde. Man würde glauben, daß die Sache so schwierig und so kritisch ist, daß ein auswärtiger Minister gar nicht wagte, die Situation zu berühren. Ich spreche deshalb, aber ich kann sagen, mit Widerstreben.

Ich könnte mich darauf beschränken, auf die Äußerungen zu verweisen, die ich von dieser selben Stelle vor etwas mehr als Jahr und Tag getan habe. Es hat sich seitdem in der Situation wenig geändert.

Wir hatten Sorgen damals hauptsächlich vor einem Anstoß zum Kriege, der uns von Frankreich her kommen konnte. Seitdem ist in Frankreich ein friedliebender Präsident von der Regierung abgetreten, ein friedliebender ist ihm gefolgt. Das ist schon ein günstiges Symptom, daß die französische Regierung bei der Anstellung eines neuen Staatsoberhauptes nicht in die Pandorabüchse[1] gegriffen hat, sondern daß wir darauf rechnen können, daß die friedliche Politik, als deren Vertreter der Präsident Grevy galt, von dem Präsidenten Carnot fortgesetzt werden wird. Wir haben außerdem in dem französischen Ministerium Änderungen, deren beruhigende Bedeutung noch stärker ist als die des Präsidentenwechsels, der mit andern Gründen zusammenhängt. Solche Mitglieder des Ministeriums, die geneigt sein könnten, den Frieden ihres Landes und den Frieden Europas ihren persönlichen Plänen

[1] Pandora, in der griech. Mythologie der Name des Weibes, das von Zeus den Sterblichen zum Unheile geschickt wurde, weil Prometheus das Feuer vom Himmel geholt hatte. Zeus gab ihr eine Büchse, worin alle Übel verschlossen waren. Aus dem geöffneten Gefäße flogen sie hervor und verbreiteten sich unter die Menschen; nur die trügerische Hoffnung blieb darin zurück.

unterzuordnen, sind ausgeschieden, und andere, denen gegenüber wir diese Befürchtung nicht haben, sind eingetreten. Ich glaube also konstatieren zu können — und tue es gern, weil ich wünsche, die öffentliche Meinung nicht aufzuregen, sondern zu beruhigen —, daß die Aspekten[1] nach Frankreich hin friedlicher, viel weniger explosiv aussehen als vor einem Jahre.

Die Befürchtungen, die im Laufe dieses Jahres aufgetaucht sind, haben sich auch viel mehr an Rußland geknüpft als an Frankreich, oder, ich kann sagen, an den Austausch von gegenseitigen Aufregungen, Drohungen, Beschimpfungen und Herausforderungen, welche zwischen der russischen Presse und der französischen Presse im Laufe des Sommers stattgefunden haben.

Ich glaube aber auch, daß in Rußland die Sache nicht anders liegt, als sie im vorigen Jahre lag.

Was die Presse anbelangt, so kann ich der ein entscheidendes Gewicht an sich nicht beilegen. Man sagt, in Rußland habe sie mehr zu bedeuten als in Frankreich. Ich bin gerade umgekehrt der Meinung: in Frankreich ist die Presse eine Macht, die auf die Entschließungen der Regierung einwirkt; in Rußland ist sie das nicht und kann das nicht sein; in beiden Fällen aber ist die Presse für mich Druckerschwärze auf Papier, gegen die wir keinen Krieg führen. Es kann für uns darin eine Herausforderung nicht liegen. Hinter jedem Artikel in der Presse steht doch nur ein einzelner Mensch, der die Feder geführt hat, um diesen Artikel in die Welt zu schicken; — wenn auch in einem russischen Blatte — nehmen wir an, es ist ein unabhängiges russisches Blatt —, das mit den französischen geheimen Fonds in Beziehungen steht, ist das vollständig gleichgültig. Die Feder, die einen deutschfeindlichen Artikel darin schreibt, hat an sich niemand hinter sich als den, der sie in der Hand führt, den einzelnen Menschen, der in seinem Arbeitskabinett diese Elukubration[2] zu stande bringt, und den Protektor, den ein russisches Blatt zu haben pflegt, d. h. den mehr oder weniger in die Parteipolitik verrannten höheren Beamten, der diesem russischen Blatte gerade

[1] Aspekten = Aussichten.

[2] Elukubration = mit Sorgfalt ausgearbeitete Abhandlung.

seine Protektion widmet; — beide wiegen federleicht gegen die Autorität Seiner Majestät des Kaisers von Rußland.

In Rußland hat die Presse nicht denselben Einfluß wie in Frankreich auf die öffentliche Meinung; es ist höchstens der Barometer dafür, was nach Lage der russischen Preßgesetze zugelassen wird, aber ohne die russische Regierung und Seine Majestät den Kaiser von Rußland irgendwie zu engagieren. Gegenüber den Stimmen der russischen Presse habe ich das unmittelbare Zeugnis des Kaisers Alexander selbst, nachdem ich seit mehreren Jahren vor einigen Monaten wieder die Ehre gehabt habe, von dem Zaren in Audienz empfangen zu werden. Ich habe mich auch da wiederum überzeugt, daß der Kaiser von Rußland keine kriegerischen Tendenzen gegen uns hegt, keine Absicht hat, uns anzugreifen, überhaupt Angriffskriege zu führen. Der russischen Presse glaube ich nicht; den Worten des Kaisers Alexander glaube ich und vertraue ich absolut. Wenn beide mir gegenüber auf der Wage liegen, so schnellt das Zeugnis der russischen Presse mit ihrem Haß gegen Deutschland federleicht in die Höhe und das Zeugnis des Kaisers Alexander persönlich hat das durchschlagende Gewicht für mich. Ich sage also: die Presse veranlaßt mich nicht, unsere Beziehungen zu Rußland heute schlechter aufzufassen als vor einem Jahre.

Ich komme zu der andern Frage, der Frage der Truppenaufstellungen. Sie haben früher in ausgedehntem Maße stattgefunden, sie sind in der jetzigen bedrohlich erscheinenden Form namentlich seit 1879, nach Beendigung des türkischen Krieges, aufgetreten. Es hat ja sehr leicht den Anschein, als ob die Anhäufung russischer Truppen, die in der Nähe der deutschen und der österreichischen Grenzen stattfindet, in Gegenden, wo ihre Unterhaltung teurer und schwieriger ist als im Innern des Landes, nur von der Absicht eingegeben werden könnte, eins der Nachbarländer — sans dire: gare![1] — mir fehlt gerade der deutsche Ausdruck — unvorbereitet zu überfallen und anzugreifen. Nun, das glaube ich nicht. Einmal liegt es nicht im Charakter des russischen Monarchen und stände mit seinen Äußerungen in Widerspruch, und dann

[1] „Ohne zu sagen: Achtung!“

würde der Zweck davon ganz außerordentlich schwer verständlich sein. Rußland kann keine Absicht haben, preußische Landesteile zu erobern; ich glaube auch nicht, österreichische. Ich glaube, daß Rußland reichlich soviel polnische Untertanen besitzt, wie es zu haben wünscht, und daß es keine Neigung hat, die Zahl derselben zu vermehren. (Heiterkeit.) Etwas anderes von Österreich zu annektieren, wäre noch schwieriger. Es liegt gar kein Grund vor, kein Vorwand, der einen europäischen Monarchen veranlassen könnte, nun ganz plötzlich über seine Nachbarn herzufallen. Und ich gehe so weit in meinem Vertrauen, daß ich überzeugt bin, selbst dann, wenn wir durch irgend eine explosive Erscheinung in Frankreich, die niemand vorher berechnen kann, und die von der heutigen Regierung in Frankreich sicher nicht beabsichtigt wird — wenn wir uns durch deren Eintreten in einen französischen Krieg verwickelt fänden, daß darauf der russische nicht unmittelbar folgen würde; umgekehrt, würden wir in einen russischen Krieg verwickelt, so würde der französische ganz sicher sein; keine französische Regierung würde stark genug sein, ihn zu hindern, auch wenn sie den guten Willen dazu hätte. Aber Rußland gegenüber erkläre ich noch heute, daß ich keines Überfalls gewärtig bin, und nehme von dem, was ich im vorigen Jahre gesagt habe, nichts zurück.

Wann eine orientalische Krisis nun eintreten kann? — Ja, darüber haben wir keine Sicherheit. Wir haben in diesem Jahrhundert meines Erachtens vier Krisen gehabt, wenn ich die kleineren und nicht zur vollen Entwicklung gekommenen abrechne; eine im Jahre 1809, die mit dem Friedensschluß endigte, der Rußland die Pruthgrenze gab; dann 1828, dann 1854 den Krimkrieg, und 1877, — also in Etappen[1] von ungefähr 20 Jahren voneinander entfernt und etwas darüber; warum sollte denn nun gerade die nächste Krisis früher als etwa nach dem gleichen Zeitraum, also ungefähr 1899, eintreten, auch 22 Jahre später? Ich möchte wenigstens mit der Möglichkeit rechnen, daß die Krisis hintangehalten werden kann und nicht sofort einzutreten braucht. Außerdem gibt es auch andere europäische Ereignisse, die in

[1] Etappen, in dieser Anwendung = Stufen.

gleichen Perioden einzutreten pflegen. Beispielsweise polnische Aufstände. Früher hatten wir schon alle 18 bis 20 Jahre einen solchen zu gewärtigen. Vielleicht ist das auch ein Grund, warum Rußland so stark sein will in Polen, um solche zu verhindern. Ebenso Wechsel der Regierungen in Frankreich; sie pflegen auch alle 18 bis 20 Jahre einzutreten, und niemand kann leugnen, daß ein Wechsel der Regierung Frankreichs eine Krisis herbeiführen kann, die es jeder beteiligten Macht wünschenswert machen muß, mit vollem Gewicht in sie eingreifen zu können — ich meine, nur auf diplomatischem Wege, aber mit einer Diplomatie, hinter der ein schlagfertiges und nahe bereites Heer steht.

Wenn das die Absicht Rußlands ist, wie ich rein auf Grund des technisch-diplomatischen Urteils, das ich mir nach meiner Erfahrung bilde, viel eher vermute, als daß sie den ziemlich rüden Drohungen und Renommagen der Zeitungen entsprechen würde, so ist für uns absolut noch kein Grund, in unsere Zukunft schwärzer zu sehen, als wie wir es seit 40 Jahren überhaupt getan haben. Es ist ja die wahrscheinlichste Krisis, die eintreten kann, die orientalische. Wenn sie eintritt, so sind wir bei der gerade nicht in erster Linie beteiligt. Wir sind da vollkommen, und ohne irgend welcher Verpflichtung zu nahe zu treten, in der Lage, abzuwarten, daß die im Mittelländischen Meere, in der Levante, nächstbeteiligten Mächte zuerst ihre Entschließungen treffen und, wenn sie wollen, sich mit Rußland vertragen oder schlagen. Wir sind weder zu dem einen noch zu dem andern in erster Linie in der orientalischen Frage berufen. Jede Großmacht, die außerhalb ihrer Interessensphäre auf die Politik der andern Länder zu drücken und einzuwirken sucht und die Dinge zu leiten sucht, die periklitiert[1] außerhalb des Gebietes, das Gott ihr angewiesen hat, die treibt Machtpolitik und nicht Interessenpolitik, die wirtschaftet auf Prestige[2] hin. Wir werden das nicht tun; wir werden, wenn orientalische Krisen eintreten, bevor wir Stellung dazu nehmen, die Stellung abwarten, welche die mehr interessierten Mächte dazu nehmen.

[1] Periklitieren = Gefahr laufen.

[2] Prestige = Blendwerk, aber auch soviel wie Ansehen von gleichsam zauberischer Wirkung.

Es ist also kein Grund, unsere Situation im Augenblicke so ernst zu betrachten, als ob gerade die gegenwärtige Lage der Anlaß wäre, weshalb wir die gewaltige Vermehrung der Streitkräfte, die die Militärvorlage in Vorschlag bringt, heute versuchen sollten. Ich möchte die Frage der Wiedereinrichtung der Landwehr zweiten Aufgebots, kurz, die große Militärvorlage, mit der andern, der Finanzvorlage, ganz loslösen von der Frage, wie unsere augenblickliche Situation ist. Es handelt sich da nicht um eine momentan vorübergehende Einrichtung, es handelt sich um eine dauernde, um ein dauerndes Stärkerwerden des Deutschen Reiches.

Daß es sich nicht um eine momentane Einrichtung handelt, das, glaube ich, wird einleuchtend gefunden werden, wenn ich Sie bitte, mit mir die Kriegsgefahren durchzugehen, die wir seit 40 Jahren gehabt haben, ohne in eine nervöse Unruhe zu irgend einer Zeit geraten zu sein.

Wir haben im Jahre 1848, wo die Deiche und Schleusen zerbrachen, die bis dahin vielen Gewässern ihren ruhigen Lauf gewiesen hatten, gleich zwei kriegsschwangere Fragen zu verarbeiten gehabt: es war die polnische und die schleswig-holsteinische Frage. Das erste Geschrei nach den Märztagen war: Krieg gegen Rußland zur Herstellung Polens! — Bald darauf war die Gefahr, durch die schleswig-holsteinische Frage in einen großen europäischen Krieg verwickelt zu werden, außerordentlich nahe. Ich brauche nicht hervorzuheben, wie 1850 durch das Abkommen von Olmütz eine große Konflagration,[1] ein Krieg im großen Stile, verhindert wurde. Es folgten darauf vielleicht zwei Jahre ruhigerer Art, aber voller Verstimmung. Es war damals, als ich zuerst in Frankfurt Gesandter war. Im Jahre 1853 schon machten sich die Symptome des Krimkrieges fühlbar, von 1853 bis 1856 dauerte dieser Krieg; während der ganzen Dauer desselben befanden wir uns unmittelbar am Rande — des Abgrundes will ich nicht sagen, aber des Abhanges, auf dem wir in den Krieg hineingezogen werden sollten. Ich erinnere mich, daß ich damals von 1853 bis 1855 genötigt worden bin, ich möchte sagen, wie ein Perpendikel zwischen Frankfurt und

---

[1] Konflagration = Brand.

Berlin hin und her zu gehen, weil der hochselige König bei dem Vertrauen, das er mir schenkte, mich im Grunde als den Anwalt für seine unabhängige Politik benutzte, wenn der Andrang der Westmächte ihm gegenüber, daß wir auch unserseits Rußland den Krieg erklären sollten, zu stark und der Widerstand seines Ministeriums ihm zu weich wurde. . . . Jedesmal war das damalige Preußen dicht am Rande eines großen Krieges: es war der Feindschaft von ganz Europa außer Rußland ausgesetzt, wenn es sich weigerte, auf die westmächtliche Politik einzugehen, andernfalls aber zum Bruch mit Rußland genötigt, vielleicht auf lange Zeit, weil der Abfall Preußens vielleicht am schmerzlichsten von Rußland empfunden worden wäre.

Wir waren also in ununterbrochener Kriegsgefahr während des Krimkrieges. Derselbe dauerte bis 1856, wo er schließlich im Pariser Frieden seinen Abschluß fand und uns bei dieser Gelegenheit eine Art von Canossa bereitete im Pariser Kongresse, wofür ich die Verantwortung nicht auf mich genommen haben würde, und von der ich damals vergeblich abgeraten habe. Wir hatten gar keine Notwendigkeit, eine größere Macht zu spielen, als wir waren, und die damaligen Verträge zu unterzeichnen. Aber wir antichambrierten, um schließlich zur Unterschrift zugelassen zu werden. Das wird uns nicht wieder passieren. (Heiterkeit.)

Das war 1856. Schon im Jahre 1857 bedrohte uns die Neufchateler Frage mit Krieg; das ist nicht so bekannt geworden. Ich bin damals von dem hochseligen Könige im Frühjahr 1857 nach Paris geschickt worden, um mit dem Kaiser Napoleon über den Durchmarsch preußischer Truppen zum Angriff auf die Schweiz zu verhandeln. Was das zu bedeuten hat, wenn darauf eingegangen wurde, daß das eine weitgreifende Kriegsgefahr werden konnte, daß das uns in Verwicklung mit Frankreich sowohl als auch mit andern Mächten führen konnte, wird jeder einsehen, dem ich dies mitteile. Kaiser Napoleon war nicht abgeneigt, darauf einzugehen. Meine Unterhandlungen in Paris wurden dadurch abgeschnitten, daß Seine Majestät der König sich inzwischen mit Österreich und der Schweiz über die Sache auf gütlichem Wege verständigt hatte. Aber die Kriegsgefahr lag doch auch

in dem Jahre vor. Ich kann sagen, daß schon, wie ich auf der damaligen Mission in Paris mich befand, der italienische Krieg in der Luft lag, der ein Jahr und etwas später ausbrach, und der uns auch wieder um Haaresbreite beinahe in einen großen europäischen Koalitionskrieg hineinzog. Wir kamen bis zur Mobilmachung; ja, wir hätten losgeschlagen, ganz unzweifelhaft, wenn der Friede von Villafranca[1] nicht etwas verfrüht für Österreich, vielleicht rechtzeitig für uns, geschlossen wurde; denn wir hätten den Krieg unter ungünstigen Umständen zu führen gehabt; wir hätten aus dem Kriege, aus einem italienischen, der er war, einen preußisch-französischen gemacht, dessen Abschluß, Ende und Friedensschluß nachher nicht mehr von uns abhing, sondern von den Freunden oder Feinden, die hinter uns standen.

So kamen wir, ohne daß das Kriegsgewölk auch nur ein Jahr den Horizont uns freigelassen hätte, bis in die sechziger Jahre hinein.

Schon 1863 war eine kaum minder große Kriegsgefahr, die dem großen Publikum ziemlich unbekannt blieb, und die ihren Eindruck erst machen wird, wenn dermaleinst die geheimen Archive der Kabinette der Öffentlichkeit übergeben sein werden. Sie werden sich des polnischen Aufstandes erinnern, der 1863 stattfand, und ich werde es nie vergessen, wie ich in jener Zeit des Morgens den Besuch zu haben pflegte von Sir Andrew Buchanan, dem englischen Botschafter, und Talleyrand, dem französischen Vertreter, die mir die Hölle heiß machten über das unverantwortliche Festhalten der preußischen Politik an der russischen und eine ziemlich drohende Sprache uns gegenüber führten; am Mittag desselben Tages hatte ich nachher die Annehmlichkeit, im preußischen Landtage ungefähr dieselben Argumente und Angriffe zu hören, die die beiden fremden Botschafter am Morgen auf mich gemacht hatten. (Heiterkeit.) Ich hatte das ruhig ausgehalten, aber dem Kaiser Alexander riß die Geduld, und er wollte den Degen ziehen gegenüber den Chikanen von seiten der Westmächte. Sie werden sich erinnern, daß die französische Kriegsmacht

---

[1] Am 11. Juli 1859 wurden zu Villafranca die Friedenspräliminarien zwischen Kaiser Franz Joseph und Napoleon III. abgeschlossen.

damals schon mit amerikanischen Projekten und in Mexiko engagiert war, so daß sie nicht mit der vollen Macht auftreten konnte. Der Kaiser von Rußland wollte sich die polnischen Intriguen von seiten der andern Mächte nicht mehr gefallen lassen und war bereit, mit uns im Bunde den Ereignissen die Stirn zu bieten und zu schlagen. Sie werden sich erinnern, daß damals Preußen in seinem Innern in einer schwierigen Lage war, daß in Deutschland die Gemüter bereits gärten und der Frankfurter Fürstentag sich in der Vorbereitung befand. Man kann also zugeben, daß die Versuchung für meinen allergnädigsten Herrn, diese schwierige innere Lage durch Eingehen auf ein kriegerisches Unternehmen im größten Stile abzuschneiden und zu sanieren,[1] daß die wohl vorhanden war, und es wäre damals ganz zweifellos zum Kriege gekommen von Preußen und Rußland im Bunde gegen diejenigen, welche den polnischen Aufstand uns gegenüber beschützten, wenn Seine Majestät nicht zurückgeschreckt wäre vor dem Gedanken, innere Schwierigkeiten, preußische wie deutsche, mit fremder Hilfe zu lösen (Bravo!), und wir haben damals, ohne die Gründe unseres Verfahrens gegenüber den uns feindlichen Projekten anderer deutscher Regierungen geltend zu machen, stillschweigend abgelehnt. Der Tod des Königs von Dänemark hat nachher alle Beteiligten auf andere Gedanken gebracht. Aber es bedurfte nur eines Ja statt eines Nein aus Gastein, von Seiner Majestät dem König, und der große Krieg, der Koalitionskrieg, war 1863 schon vorhanden. Ein anderer als ein deutscher Minister würde vielleicht zugeredet haben aus Utilitätsrücksichten,[2] als Opportunist,[3] um unsere inneren Schwierigkeiten damit zu lösen; im eigenen Volke wie im Auslande hat man eben kaum eine richtige Vorstellung von dem Maß von nationalem Sinn und pflichttreuer Gewissenhaftigkeit (Bravo! rechts), das Monarchen und Minister beim Regieren deutscher Länder leitet. (Allseitiges Bravo.)

Das Jahr 1864 — wir sprachen eben von 1863 — brachte neue dringliche Kriegsgefahr. Von dem Augenblicke

[1] Sanieren = aufbessern.
[2] Utilitätsrücksichten = Nützlichkeitsrücksichten.
[3] Opportunist, ein Politiker, der sich den Zeitumständen anbequemt und nur das jeweilig Erreichbare erstrebt.

an, wo unsere Truppen die Eider überschritten, bin ich in jeder Woche gefaßt gewesen auf die Einmischung des europäischen Seniorenkonvents (Heiterkeit) in diese dänische Angelegenheit, und Sie werden mir zugeben, daß das im höchsten Grade wahrscheinlich war. Schon damals aber haben wir wahrnehmen können, daß Österreich und Preußen, wenn sie geeinigt sind, obschon der ihnen zur Seite stehende Deutsche Bund damals bei weitem nicht die militärische Bedeutung hatte wie dieselben Länder heute, doch nicht so leicht von Europa angegriffen werden konnten. (Bravo!) Das hat sich schon damals gezeigt; die Kriegsgefahr blieb aber dieselbe.

1865 wechselte sie die Front, und es fing schon damals die Vorbereitung zu dem Kriege von 1866 an, der die Uhr für ein Jahrhundert richtig stellte. Ich erinnere nur an eine Konseilsitzung[1] preußischer Minister, wie sie zur Beschaffung von Geldern im Jahre 1865 in Regensburg stattfand, die durch den Gasteiner Vertrag nachher erledigt wurde. Aber Anno 1866 kam ja der Krieg im vollen zum Ausbruch, und es war die große Gefahr vorhanden, die wir nur durch vorsichtige Benutzung der Umstände hintangehalten haben, daß aus diesem Duell zwischen Preußen und Österreich nicht ein großer europäischer Koalitionskrieg wiederum entbrannte, bei dem es sich um die Existenzfrage, um Kopf und Kragen handelte.

Das war 1866, und schon 1867 folgte die Luxemburger Frage, wo es doch auch nur einer etwas festeren Antwort von uns — wie wir sie vielleicht gegeben haben würden, wenn wir damals so stark gewesen wären, um mit Sicherheit einen guten Erfolg vorauszusehen — bedurfte, um den großen französischen Krieg schon damals herbeizuführen. Von da ab, 1868, 1869, sind wir bis 1870 ununterbrochen in der Befürchtung vor dem Kriege geblieben. Es war damals die Befürchtung vor dem Kriege so groß, daß ich in dieser Zeit als Ministerpräsident den Besuch von Kaufleuten und Industriellen erhalten habe, die mir sagten: Diese Unsicherheit ist ja ganz unerträglich; schlagen Sie doch lieber los! lieber Krieg als länger in diesem Druck auf allen Geschäften zu

[1] Konseil = Staatsrat, Ministerrat.

verharren! Wir haben ruhig abgewartet, bis auf uns losgeschlagen wurde, und ich glaube, wir haben wohl daran getan, uns so einzurichten, daß wir die Angegriffenen blieben und nicht die Angreifer waren.

Nun frage ich Sie: Ist irgend ein Jahr, nachdem dieser große Krieg von 1870 geschlagen war, ohne Kriegsgefahr gewesen? Anfangs der siebziger Jahre — schon gleich wie wir nach Hause kamen, hieß es: Wann ist denn der nächste Krieg? wann wird die Revanche geschlagen werden? in fünf Jahren doch spätestens? Man sagte uns damals: die Frage, ob wir den Krieg führen sollen und mit welchem Erfolg — es war das ein Abgeordneter des Zentrums, der mir das im Reichstage vorhielt —, hängt doch heutzutage nur von Rußland ab; Rußland allein hat das Heft in Händen. — Auf diese Frage komme ich vielleicht später zurück. — Ich will einstweilen nur noch das vierzigjährige Bild durchführen, indem ich erwähne, daß im Jahre 1876 schon wieder die Kriegsunwetter im Süden sich zusammengezogen, im Jahre 1877 der Balkankrieg geführt wurde, der doch nur durch den in Berlin abgehaltenen Kongreß verhindert wurde, eine Konflagration von ganz Europa herbeizuführen, und daß nach dem Kongresse sich plötzlich ein ganz neues Bild uns im Ausblick nach Osten eröffnete, da Rußland uns unser Verhalten auf dem Kongresse übel genommen hatte. — Ich komme vielleicht auch darauf später zurück, wenn meine Kräfte mir das erlauben.

Es trat dann eine gewisse Rückwirkung der intimen Beziehungen der drei Kaiser ein, die uns eine Zeitlang mit mehr Ruhe in die Zukunft sehen ließ; aber bei den ersten Symptomen von der Unsicherheit der Beziehungen der drei Kaiser oder von dem Ablauf der Verabredungen, die sie miteinander getroffen hatten, bemächtigte sich unserer öffentlichen Meinung dieselbe nervöse und, wie ich glaube, übertriebene Aufregung, mit der wir heute und die letzten Jahre zu kämpfen haben — namentlich halte ich sie heute für besonders unmotiviert.

Ich bin nun weit entfernt, aus der Tatsache, daß ich sie heute für unmotiviert halte, den Schluß zu ziehen, daß wir einer Verstärkung der Wehrkraft nicht bedürften, sondern

umgekehrt. Daher dieses vierzigjährige Tableau,[1] das ich eben, vielleicht nicht zu Ihrer Erheiterung, aufgerollt habe, — und ich bitte um Verzeihung; aber wenn ich ein Jahr hätte fehlen lassen von denen, die Sie doch alle schaudernd selbst mit erfahren haben, so würde man nicht den Eindruck haben, daß der Zustand der Besorgnis vor großen Kriegen, vor weiteren Verwicklungen, deren Koalitionsergebnisse niemand vorher beurteilen kann, daß dieser Zustand ein permanenter ist bei uns, und daß wir uns darauf ein für allemal einrichten müssen; wir müssen, unabhängig von der augenblicklichen Lage, so stark sein, daß wir mit dem Selbstgefühl einer großen Nation, die unter Umständen stark genug ist, ihre Geschicke in ihre eigene Hand zu nehmen, auch gegen jede Koalition — (Bravo!) mit dem Selbstvertrauen und mit dem Gottvertrauen, das die eigene Macht verleiht und die Gerechtigkeit der Sache, die immer auf deutscher Seite bleiben wird nach der Sorge der Regierung —, daß wir damit jeder Eventualität[2] entgegensehen können und mit Ruhe entgegensehen können. (Bravo!)

Wir müssen, kurz und gut, in diesen Zeiten so stark sein, wie wir irgend können, und wir haben die Möglichkeit, stärker zu sein als irgend eine Nation von gleicher Kopfstärke in der Welt; (Bravo!) — ich komme darauf noch zurück —, es wäre ein Vergehen, wenn wir sie nicht benutzten. Sollten wir unsere Wehrkraft nicht brauchen, so brauchen wir sie ja nicht zu rufen. Es handelt sich nur um die eine nicht sehr starke Geldfrage — nicht sehr starke, wenn ich beiläufig erwähne, — ich habe keine Neigung, auf die finanziellen und militärischen Ziffern einzugehen —, daß Frankreich in den letzten Jahren 3 Milliarden auf die Verbesserung seiner Streitkräfte verwandt hat, wir kaum $1\,{}^1/_2$ mit Einschluß dessen, was wir Ihnen jetzt zumuten. (Hört, hört! rechts.) Indessen ich überlasse es dem Herrn Kriegsminister und den Vertretern der Finanzabteilung, das auszuführen.

Wenn ich sage, wir müssen dauernd bestrebt sein, allen Eventualitäten gewachsen zu sein, so erhebe ich damit den Anspruch, daß wir noch größere Anstrengungen machen müssen

---

[1] Tableau = Gemälde, Übersicht.
[2] Eventualität = Möglichkeit.

als andere Mächte zu gleichem Zwecke, wegen unserer geographischen Lage. Wir liegen mitten in Europa. Wir haben mindestens drei Angriffsfronten. Frankreich hat nur seine östliche Grenze, Rußland nur seine westliche Grenze, auf der es angegriffen werden kann. Wir sind außerdem der Gefahr der Koalition nach der ganzen Entwicklung der Weltgeschichte, nach unserer geographischen Lage und nach dem vielleicht minderen Zusammenhang, den die deutsche Nation bisher in sich gehabt hat im Vergleich mit andern, mehr ausgesetzt als irgend ein anderes Volk. Gott hat uns in eine Situation gesetzt, in welcher wir durch unsere Nachbarn daran verhindert werden, irgendwie in Trägheit oder Versumpfung zu geraten. Er hat uns die kriegerischste und unruhigste Nation, die Franzosen, an die Seite gesetzt, und er hat in Rußland kriegerische Neigungen groß werden lassen, die in früheren Jahrhunderten nicht in dem Maße vorhanden waren. So bekommen wir gewissermaßen von beiden Seiten die Sporen und werden zu einer Anstrengung gezwungen, die wir vielleicht sonst nicht machen würden. Die Hechte im europäischen Karpfenteich hindern uns, Karpfen zu werden (Heiterkeit), indem sie uns ihre Stacheln in unseren beiden Flanken fühlen lassen; sie zwingen uns zu einer Anstrengung, die wir freiwillig vielleicht nicht leisten würden, sie zwingen uns auch zu einem Zusammenhalten unter uns Deutschen, das unserer innersten Natur widerstrebt (Heiterkeit); sonst streben wir lieber auseinander. Aber die französisch-russische Presse, zwischen die wir genommen werden, zwingt uns zum Zusammenhalten und wird unsere Kohäsionsfähigkeit auch durch Zusammendrücken erheblich steigern, so daß wir in dieselbe Lage der Unzerreißbarkeit kommen, die fast allen andern Nationen eigentümlich ist, und die uns bis jetzt noch fehlt. (Bravo!) Wir müssen dieser Bestimmung der Vorsehung aber auch entsprechen, indem wir uns so stark machen, daß die Hechte uns nicht mehr tun, als uns ermuntern. (Heiterkeit.)

Wir hatten ja früher in den Zeiten der heiligen Allianz[1]

[1] Die hl. Allianz ist der Bund, der nach der zweiten Besiegung Frankreichs auf Anregung des Zaren Alexander I. von den drei Monarchen Rußlands, Österreichs und Preußens am 26. September 1815 in Paris abgeschlossen wurde.

— mir fällt ein altes amerikanisches Lied dabei ein, das ich von meinem verstorbenen Freunde Motley[1] gelernt habe; der sagt: In good old colonial times, when we lived under a king[2] —, nun, das waren eben patriarchalische Zeiten, da hatten wir eine Menge Geländer, an denen wir uns halten konnten, und eine Menge Deiche, die uns vor den wilden europäischen Fluten schützten. Da war der Deutsche Bund, und die eigentliche Stütze und Fortsetzung und Vollendung des Deutsches Bundes, zu deren Dienst er gemacht, war die heilige Allianz. Wir hatten Anlehnung an Rußland und Österreich, und vor allen Dingen: wir hatten die Garantie der eigenen Schüchternheit, daß wir niemals eine Meinung äußerten, bevor die andern gesprochen hatten. (Heiterkeit.) Das alles ist nun abhanden gekommen (Sehr gut! rechts); wir müssen uns selber helfen. Die heilige Allianz hat Schiffbruch erlitten im Krimkrieg,[3] nicht durch unsere Schuld. Der Deutsche Bund ist durch uns zerstört worden, weil die Existenz, die man uns in ihm machte, weder für uns noch für das deutsche Volk auf die Dauer erträglich war. Beide sind aus der Welt geschieden. Nach der Auflösung des Deutschen Bundes, nach dem Kriege von 1866, wäre also für das damalige Preußen oder Norddeutschland eine Isolierung eingetreten, wenn wir darauf hätten rechnen müssen, daß man uns von keiner Seite die neuen Erfolge, die großen Erfolge, die wir errungen hatten, verzeihen würde; gern sind die Erfolge des Nachbarn von der andern Macht niemals gesehen.

Redner entwirft dann ein Bild der Wandlungen, die das Verhältnis zwischen Deutschland und Rußland im letzten Menschenalter durchgemacht hat. Dieses Verhältnis war anfangs freundschaftlich, wurde aber dann, besonders durch den russischen Minister Gortschakoff, gespannt. Gleichwohl habe Redner auf dem Berliner Kongreß von

---

[1] Motley, amerikanischer Geschichtschreiber, geb. 1814 zu Dorchester in Massachusetts, gest. daselbst 1877. Er studierte eine Zeit in Göttingen, wo er sich mit Bismarck befreundete. 1841 wurde er Gesandtschaftssekretär in Petersburg. 1842 kehrte er in seine Heimat zurück und widmete sich der schriftstellerischen Tätigkeit.

[2] In den für die Kolonien guten, alten Zeiten, als wir unter einem Könige lebten.

[3] Der Krimkrieg wurde von 1854—56 zwischen Rußland und der Türkei und deren Verbündeten (England, Frankreich, Sardinien) geführt.

1878 die russischen Interessen noch nach Kräften gefördert, ohne freilich Dank dafür zu ernten.

Welches mußte also meine Überraschung und meine Enttäuschung sein, wie allmählich eine Art von Preßkampagne in Petersburg anfing, durch die die deutsche Politik angegriffen, ich persönlich in meinen Absichten verdächtigt wurde. Diese Angriffe steigerten sich während des darauf folgenden Jahres bis 1879 zu starken Forderungen eines Druckes, den wir auf Österreich üben sollten in Sachen, wo wir das österreichische Recht nicht ohne weiteres angreifen konnten. Ich konnte dazu meine Hand nicht bieten; denn wenn wir uns Österreich entfremdeten, so gerieten wir, wenn wir nicht ganz isoliert sein wollten in Europa, notwendig in Abhängigkeit von Rußland. Wäre eine solche Abhängigkeit erträglich gewesen? Ich hatte früher geglaubt, sie könnte es sein, indem ich mir sagte: wir haben gar keine streitigen Interessen; es ist gar kein Grund, warum Rußland je die Freundschaft uns kündigen sollte. Ich hatte wenigstens meinen russischen Kollegen, die mir dergleichen auseinandersetzten, nicht geradezu widersprochen. Der Vorgang betreffs des Kongresses enttäuschte mich, der sagte mir, daß selbst ein vollständiges Indienststellen unserer Politik (für gewisse Zeit) in die russische uns nicht davor schützte, gegen unseren Willen und gegen unser Bestreben mit Rußland in Streit zu geraten. Dieser Streit über Instruktionen, die wir an unsere Bevollmächtigten in den Verhandlungen im Süden gegeben oder nicht gegeben hatten, steigerte sich bis zu Drohungen, bis zu vollständigen Kriegsdrohungen von der kompetentesten Seite.

Das ist der Ursprung unseres österreichischen Vertrages. Durch diese Drohungen wurden wir gezwungen, zu der von mir seit Jahrzehnten vermiedenen Option[1] zwischen unseren beiden bisherigen Freunden zu schreiten. Ich habe damals den Vertrag, der vorgestern publiziert worden ist, in Gastein und Wien verhandelt, und er gilt noch heute zwischen uns.

Die Publikation ist in den Zeitungen zum Teil, wie ich gestern und vorgestern gelesen habe, irrtümlich aufgefaßt worden; man hat in derselben ein Ultimatum, eine Warnung,

---

[1] Option = Wahl.

eine Drohung finden wollen. Das konnte umsoweniger darin liegen, als der Text des Vertrages dem russischen Kabinett seit langem bekannt war, nicht erst seit dem November vorigen Jahres. Wir haben es der Aufrichtigkeit einem loyalen[1] Monarchen gegenüber, wie der Kaiser von Rußland es ist, entsprechend gefunden, schon früher keinen Zweifel darüber zu lassen, wie die Sachen liegen. Ich halte es auch nicht für möglich, diesen Vertrag nicht geschlossen zu haben: wenn wir ihn nicht geschlossen hätten, so müßten wir ihn heute schließen. Er hat eben die vornehmste Eigenschaft eines internationalen Vertrages, nämlich er ist der Ausdruck beiderseitiger dauernder Interessen, sowohl auf österreichischer Seite wie auf der unserigen. (Bravo!) Keine Großmacht kann auf die Dauer in Widerspruch mit den Interessen ihres eigenen Volkes an dem Wortlaut irgend eines Vertrages kleben, sie ist schließlich genötigt, ganz offen zu erklären: die Zeiten haben sich geändert, ich kann das nicht mehr — und muß das vor ihrem Volke und vor dem Vertrag schließenden Teile nach Möglichkeit rechtfertigen. Aber das eigene Volk ins Verderben führen an dem Buchstaben eines unter andern Umständen unterschriebenen Vertrages, das wird keine Großmacht gutheißen. Das liegt aber in diesen Verträgen in keiner Weise drin. Sie sind eben — nicht nur der Vertrag, den wir mit Österreich geschlossen haben, sondern ähnliche Verträge, die zwischen uns und andern Regierungen bestehen (Hört, hört! rechts), namentlich Verabredungen, die wir mit Italien haben, — sie sind nur der Ausdruck der Gemeinschaft in den Bestrebungen und in den Gefahren, die die Mächte zu laufen haben. Italien sowohl wie wir sind in der Lage gewesen, das Recht, uns national zu konsolidieren, von Österreich zu erkämpfen. Beide leben jetzt mit Österreich in Frieden und haben mit Österreich das gleiche Bestreben, Gefahren, die sie gemeinsam bedrohen, abzuwehren, den Frieden, der dem einen so teuer ist wie dem andern, gemeinsam zu schützen, die innere Entwicklung, der sie sich widmen wollen, vor Angriffen geschützt zu sehen. Dieses Bestreben und dabei auch das gegenseitige Vertrauen, daß man die Verträge hält, und daß durch die Verträge keiner von

[1] Loyal = gesetzlich, treu; Loyalität = Ehrlichkeit.

dem andern abhängiger wird, als seine eigenen Interessen es vertragen, — das alles macht diese Verträge fest, haltbar und dauerhaft. (Bravo!)

Kurz, wenn wir die Isolierung, die gerade in unserer angreifbaren Lage für Deutschland besonders gefährlich ist, verhüten wollen, so müssen wir einen sicheren Freund haben. Wir haben vermöge der Gleichheit der Interessen, vermöge dieses Vertrages, der Ihnen vorgelegt ist, zwei zuverlässige Freunde — zuverlässig nicht aus Liebe zueinander, denn Völker führen wohl aus Haß gegeneinander Krieg, aber aus Liebe, das ist noch gar nicht dagewesen, daß sich das eine für das andere opfert. (Heiterkeit.) Sie führen auch aus Haß nicht immer Krieg. Denn wenn das der Fall wäre, dann müßte Frankreich in ununterbrochenem Kriege nicht nur mit uns, sondern auch mit England und Italien sein; es haßt alle seine Nachbarn. (Beifall und Zustimmung.) Ich glaube auch, daß der künstlich aufgebauschte Haß gegen uns in Rußland weiter nicht von Dauer sein wird. Mit unseren Bundesgenossen in der Friedensliebe einigen uns nicht nur Stimmungen und Freundschaften, sondern die zwingendsten Interessen des europäischen Gleichgewichts und unserer eigenen Zukunft.

Und deshalb glaube ich: Sie werden die Politik Seiner Majestät des Kaisers, die das publizierte Bündnis abgeschlossen hat, billigen (Bravo!), obschon die Möglichkeit eines Krieges dadurch verstärkt wird.

Es ist ja unzweifelhaft, daß durch die Annahme dieses neuen Gesetzes das Bündnis, in dem wir stehen, außerordentlich an Kraft gewinnt, weil das durch das Deutsche Reich gebildete Mitglied seinerseits außerordentlich verstärkt wird. Die Vorlage bringt uns einen Zuwachs an waffentüchtigen Truppen, einen möglichen Zuwachs — brauchen wir ihn nicht, so brauchen wir ihn nicht zu rufen, dann können wir ihn zu Hause lassen; haben wir ihn aber zur Verfügung, haben wir die Waffen für ihn — und das ist ja durchaus notwendig; ich erinnere mich der von England 1813 für unsere Landwehr gelieferten Karabiner, mit denen ich noch als Jäger ausexerziert worden bin; das war kein Kriegsgewehr. Das können wir ja nicht plötzlich anschaffen; haben wir aber die Waffen dafür, so bildet dieses neue Gesetz eine

Verstärkung der Friedensbürgschaften und eine Verstärkung der Friedensliga, die gerade so stark ist, als wenn eine vierte Großmacht mit 700 000 Mann Truppen — was früher die höchste Stärke war, die es gab — dem Bunde beigetreten wäre. (Bravo!)

Diese gewaltige Verstärkung wird, wie ich glaube, auch beruhigend auf unsere eigenen Landsleute wirken und wird die Nervosität unserer öffentlichen Meinung, unserer Börse und unserer Presse einigermaßen ermäßigen. Ich hoffe, sie werden Linderung fühlen (Heiterkeit), wenn sie sich das klar machen, daß nach dieser Verstärkung und von dem Augenblick an, wo das Gesetz unterzeichnet und publiziert ist, die Leute da sind; die Bewaffnung wäre notdürftig auch jetzt vorhanden; aber wir müssen sie besser anschaffen, denn wenn wir eine Armee von Triariern[1] bilden, von dem besten Menschenmaterial, das wir überhaupt in unserem Volke haben, von den Familienvätern über 30 Jahre, dann müssen wir auch für sie die besten Waffen haben, die es überhaupt gibt (Bravo!), wir müssen sie nicht mit dem in den Kampf schicken, was wir für unsere jungen Linientruppen nicht für gut genug halten (Sehr gut!), sondern der feste Mann, der Familienvater, diese Hünengestalten, deren wir uns noch erinnern können aus der Zeit, wo sie die Brücke von Versailles besetzt hatten, müssen auch das beste Gewehr an der Schulter haben, die vollste Bewaffnung und die ausgiebigste Kleidung zum Schutz gegen Witterung und alle äußeren Vorkommnisse. (Lebhaftes Bravo.) Da dürfen wir nicht sparen. Aber ich hoffe, es wird unsere Mitbürger beruhigen, wenn sie sich nun wirklich den Fall denken, an den ich nicht glaube, daß wir von zwei Seiten gleichzeitig überfallen würden — die Möglichkeit ist ja, wie ich Ihnen vorhin an dem vierzigjährigen Zeitraum entwickelt habe, für alle möglichen Koalitionen doch immer vorhanden —; wenn das eintritt, so können wir an jeder unserer Grenzen eine Million guter Soldaten in Defensive[2] haben. Wir können dabei Reserven von einer halben Million und höher, auch von

---

[1] Triarier, die ältesten Kerntruppen der römischen Legionen vor der Zeit des Marius. Sie bildeten das dritte Treffen.

[2] Defensive = Verteidigung.

einer ganzen Million, im Hinterlande behalten und nach Bedürfnis vorschieben. Man hat mir gesagt: das wird nur die Folge haben, daß die andern auch noch höher steigen. Das können sie nicht. (Bravo! — Heiterkeit.) Die Ziffer haben sie längst erreicht. Wir haben die Ziffer im Jahre 1867 heruntergesetzt, weil wir glaubten, jetzt haben wir den Norddeutschen Bund, wir können es uns jetzt leichter machen, da können wir die Leute über 32 Jahre freilassen. In der Folge haben unsere Nachbarn eine längere Dienstzeit adoptiert, viele eine zwanzigjährige Dienstzeit. Der Herr Kriegsminister, wenn er das Wort ergreifen will, wird Ihnen das näher auseinandersetzen können; in der Ziffer sind sie ebenso hoch wie wir, aber in der Qualität können sie es uns nicht nachmachen. (Sehr richtig!) Die Tapferkeit ist ja bei allen zivilisierten Nationen gleich; der Russe, der Franzose schlagen sich so tapfer wie der Deutsche; aber unsere Leute, unsere 700 000 Mann sind kriegsgedient, rompus au métier,[1] ausgediente Soldaten, und die noch nichts verlernt haben. Und was uns kein Volk in der Welt nachmachen kann: wir haben das Material an Offizieren und Unteroffizieren, um diese ungeheure Armee zu kommandieren. (Bravo!) Das ist, was man nicht nachmachen kann. Dazu gehört das ganz eigentümliche Maß der Verbreitung der Volksbildung in Deutschland, wie es in keinem andern Lande wieder vorkommt. Das Maß von Bildung, das erforderlich ist, um einen Offizier und Unteroffizier zum Kommando zu befähigen nach den Ansprüchen, die der Soldat an ihn macht, existiert bei uns in sehr viel breiteren Schichten als in irgend einem andern Lande. Wir haben mehr Offiziermaterial und Unteroffiziermaterial als irgend ein anderes Land, und wir haben ein Offizierkorps, das uns kein anderes Land der Welt nachmachen kann. (Bravo!)

Darin besteht unsere Überlegenheit und ebenso in der Überlegenheit unseres Unteroffizierkorps, das ja die Zöglinge unseres Offizierkorps bilden. Das Maß von Bildung, das einen Offizier befähigt, nicht nur die sehr strengen Anforderungen an seinen Stand, an Entbehrungen, an Pflege der Kameradschaft unter sich, sondern auch die außerordentlich

[1] Im Handwerk bewandert.

schwierigen sozialen Aufgaben zu erfüllen, deren Erfüllung notwendig ist, um die Kameradschaft, die bei uns, Gott sei Dank, im höchsten Grade in rührenden Fällen existiert zwischen Offizieren und Mannschaften, um die ohne Schaden der Autorität herzustellen — das können uns die andern nicht nachmachen, das Verhältnis, wie es in deutschen Truppen zwischen Offizieren und Mannschaften namentlich im Kriege mit wenigen üblen Ausnahmen besteht — exceptio firmat regulam,[1] aber im ganzen kann man sagen: kein deutscher Offizier läßt seinen Soldaten im Feuer im Stich und holt ihn mit eigener Lebensgefahr heraus, und umgekehrt: kein deutscher Soldat läßt seinen Offizier im Stich — das haben wir erfahren. (Bravo!)

Wenn andere Armeen gleiche Truppenmassen, wie wir sie hiermit zu schaffen beabsichtigen, mit Offizieren und Unteroffizieren besetzen sollen, so werden sie unter Umständen genötigt sein, Offiziere zu ernennen, denen es nicht gelingen wird, eine Kompagnie durch ein enges Tor herauszuführen (Heiterkeit), und noch viel weniger, die schweren Obliegenheiten zu erfüllen, die ein Offizier seinen Mannschaften gegenüber hat, um sich deren Achtung und Liebe zu bewahren; das Maß von Bildung, das dazu erforderlich ist, und das Maß von Leistung, das überhaupt bei uns an Kameradschaft und Ehrgefühl aus dem Offizier herausgedrückt wird, das kann ja kein Reglement und keine Anordnung der Welt im Auslande aus dem Offizierstande herausdrücken. Darin sind wir jedermann überlegen, und deshalb können sie es uns nicht nachmachen. (Bravo!) Ich bin also darüber ohne Sorge.

Außerdem aber ist noch ein Vorteil der Annahme dieses Gesetzes: gerade die Stärke, die wir erstreben, stimmt uns selbst notwendig friedfertig. Das klingt paradox, es ist aber doch so.

Mit der gewaltigen Maschine, zu der wir das deutsche Heerwesen ausbilden, unternimmt man keinen Angriff. Wenn ich heute hier vor Sie treten wollte und Ihnen sagen — wenn die Verhältnisse eben anders lägen, als sie meiner Überzeugung nach liegen —: wir sind erheblich bedroht von Frankreich und Rußland; es ist vorauszusehen, daß wir angegriffen

[1] Die Ausnahme bestätigt die Regel.

werden; meiner Überzeugung nach glaube ich es als Diplomat nach mititärischen Nachrichten hierüber, es ist nützlicher für uns, daß wir als Defensive den Vorstoß des Angriffes benutzen, daß wir jetzt gleich schlagen; der Angriffskrieg ist für uns vorteilhafter zu führen, und ich bitte also den Reichstag um einen Kredit von einer Milliarde oder einer halben Milliarde, um den Krieg gegen unsere beiden Nachbarn heute zu unternehmen — ja, meine Herren, ich weiß nicht, ob Sie das Vertrauen zu mir haben würden, mir das zu bewilligen. Ich hoffe nicht. (Heiterkeit.)

Aber wenn Sie es täten, würde es mir nicht genügen. Wenn wir in Deutschland einen Krieg mit der vollen Wirkung unserer Nationalkraft führen wollen, so muß es ein Krieg sein, mit dem alle, die ihn mitmachen, alle, die ihm Opfer bringen, kurz und gut, mit dem die ganze Nation einverstanden ist; es muß ein Volkskrieg sein; es muß ein Krieg sein, der mit dem Enthusiasmus geführt wird wie der von 1870, wo wir ruchlos angegriffen wurden. Es ist mir noch erinnerlich der ohrengellende, freudige Zuruf am Cölner Bahnhofe, und so war es von Berlin bis Cöln, so war es hier in Berlin. Die Wogen der Volkszustimmung trugen uns in den Krieg hinein, wir hätten wollen mögen oder nicht. So muß es auch sein, wenn eine Volkskraft wie die unsere zur vollen Geltung kommen soll. Es wird aber sehr schwer sein, den Provinzen, den Bundesstaaten und ihren Bevölkerungen das klarzumachen: der Krieg ist unvermeidlich, er muß sein. Man wird fragen: Ja, seid ihr denn dessen sicher? wer weiß? Kurz, wenn wir schließlich zum Angriff kommen, so wird das ganze Gewicht der Imponderabilien,[1] die viel schwerer wiegen als die materiellen Gewichte, auf der Seite unserer Gegner sein, die wir angegriffen haben. Das „heilige Rußland“ wird entrüstet sein über den Angriff. Frankreich wird bis an die Pyrenäen hin in Waffen starren. Ganz dasselbe wird überall geschehen. Ein Krieg, zu dem wir nicht vom Volkswillen getragen werden, der wird geführt werden, wenn schließlich die verordneten Obrigkeiten ihn für nötig halten und erklärt

[1] Imponderablien = Einflüsse, die bei Ereignissen mitwirken, sich aber einer genaueren Bestimmung entziehen.

haben; er wird auch mit vollem Schneid und vielleicht siegreich geführt werden, wenn man erst einmal Feuer bekommen und Blut gesehen hat. Aber es wird nicht von Hause aus der Elan[1] und das Feuer dahinter sein wie in einem Kriege, wenn wir angegriffen werden. Dann wird das ganze Deutschland von der Memel bis zum Bodensee wie eine Pulvermine aufbrennen und von Gewehren starren, und es wird kein Feind wagen, mit diesem furor teutonicus, der sich bei dem Angriff entwickelt, es aufzunehmen. (Bravo!) Diese Überlegenheit dürfen wir uns nicht entgehen lassen, selbst wenn wir, was viele Militärs, nicht nur die unserigen, annehmen, jetzt unseren künftigen Gegnern überlegen sind. Die unserigen glauben das alle: natürlich, jeder Soldat glaubt das; er würde beinahe aufhören, ein brauchbarer Soldat zu sein, wenn er nicht den Krieg wünschte und an seinen Sieg darin glaubte. Wenn unsere Gegner etwa vermuten, daß es die Furcht vor dem Ausgange ist, der uns friedfertig stimmt, dann irren sie sich ganz gewaltig. (Sehr richtig!) Wir glauben ebenso fest an unseren Sieg in gerechter Sache, wie irgend ein ausländischer Leutnant in seiner Garnison beim dritten Glase Champagner glauben kann (Heiterkeit), und wir vielleicht mit mehr Sicherheit. Also es ist nicht die Furcht, die uns friedfertig stimmt, sondern gerade das Bewußtsein unserer Stärke, das Bewußtsein, auch dann, wenn wir in einem minder günstigen Augenblicke angegriffen werden, stark genug zu sein zur Abwehr und doch die Möglichkeit zu haben, der göttlichen Vorsehung es zu überlassen, ob sie nicht in der Zwischenzeit doch noch die Notwendigkeit eines Krieges aus dem Wege räumen wird.

Ich bin also nicht für irgendwelchen Angriffskrieg, und wenn der Krieg nur durch unseren Angriff entstehen könnte — Feuer muß von irgend jemandem angelegt werden, wir werden es nicht anlegen — (Bravo!), nun, weder das Bewußtsein unserer Stärke, wie ich es eben schilderte, noch das Vertrauen auf unsere Bündnisse wird uns abhalten, unsere bisherigen Bestrebungen, den Frieden überhaupt zu erhalten, mit dem bisherigen Eifer fortzusetzen. Wir lassen uns da durch keine Verstimmung leiten und durch keine Abneigung

[1] Elan (franz.) = Aufschwung, Begeisterung.

bestimmen. Es ist ja unzweifelhaft, daß die Drohungen und die Beschimpfungen, die Herausforderungen, die an uns gerichtet worden sind, auch bei uns eine ganz erhebliche und berechtigte Erbitterung erregt haben (Sehr richtig!), und das ist beim Deutschen recht schwer, denn er ist dem Nationalhaß an sich unzugänglicher als irgend eine andere Nation; wir sind aber bemüht, sie zu besänftigen, und wir wollen nach wie vor den Frieden mit unseren Nachbarn, namentlich aber mit Rußland suchen. Wenn ich sage: namentlich mit Rußland, so bin ich der Meinung, daß Frankreich uns bei diesen Bemühungen keine Sicherheit auf Erfolg gewährt, wenngleich ich nicht sagen will, daß es nichts hilft; wir werden nie Händel suchen, wir werden Frankreich nie angreifen, wir haben in den vielen kleinen Vorfällen, die die Neigung unserer Nachbarn, zu spionieren und zu bestechen, verursacht hat, immer eine sehr gefällige und freundliche Beilegung herbeigeführt, weil ich es für ruchlos halten würde, um solcher Lappalien willen einen großen nationalen Krieg zu entzünden oder auch nur wahrscheinlich zu machen. Das sind Fälle, wo es heißt: der Vernünftigere gibt nach. (Heiterkeit. Sehr gut!)

Ich nenne also vorzugsweise Rußland, und da habe ich dasselbe Vertrauen auf das Gelingen, in welchem ich vor einem Jahre gesprochen habe, und das dieses freisinnige Blatt hier so fett gedruckt hat, ohne ein Nachlaufen oder, wie ein deutsches Blatt sich roh ausdrückt, „Wettkriechen“ vor Rußland! — Die Zeit ist vorbei; um Liebe werben wir nicht mehr, weder in Frankreich noch in Rußland. (Sehr gut! Lebhaftes Bravo.) Die russische Presse, die russische öffentliche Meinung hat einem alten, mächtigen und zuverläßigen Freunde, der wir waren, die Tür gewiesen; wir drängen uns nicht auf. Wir haben versucht, das alte vertraute Verhältnis wiederzugewinnen, aber wir laufen niemand nach. (Allseitiges Bravo.) Das hält uns aber nicht ab — im Gegenteil, es ist uns ein Sporn mehr, die Vertragsrechte, die Rußland uns gegenüber hat, mit doppelter Genauigkeit zu beobachten.

Zu den Vertragsrechten gehören auch solche, die nicht von allen unseren Freunden anerkannt werden: ich meine, dazu gehören die Rechte, die wir auf dem Berliner Kongreß Rußland in Betreff Bulgariens erworben haben, und die bis

1885 ganz unangefochten bestanden haben. Es ist gar keine Frage für mich, der ich die Kongreßbeschlüsse mit vorbereitet und mit unterzeichnet habe, daß wir alle damals der Meinung waren, daß der vorwiegende Einfluß in Bulgarien Rußland zufallen sollte, nachdem es seinerseits auf Ostrumelien verzichtet hatte, indem es die mäßige Satisfaktion gab, die Grenze des seinem Einflusse anheimfallenden Gebietes um 800 000 Seelen auf 3 Millionen ungefähr zurückzuschrauben. Infolge dieser Auffassung des Kongresses hat Rußland bis 1885 zunächst den Fürsten ernannt, einen nahen Verwandten des Kaiserhauses, von dem damals niemand annahm und annehmen konnte, daß er etwas anderes würde sein wollen als ein getreuer Anhänger der russischen Politik. Es hat die Kriegsminister, einen großen Teil der Offiziere ernannt, kurz und gut, es hat in Bulgarien geherrscht; da ist gar kein Zweifel daran. Die Bulgaren oder ein Teil von ihnen oder der Fürst — ich weiß nicht, wer — sind nicht damit zufrieden gewesen, es hat ein Staatsstreich, ein Abfall von Rußland stattgefunden. Dadurch ist ein faktisches Verhältnis entstanden, das wir mit Gewalt der Waffen zu remedieren keinen Beruf haben, das aber die Rechte, die Rußland aus dem Kongreß nach Hause gebracht hat, doch theoretisch nicht alterieren kann. Ob, wenn Rußland die Rechte gewaltsam geltend machen wollte, sich daran Schwierigkeiten knüpfen würden, das weiß ich nicht; das geht uns auch nichts an. Wir werden gewaltsame Mittel nicht unterstützen und auch nicht dazu raten; ich glaube auch nicht, daß Neigung dazu da ist — ich bin ziemlich gewiß, daß sie nicht vorhanden ist. Wenn aber Rußland auf diplomatischem Wege versucht, sei es auch durch eine Anregung auf das Einschreiten des Oberherrn von Bulgarien, des Sultans, wenn es versucht, das herbeizuführen, so halte ich es für die Aufgabe einer loyalen deutschen Politik, sich dabei rein an die Bestimmungen des Berliner Vertrages zu halten und an die Auslegung, die wir ihnen damals ganz ohne Ausnahme gegeben haben, und an der — mich wenigstens — die Stimmung der Bulgaren nicht irre machen kann. Bulgarien, das Ländchen zwischen Donau und Balkan, ist überhaupt kein Objekt von hinreichender Größe, um daran die Konsequenzen zu knüpfen, um seinetwillen Europa von Moskau bis an die Pyrenäen

und von der Nordsee bis Palermo hin in einen Krieg zu stürzen, dessen Ausgang kein Mensch voraussehen kann; man würde am Ende nach dem Kriege kaum mehr wissen, warum man sich geschlagen hat. (Heiterkeit.)

Also das kann ich erklären, daß die Unfreundlichkeiten, die wir in der russischen öffentlichen Meinung, in der russischen Presse namentlich, erfahren haben, uns nicht abhalten werden, sobald Rußland den Wunsch ausspricht, die diplomatischen Schritte diplomatisch zu unterstützen, die Rußland eben tun kann, um seinen Einfluß auf Bulgarien wiederzugewinnen. Ich sage absichtlich: sobald Rußland den Wunsch ausspricht. Wir sind früher mitunter bemüht gewesen, russische Wünsche auf vertrauliche Andeutungen hin zu erfüllen; wir haben aber erleben müssen, daß russische Blätter sich fanden, die sofort nachzuweisen versuchten, daß gerade diese Schritte der deutschen Politik die feindseligsten gegen Rußland gewesen wären, und die uns deshalb angriffen, weil wir den russischen Wünschen vorausgegangen waren in der Erfüllung. Wir haben das auch auf dem Kongreß getan; es wird uns aber nicht wieder passieren. Wenn Rußland uns amtlich auffordert, die Schritte zur Herstellung der kongreßmäßigen Situation in Bulgarien beim Sultan als Souverän zu unterstützen, so trage ich kein Bedenken, Seiner Majestät dem Kaiser zu raten, daß das geschieht. Dies erfordern die Verträge von unserer Loyalität dem Nachbar gegenüber, mit dem wir, mag die Stimmung sein, wie sie will, doch immer das grenznachbarliche Verhältnis und große und gemeinsame monarchische Interessen, sowie Interessen der Ordnung allen Gegnern der Ordnung in Europa gegenüber zu vertreten haben, und dessen Monarch vollständiges Verständnis hat für diese Aufgaben der verbündeten Monarchen. Daß der Kaiser von Rußland, wenn er findet, daß die Interessen seines großen Reiches von hundert Millionen Untertanen ihm gebieten, Krieg zu führen, daß er dann Krieg führen wird, daran zweifle ich gar nicht. Aber die Interessen können ihm ganz unmöglich gebieten, diesen Krieg gerade gegen uns zu führen; ich halte es auch nicht für wahrscheinlich, daß ein solches Interessengebot überhaupt nahe liegt.

Ich glaube nicht an eine unmittelbar bevorstehende

Friedensstörung — wenn ich mich resümieren soll — und bitte, daß Sie das vorliegende Gesetz unabhängig von diesem Gedanken und dieser Befürchtung behandeln, lediglich als eine volle Herstellung der Verwendbarkeit der gewaltigen Kraft, die Gott in die deutsche Nation gelegt hat für den Fall, daß wir sie brauchen; brauchen wir sie nicht, dann werden wir sie nicht rufen; wir suchen den Fall zu vermeiden, daß wir sie brauchen.

Dieses Bestreben wird uns noch immer einigermaßen erschwert durch drohende Zeitungsartikel vom Auslande, und ich möchte die Mahnung hauptsächlich an das Ausland richten, doch diese Drohungen zu unterlassen. Sie führen zu nichts. Die Drohung, die wir — nicht von der Regierung — aber in der Presse erfahren, ist eigentlich eine unglaubliche Dummheit (Heiterkeit), wenn man bedenkt, daß man eine große und stolze Macht, wie es das Deutsche Reich ist, durch eine gewisse drohende Gestaltung der Druckerschwärze, durch Zusammenstellung von Worten glaubt einschüchtern zu können. (Bravo!) Man sollte das unterlassen, dann würde man es uns leichter machen, unseren beiden Nachbarn auch gefälliger entgegenzukommen. Jedes Land ist auf die Dauer doch für die Fenster, die seine Presse einschlägt, irgend einmal verantwortlich; die Rechnung wird an irgend einem Tage präsentiert in der Verstimmung des andern Landes. Wir können durch Liebe und Wohlwollen leicht bestochen werden — vielleicht zu leicht —, aber durch Drohungen ganz gewiß nicht! (Bravo!) Wir Deutsche fürchten Gott, aber sonst nichts in der Welt (Lebhaftes Bravo); und die Gottesfurcht ist es schon, die uns den Frieden lieben und pflegen läßt. Wer ihn aber trotzdem bricht, der wird sich überzeugen, daß die kampfesfreudige Vaterlandsliebe, die 1813 die gesamte Bevölkerung des damals schwachen, kleinen und ausgesogenen Preußen unter die Fahnen rief, heutzutage ein Gemeingut der ganzen deutschen Nation ist, und daß derjenige, der die deutsche Nation irgendwie angreift, sie einheitlich gewaffnet finden wird und jeden Wehrmann mit dem festen Glauben im Herzen: Gott wird mit uns sein! (Lebhafter, andauernder Beifall.)

Ernst Curtius.[1]

Gedächtnisrede auf Kaiser Wilhelm I., gehalten in der Aula der Berliner Universität am 22. März 1888.

Wir hatten uns angeschickt, den 22. März in diesen Räumen, wo wir so oft des Tages froh gewesen sind, in gewohnter Weise zu feiern. Gott hat es anders gewollt. Das Geburtsfest ist eine Totenfeier[2] geworden. Ganz Deutschland fühlt mit uns, was es heißt, ein teures Haupt vermissen, unter dem wir uns geborgen fühlten wie die Kinder im Vaterhause. Jedem ist zu Mute, als wenn er ein Eigenstes verloren, ohne das er nicht leben könne. Wenn wir uns aber heute hier vereinigen, so kann es nicht anders sein, als daß wir uns zu männlicher Fassung erheben, wie es allein dessen würdig ist, um den wir im Geiste versammelt sind. Ist er leiblich uns entzogen, soll er geistig unser sein und unser bleiben, und auch der Trauertag wird zu einer Geburtstagsfeier, indem wir Gott von Herzen danken für alles, was uns in Kaiser Wilhelm gegeben worden ist. Anstatt der Glückwünsche aber, mit denen wir ihn von Jahr zu Jahr geleitet haben, ist es heute unsere Aufgabe, dessen zu gedenken, was uns zu tun obliegt, damit der Schatz von Segen, den wir Kaiser Wilhelm verdanken, unserem Volke erhalten bleibe.

Welch ein Bild menschlichen Schicksalswechsels rollt sich vor uns auf, wenn wir auf Kaiser Wilhelms Leben zurückblicken!

Als des Knaben Bewußtsein erwachte, sah er Preußen in scheinbar hoffnungsloser Erniedrigung; als König hob er es zu Macht und Ruhm, so daß des großen Friedrich Regierung, die man schon als eine glänzende Episode anzusehen sich gewöhnt hatte, nur als bescheidene Vorstufe erscheinen mußte.

---

[1] Ernst Curtius, Archäolog und Geschichtschreiber, geb. 1814 zu Lübeck, gest. 1896 zu Berlin. Er leitete die Ausgrabungen von Olympia, die von der Regierung des Deutschen Reiches von 1875—1881 unternommen wurden. Sein Hauptwerk ist die „Griechische Geschichte".

[2] Kaiser Wilhelm I. starb am 9. März 1888.

Das durch die Freiheitskriege gerettete deutsche Vaterland mußte er durch unerträgliche Mißverhältnisse, an deren Überwindung die besten Kräfte sich nutzlos aufrieben, in seiner Wohlfahrt fort und fort geschädigt sehen, bis unverhofft und rasch in voller Übereinstimmung mit den ersten Vertretern des Gesamtvaterlandes die einzig mögliche Lösung erfolgte, die Übertragung der Kaiserkrone an das Haus Hohenzollern.

Gedenken wir nun auch der persönlichen Erlebnisse des verklärten Herrschers, rufen wir uns in das Gedächtnis, daß es eine Zeit gegeben hat, wo er, verkannt und verleumdet, das Vaterland meiden mußte, für das er jeden Augenblick den letzten Blutstropfen herzugeben bereit war, und wie derselbe Fürst dann inniger geliebt worden ist als irgend ein Monarch der Welt, wie eine zahllose Menge tagtäglich vor seinem Fenster harrte, bis sein Antlitz sich zeigte, wie eine Sonne, an deren Strahlen man sich erfreuen wollte. Als aber die Räume verhängt waren, wo er in so harmloser Nähe seines Volkes lebte, blieben die Bürger wie durch einen Zauber gebannt und schauten lautlos nach dem Kaiserhause, bis sie endlich, zu Tausenden gedrängt, bei Tage wie bei Nacht an den offenen Sarg pilgerten, um noch einmal das ehrwürdige Angesicht zu sehen.

Wahrlich, ein solcher Wechsel von Glück und Unbill, von geduldigem Ausharren und raschen Triumphen, von bitterer Verkennung und einer begeisterten Liebe, wie sie uns nur aus Märchenklängen bekannt war, ist selten durch ein Menschenleben gegangen, und doch ist alles ein Ganzes, wie in dem Bilde eines Meisters, worin die Gestalten sich verworren durcheinander zu drängen scheinen, bis uns der Zusammenhang des Ganzen klar wird. Ja, dieses Bild von Kaiser Wilhelms Leben in seiner Mannigfaltigkeit und inneren Einheit wird, solange es eine Geschichte gibt, immer einer der inhaltreichsten und erhebendsten Gegenstände menschlicher Betrachtung sein.

Unverloren waren schon die Erlebnisse der frühesten Jugend. Der Eindruck einer bescheidenen und haushälterischen Einrichtung, die Erinnerung an das sorgenvolle Antlitz des Vaters, an die heimlichen Tränen einer unvergeßlichen Mutter haben den Kaiser durch sein langes Leben begleitet und ihn von früh an vor jeder Anwandlung von Überhebung bewahrt.

Die Unbeständigkeit menschlicher Dinge stand ihm immer vor Augen. Wer hat je ein Wort des Selbstrühmens von ihm gehört oder einen Blick des stolzen Selbstvertrauens an ihm wahrgenommen? Von allen Erfolgen in Krieg und Frieden gab er Gott die Ehre und den Männern, die er ihm gegeben. Demut war das Ehrenkleid des Herrschers, der Purpur dieses Helden, dessen Taten den Erdkreis erfüllten.

Wichtig für den Lebensgang des Kaisers war es, daß er in voller Mannesreife stand, als ihm der Gedanke nahe trat, daß er auf den Thron seiner Väter berufen sein würde.

Darum hat er sich so lange voll und ganz einem Berufe, dem Heerdienste, gewidmet und denselben von Stufe zu Stufe gewissenhaft durchgemacht. Hier ist ihm die rücksichtsloseste Pflichttreue im großen und kleinen zur andern Natur geworden. Hier hat er die Bedürfnisse des Soldaten, hier alle starken und schwachen Seiten unseres Heerwesens auf das genaueste kennen gelernt, so daß er in einem der wichtigsten Teile des Staatswesens ein vollkommener Sachverständiger war, als er die Verpflichtung fühlte, seinen Gesichtskreis nach allen Seiten zu erweitern.

Deutlich erkannte er, was in Preußen, was in Deutschland anders werden müsse, und nimmer kann ich — denn warum sollte ich Bedenken tragen, heute vor Ihnen eigene Erinnerungen einzuflechten, die zu den teuersten meines Lebens gehören? — des 22. März 1848, heute vor vierzig Jahren, vergessen, den der Prinz von Preußen noch in Verborgenheit auf der Pfaueninsel[1] zubrachte. Hier fühlte er sich gedrungen, im engsten Kreise der Familienglieder und Hausgenossen offen auszusprechen, daß er einer umfassenderen Beteiligung der Volksvertretung an den öffentlichen Angelegenheiten niemals entgegengetreten wäre; am Abend seines Geburtstages nahm er tief erschüttert von den Seinigen und der Heimat Abschied, um, von einem Adjutanten begleitet, unerkannt nach Hamburg zu fahren. In England[2] begann ein neues Leben für ihn.

[1] Die Pfaueninsel liegt in der Havel, 4 km von Potsdam entfernt; auf ihr befindet sich ein königliches Lustschloß.

[2] Prinz Wilhelm galt zur Zeit der Verfassungskämpfe ohne Grund als Hauptförderer absolutistischer Bestrebungen. Um den Anfeindungen durch seine Gegner zu entgehen, begab er sich nach England.

Niemals hat er der hochherzigen Königin die ihm bereitete Aufnahme vergessen, und lebenslang ist er dem damaligen Gesandten Herrn von Bunsen[1] dankbar geblieben, weil er durch ihn mit den englischen Staatseinrichtungen bekannt wurde. Als die Königin von England[2] damals durch Frevlerhand eine Verletzung erhielt, war er Zeuge, wie tief gewurzelt im Lande der Parlamente das Königtum sei. Ganz London scharte sich um den Palast, um der Fürstin seine Teilnahme zu zeigen, und als abends im Theater von neuem eine begeisterte Sympathie zum Ausbruch kam, flossen Tränen über seine Wangen, indem er seiner Lage und der Heimat gedachte. Die Königin bemerkte es und sagte, seine Hand leise fassend: „Sie werden das auch noch erleben!“ „Ja, ja,“ sagte der Kaiser, als er dies erzählte, und setzte, da die Anwesenden ihn freudig anblickten, mit mildem Lächeln hinzu: „Es hat nur etwas lange gedauert.“

Zürnen Sie mir nicht, verehrte Zuhörer, wenn ich dieser dunkeln Tage gedenke. Denn das Bild unseres Kaiser Wilhelm, das wir unseren Kindern und Kindeskindern einprägen wollen, strahlt auf diesem Hintergrunde um so leuchtender hervor.

Ja, lange dauerte es, bis das irregeleitete Volk sich von der Lüge frei machte und sich seinem Königssohne wieder zuwandte. Als die pommersche Ritterschaft ihren heimgekehrten Statthalter feierte, tobte draußen um das Stettiner Schloß noch gellender Widerspruch. Aber ohne Verbitterung, ohne Groll im Herzen, ohne daran zu denken, den tückischen Ränken nachspüren zu lassen, ist der edle Fürst selbstverleugnend, unbeirrt seinen Weg gegangen, hat als Mitglied der Nationalversammlung[3] inmitten derselben seine Anerkennung der Verfassung offen ausgesprochen. Er ist den Verhandlungen des Frankfurter Parlaments, dessen Mitglieder von den Fanatikern der rechten Seite als Frevler oder Toren angesehen wurden, mit voller Unbefangenheit gefolgt und hat den Entwurf der

[1] Christian v. Bunsen, Diplomat und Gelehrter, geb. 1791 zu Korbach in Waldeck, gest. 1860 zu Bonn.

[2] Viktoria, seit 1837 Königin von England, starb 1901.

[3] Die Nationalversammlung tagte vom 18. Mai 1848 ab in der Paulskirche zu Frankfurt a. M.

deutschen Wehrverfassung einer eingehenden Beurteilung unterzogen, die er, als Manuskript gedruckt, verteilte.

So bereitete sich der schwer geprüfte Thronfolger mit stillem Ernst auf das Herrscheramt vor, das dem Einundsechzigjährigen als Regentschaft[1] zufiel. „Was kann ich noch tun," antwortete er auf einen Glückwunsch, „als meinem Sohn den Weg bereiten?"

Vereinfachung des Geschäftsganges war einer seiner ersten Gesichtspunkte. Wenn er daher bei Vorträgen den Eindruck hatte, als ob mit der nächstliegenden Entscheidung einer schwebenden Frage absichtlich zurückgehalten werde, um sie dem Regenten vorzubehalten, bat er sich aus, daß ohne Umschweif das Richtige gesagt werde.

In klarer Voraussicht der Entscheidungen, die unvermeidlich dem Vaterlande bevorstanden, hielt er es für seine ernsteste Pflicht, die Wehrkraft Preußens zu voller Wirkungskraft vorzubereiten. Die Mobilmachung von 1859[2] offenbarte die Mängel der bestehenden Organisation, die in dem Moment lähmend eingriff, als auf volle Energie alles ankam. Mit unerschütterlicher Willenskraft hat er in jahrelanger Arbeit mit dem unvergeßlichen Grafen Roon[3] die Reorganisation der Armee durchgeführt. Aus eigenster selbsterworbener Sachkenntnis hat er sich das Heer geschaffen, das er als König in das Feld führte, und der rasche Verlauf des Krieges von 1866, bei dem ein großer Teil der Landwehrmannschaften dem häuslichen Herde nicht entzogen zu werden brauchte, entwaffnete endlich den Widerspruch, der sein landesväterliches Herz so schwer betrübt hatte. Jetzt mußten alle Patrioten dankbar und beschämt erkennen, daß er, die Flut voraussehend, rechtzeitig das Schiff gebaut und das Schwert geschmiedet habe. Wieviel Blut und Tränen, wieviel Jammer und Elend ist durch die weise und entschlossene Durchführung dessen, was

---

[1] Am 9. Oktober 1858.

[2] Während des Krieges Österreichs gegen Frankreich und Sardinien wurde das preußische Heer mobil gemacht. Der Prinz Wilhelm erklärte, als bewaffneter Vermittler für die Erhaltung des österreichischen Besitzstandes eintreten zu wollen.

[3] Albrecht v. Roon, der Reorganisator der preußischen Armee, gest. 1879 in Berlin.

der Regent und König für das Heil des Staates als notwendig erkannte, unserem Vaterlande erspart worden! Nur auf diesem Wege war es möglich, daß Preußen der Kern des Deutsches Reiches wurde.

Engpreußisch ist Kaiser Wilhelm nie gewesen. Als es sich um die zu vollendende Erziehung seines Sohnes handelte und am Hofe geltend gemacht wurde, daß dazu nur ein geborner Preuße berufen werden dürfe, hat er es durchgesetzt, daß auch an einem freien Reichsstädter[1] kein Anstoß genommen werde, und als ihm am ersten Weihnachtsfeste, das er nach den Stürmen von 1848 wieder friedlich mit den Seinen in den lang entbehrten Räumen seines Schlosses feiern durfte, von seinem Sohne ein Gedicht überreicht wurde mit folgendem Schluß:

> Zur Ernte reif sind der Geschichte Saaten,
> Die Eure Ahnen in dies Land gesenkt,
> Und neue Bahnen winken Euern Taten,
> So habt nicht Ihr, so hat es Gott gelenkt!
>
> Wir sehn auf Euch mit frohem Angesichte,
> Verbannet sei, was Angst und Zweifel schuf,
> O horchet auf! Es ruft die Weltgeschichte,
> Und Hohenzollern höret ihren Ruf —

da sprach er es noch an demselben Abend mit der ihm eigentümlichen Verschmelzung von liebenswürdiger Milde und männlichem Ernste offen aus, wie voll er zu würdigen wisse, was das Vaterland von seinem Hause erwarte.

Als Heerfürst hat er Preußen groß gemacht und das Reich gegründet; aber niemals ist ein siegreicher König weniger kriegerisch und kampflustig gewesen. Er hatte ein weiches Gemüt. Er schämte sich der Tränen so wenig wie die Helden Homers und bewährte der Hellenen Sprichwort: „Dem wackern Mann wird leicht das Auge feucht.“ Er mochte kein Torpedoschiff sehen, weil er sofort der engen Räume gedachte, in denen die Mannschaften untergebracht werden müssen, und im Felde trotzte er dem Kugelregen, um den Verwundeten noch dankend die Hand zu reichen.

---

[1] Curtius war der Erzieher Kaiser Friedrichs III.

Kaiser Wilhelm war ein geborener Herrscher, der mit gesundem Blick die Menschenwelt betrachtete, immer des Ganzen und Großen eingedenk. Darum hatte auch das Geringfügige für ihn Bedeutung. Von keiner Spazierfahrt kehrte er heim, ohne die Neubauten und den Entwicklungsgang der Stadt aufmerksam zu beobachten. Über jeden schönen Baum in und um Berlin wachte sein königliches Auge. Unserer Universität war er ein huldvoller Nachbar, ein entschiedener Gegner aller Pläne, nach denen die Hauptstätten von Kunst und Wissenschaft aus dem Herzen seiner Residenz entrückt werden sollten. Er folgte dem Umbau unserer Hörsäle, und als er in einem kleineren Fenster das Licht vermißte, das er dort allabendlich zu sehen gewohnt war, erkundigte er sich, ob etwa einer der Hausdiener bei dem Umbau seine Wohnung eingebüßt habe.

Den Vorständen der öffentlichen Kunstinstitute sagte er bei seinem Regierungsantritte, von ihm dürfe man nicht erwarten, was sein kunstsinniger Bruder getan habe. Er nahm für sich keine Kennerschaft, kein maßgebendes Urteil in Anspruch. Aber alles würdig Gedachte empfand er tief, und was immer dem Vaterlande zur Ehre gereichte, war seiner lebendigen Teilnahme gewiß. Seinem königlichen Herzen tat es wohl, daß nach blutigem Völkerkriege die Aufdeckung von Olympia das erste Friedenswerk des jungen Reiches war. Schritt für Schritt folgte er den Arbeiten und trat persönlich für ihre Vollendung ein, denn es sei nicht seine Art, etwas halbfertig liegen lassen.

Mit freudiger Genugtuung begrüßte er die Bildwerke von Pergamon[1] im königlichen Museum und ließ sich gern vom Königsdenkmal auf Nimrud-Dagh[2] erzählen, dessen Großartigkeit er bewunderte. Nichts Heilsames, so geringfügig es war, durfte unnütz verschoben werden, wenn es sich um

---

[1] Pergamon, im Altertum berühmte Stadt in Mysien. In den Jahren 1878—1886 wurden daselbst von der preußischen Regierung Ausgrabungen vorgenommen, die interessante Werke der Architektur und Skulptur zu Tage förderten.

[2] Nimrud-Dagh, das Larisa der Alten, südlich von den Trümmern des alten Ninive. Durch die Nachgrabungen der Engländer Layard, George Smith und des englischen Konsuls Rassam wurden in den Ruinenhügeln großartige Reste von Palästen, Inschriften und Skulpturen entdeckt.

öffentliches Gut handelte. Als er eines Abends davon hörte, daß nach dem Gutachten unseres Chemikers die farbigen Tonfiguren aus Tanagra[1] in der feuchten Atmosphäre des Erdgeschosses litten, waren auf seinen Befehl am andern Morgen die Arbeiter da, um die Überführung in höhere Museumsräume vorzunehmen.

Mit unermüdlicher Tätigkeit folgte er allen Fortschritten der Naturkunde wie den technischen Wissenschaften. Hervorragende Leistungen der Mechanik, wie z. B. die Hebung des Kriegerdenkmals auf dem Kreuzberge, hörte man ihn als Augenzeugen mit eingehendem Verständnis schildern; denn es war seiner Natur unmöglich, sich mit allgemeinen Ausdrücken seines Wohlgefallens zu begnügen; alles Redensartliche war ihm unerträglich. Er mußte allem auf den Grund gehen, bis er das Wesentliche klar erfaßt hatte.

Dazu benutzte er nach des Tages Arbeit die stillen Abendstunden, in denen er und die Kaiserin-Königin Augusta auch Männer der Wissenschaft um sich sahen und sich im kleinsten Kreise vertraulich über ihre Arbeiten und Forschungen belehren ließen, während er selbst aus seinen Erlebnissen mit voller Frische der Erinnerung die anmutigsten Mitteilungen machte.

Den echten Fürstensinn, der Dauerndes zu schaffen liebt, bewährte er auch als Bauherr auf eigenem Grund und Boden. Ich denke an die Höhe über der Havel, deren reizende Lage er erkannt hat und die er sich von seinem Vater schenken ließ. Als Prinz Wilhelm mit den bescheidensten Mitteln beginnend, hat er jahraus jahrein in unermüdlicher Tätigkeit, die seine liebste Ausspannung war, von Meistern der Kunst, Schinkel,[2] Persius[3] und Strack,[4] unterstützt, den öden, von Gestrüpp bedeckten Sandhügel zu einem wiesenreichen Schloßberge um-

---

[1] Tanagra, im Altertum eine Stadt in Böotien, ist seit 1874 durch die an der Begräbnisstätte auf dem Kokkalihügel gefundenen Tonstatuetten von neuem berühmt geworden.

[2] Der Architekt Schinkel, geb. 1781 zu Neuruppin, starb als Oberlandesbaudirektor in Berlin 1841.

[3] Ludwig Persius, ein Schüler Schinkels, geb. 1804 in Berlin, gest. 1845 in Rom.

[4] Heinrich Strack, der Erbauer des Schlosses Babelsberg, geb. 1805 in Bückeburg, gest. 1880 in Berlin.

geschaffen. Neben den Architekten war Fürst Pückler-Muskau[1] sein Berater. Wenn dieser aber die aus dem alten Bestande am Flußufer noch übrigen Birken fällen wollte, weil sie in einen Königspark nicht paßten, widerstand ihm der Prinz von Preußen, der die Zeugen des ursprünglichen Zustandes seines Landsitzes nicht missen wollte, und so ist auch der Babelsberg ein charakteristisches, schönes und ehrwürdiges Denkmal von Kaiser Wilhelms fürstlichem Schaffen.

Mich hat mein Herz getrieben, so manches Kleine anzuführen, weil es dazu dienen mag, das menschliche Bild des Verklärten uns lebendiger und wärmer vor die Seele zu führen.

Die großen Kaisertaten stehen ja mit leuchtender Schrift in das Gedächtnis der Jahrhunderte eingeschrieben. Wir aber, die wir die kaiserlose Zeit erlebten, wir dürfen mit unseren Gedanken nicht an den äußeren Erfolgen haften. Uns ist nicht das die Hauptsache, daß Deutschland wieder mächtig ist im Kreise der Völker, sondern daß wir gerettet sind aus einem unwürdigen Zustande, wo in kleinlichem Interessenstreite Stämme und Staaten des Vaterlandes unaufhörlich miteinander haderten und das Gift selbstsüchtiger Sonderpolitik am Mark des Volkes zehrte. Was uns aus diesem Siechtum helfen konnte, war nur eine gemeinsame Not von außen. Aber mit dem Kriegsschrecken wäre auch die Einigung wieder vorübergewesen, wie alles vergänglich ist, was auf Eigennutz beruht, wenn uns Gott nicht einen König gegeben hätte, der nicht nur die Heere von Sieg zu Sieg führte, sondern auch das Haus des Friedens zu bauen wußte, um die zerrissene Herde als ein guter Hirt um einen Herd zu vereinigen, und der in den Menschenherzen ein Feuer entzünden konnte, das heilige Feuer der Liebe, das allein im stande ist, die spröden Erze der Selbstsucht zu schmelzen. In freier Ehrfurcht sammelten sich die Deutschen wieder um ein Haupt und lernten in ihm in neuer Begeisterung ihr Vaterland lieben.

Wir sind also durch Kaiser Wilhelm nicht nur mächtiger und ruhmreicher, sondern auch innerlich freier, reiner und

---

[1] Ludwig Heinrich Fürst v. Pückler-Muskau, der bedeutendste Gartenkünstler Deutschlands, geb. 1785 zu Muskau in der Lausitz, gest. 1871 auf Schloß Branitz bei Kottbus.

besser geworden. Denn nur im Guten können die Menschen wahrhaft einig sein, und in der Liebe entfalten sich alle Keime des Guten, die im Menschenherzen ruhen; sie ist im geistigen Leben wie die Sonne, von der man nicht sagen kann, daß dies oder jenes durch sie gedeihe, sondern alles Lebende hat von ihr Licht und Wärme.

So ist durch alles deutsche Land ein neuer Lebensodem gegangen; so ist ihm, der um Volksgunst sich nie bemüht hat, ungesucht des Volkes Liebe voll und wahr zu teil geworden, und in dieser Liebe des Vaterlandes zu seinem Kaiser sind auch die in den fernsten Weltteilen weitzerstreuten Deutschen von neuem wieder die Unserigen geworden.

Diese Liebe ist das leuchtende Diadem an seiner Stirn; höheren Preis kann ein Sterblicher für ein arbeitsvolles Erdenleben nicht erringen.

Von König Salomo forderte Gott ein aufrichtiges Herz, und dem Aufrichtigen, heißt es, läßt er es gelingen. So bescheiden das Wort klingt, es ist doch das Höchste, was ein Menschenkind erreichen kann, und an Kaiser Wilhelm ist der alte Spruch zu köstlicher Wahrheit geworden. In der Aufrichtigkeit des Herzens ruhte die Harmonie seines geistigen Lebens, wie sie uns aus dem väterlichen Antlitz entgegenleuchtete; die innere Harmonie, in der alle Gegensätze sich versöhnten, und alle sittlichen Probleme, an denen ein Fürstenleben so reich ist, wie von selbst ihre Lösung fanden. Weil er nie an sich dachte, war er von launenhaften Stimmungen unabhängig, frei von jeder Anwandlung einer um die eigene Ehre besorgten Eifersucht, frei von dem Wankelmut, der bald zu viel, bald zu wenig Vertrauen schenkt. Wahr und treu hielt er zu den Männern, von denen er sich überzeugt hatte, daß sie ihm zugewiesen seien, um seine vaterländische Mission durchzuführen, und wie hat er vor allem Volke im Namen des Vaterlandes ihnen seine Dankbarkeit bezeugt! Aber auch neben dem großen Kanzler, neben seinem großen Feldherrn ist er immer sein eigen geblieben, immer der König, der vor Gott die Verantwortung trägt und nach persönlicher Überzeugung in Krieg und Frieden die den Gang der Geschichte bestimmenden Entscheidungen trifft.

Wie das Fürstenamt, das er als Stellvertreter seines

königlichen Bruders übernommen, von Jahr zu Jahr immer größer, mannigfaltiger und verantwortungsvoller wurde, so ist mit ihm auch Kaiser Wilhelm in treuer Berufserfüllung immer erstarkt und gereift, und nach einem langen Tagewerk, auf dem der Segen eines wiedergebornen Volkes ruht, ist er nun, bis zuletzt rastlos tätig, zu seinen Vätern heimgegangen, friedlich und kampflos, in unserem teuern evangelischen Glauben, von Gottes Wort hinübergeleitet, während Gemahlin[1] und Tochter[2] die erkaltende Hand mit ihren Tränen netzten.

Uns bleibt er in lebendiger Gegenwart. Wir danken Gott, daß es uns vergönnt gewesen ist, unter einem solchen Herrscher zu leben und zu wirken. Dessen können wir uns nur würdig zeigen, wenn wir alle in seinem Sinne an seinem Lebenswerke fortarbeiten, in Gottesfurcht und Treue dem Vaterlande dienend, gewissenhaft im kleinen wie im großen, selbstverleugnend, opferbereit, die teuer erworbene Einheit als unser bestes Gut hütend und pflegend. In unauslöschlicher Dankbarkeit geloben wir mit der hier versammelten Jugend, auf der sein Auge so gern ruhte, der Trägerin der Zukunft unseres Vaterlandes, sein glorreiches Andenken lebenslang in Ehren zu halten und in Freude und Leid unerschütterlich zum Hause der Hohenzollern zu stehen. Wie können wir aber diese Trauerfeier anders schließen, als indem wir Gott gemeinsam anrufen, daß er unseren Kaiser und König Friedrich wie die Kaiserin und Königin, seine Gemahlin, die Kaiserin-Königin Augusta und das ganze Haus unseres Kaisers Wilhelm erhalte, behüte und segne!

Kaiser Wilhelm II.

Thronrede zur Eröffnung des Landtages am 27. Juni 1888.

Erlauchte, edle und geehrte Herren von beiden Häusern des Landtages! In trüber Zeit heiße Ich Sie zum ersten Male von dieser Stelle aus willkommen.

---

[1] Kaiserin Augusta.

[2] Luise, die Gemahlin des Großherzogs von Baden.

Nur wenige Monate hat das Zepter in Meines dahingeschiedenen Vaters Hand geruht, aber lange genug, um zu erkennen, welchen Herrscher das Vaterlaud in ihm verloren hat. Die Hoheit seiner Erscheinung, der Adel seiner Gesinnung, sein ruhmvoller Anteil an den großen Geschicken des Vaterlandes und der Heldenmut christlicher Ergebung, mit dem er gegen die Todeskrankheit kämpfte, haben ihm im Herzen seines Volkes ein unvergängliches Denkmal gesetzt. Für die ungezählten Beweise treuen Gedenkens und liebevoller Teilnahme, die Mir in diesen für Mich so schweren Tagen zugegangen sind, sage ich allen, die Mir mit ihrem Troste genaht sind, Meinen königlichen Dank.

Nachdem durch Meines Herrn Vaters Heimgang die Krone Meiner Vorfahren auf Mich übergegangen ist, war es Mir ein Bedürfnis, bei dem Beginne Meiner Regierung Sie um Mich zu versammeln und unverweilt vor Ihnen das eidliche Gelöbnis abzulegen, das die Verfassung vorschreibt.

> Ich gelobe, daß Ich die Verfassung des Königreichs fest und unverbrüchlich halten und in der Übereinstimmung mit derselben und den Gesetzen regieren will, so wahr Mir Gott helfe!

Geehrte Herren! Kaiser Wilhelm hat in seiner ruhmreichen, von großen Taten in Krieg und Frieden erfüllten Regierung das heutige Preußen geschaffen und das Streben unseres Volkes nach nationaler Einheit verwirklicht. Mein in Gott ruhender Vater hat mit derselben Pietät, die Mich ihm gegenüber beseelt, nach seiner Thronbesteigung sich in den öffentlichen Urkunden, die sein politisches Vermächtnis darstellen, die Politik und die Werke Meines verewigten Großvaters angeeignet, und Ich bin entschlossen, ihm auf diesem Wege zu folgen, auf dem Gebiete der Regierung Preußens wie auf dem der Reichspolitik. Wie König Wilhelm I. werde Ich, Meinem Gelöbnis entsprechend, treu und gewissenhaft die Gesetze und die Rechte der Volksvertretung achten und schützen und mit gleicher Gewissenhaftigkeit die verfassungsmäßigen Rechte der Krone unverkümmert überliefern. Es liegt Mir fern, das Vertrauen des Volkes auf die Stetigkeit unserer gesetzlichen Zustände durch Bestrebungen nach Erweiterung der Kronrechte zu beunruhigen. Der gesetzliche Bestand

Meiner Rechte, solange er nicht in Frage gestellt wird, genügt, um dem Staatsleben das Maß monarchischer Einwirkung zu sichern, dessen Preußen nach seiner geschichtlichen Entwicklung, nach seiner heutigen Zusammensetzung, nach seiner Stellung im Reiche und nach den Gefühlen und Gewohnheiten des eigenen Volkes bedarf. Ich bin der Meinung, daß unsere Verfassung eine gerechte und nützliche Verteilung der Mitwirkung der verschiedenen Gewalten im Staatsleben enthält, und werde sie auch deshalb, und nicht nur Meines Gelöbnisses wegen, halten und schützen.

Dem Vorbilde Meiner erhabenen Ahnherren folgend, werde Ich es jederzeit als eine Pflicht erachten, allen religiösen Bekenntnissen in Meinem Lande bei der freien Ausübung ihres Glaubens Meinen königlichen Schutz angedeihen zu lassen.

Mit besonderer Befriedigung habe Ich es empfunden, daß die neuere kirchenpolitische Gesetzgebung dazu geführt hat, die Beziehungen des Staates zur der katholischen Kirche und deren geistlichem Oberhaupte in einer für beide Teile annehmbaren Weise zu gestalten; Ich werde bemüht sein, den kirchlichen Frieden im Lande zu erhalten.

Die Reform der inneren Verwaltung ist in der letzten Session des Landtages in der Hauptsache zum Abschluß gebracht worden. Die Durchführung der neuen Gesetzgebung hat den Beweis dafür geliefert, daß der Gedanke der ehrenamtlichen Selbstverwaltung in das lebendige Bewußtsein der Bevölkerung übergegangen ist, und daß sich die geeigneten Kräfte bereitwillig in den Dienst des öffentlichen Wohles gestellt haben. Es ist Mein Wille, an dieser wertvollen Errungenschaft festzuhalten und durch Ausgestaltung und Festigung der neuen Institutionen dazu beizutragen, daß dieselben in ihrer erfolgreichen Wirksamkeit dauernd erhalten bleiben.

Ich halte in dem Finanzwesen an den altpreußischen Überlieferungen fest, die den Wohlstand des Landes begründet und den Staat auch in schweren Zeiten zur Erfüllung seiner Aufgaben befähigt haben. Mit Befriedigung darf Ich auf die Finanzlage des Staates blicken, wie Ich dieselbe, dank der Fürsorge Meiner Vorfahren an der Krone, bei Meinem Regierungsantritte vorfinde. Diese günstige Lage des Staatshaushalts

hat gestattet, mit der Erleichterung der Steuern der Gemeinden und der minder begüterten Volksklassen einen erfolgreichen Anfang zu machen; es ist Mein Wille, daß dieses Ziel weiter verfolgt werde, und daß in gleicher Weise dringliche Bedürfnisse, die bisher wegen der Unzulässigkeit der vorhandenen Mittel haben zurückgestellt werden müssen, demnächst ihre Befriedigung finden.

Die verheerenden Überschwemmungen, wovon in diesem Frühjahre weite und fruchtbare Teile des Landes heimgesucht worden sind, beanspruchen Meine volle Teilnahme. Durch die Bereitwilligkeit, womit Sie reiche Mittel bewilligt haben, ist Meine Regierung in den Stand gesetzt worden, viele der geschlagenen Wunden zu heilen und neue Vorkehrungen zur Abwehr ähnlicher Katastrophen zu treffen. Wenn den hartgeprüften Bewohnern der betroffenen Gegenden ein Trost in ihrem Unglück gewährt werden konnte, so ist derselbe in dem edlen Wetteifer mit der staatlichen Fürsorge zu finden, der von allen Ständen und allen Klassen der Bevölkerung und der Deutschen auch im fernen Auslande betätigt worden ist. Es drängt mich, allen, die zur Linderung der Not beigesteuert haben, von dieser Stelle aus Meinen Dank auszusprechen.

Geehrte Herren! Sie können am Schlusse einer Legislaturperiode mit Befriedigung auf die wichtigen Ergebnisse zurückblicken, die dank Ihrem einträchtigen Zusammenwirken mit der Regierung erzielt worden sind. Im Rückblick hierauf vertraue Ich, daß es uns auch in Zukunft gelingen werde, in gemeinschaftlicher, von gegenseitigem Vertrauen getragener und durch die Verschiedenheit prinzipieller Grundanschauungen nicht gestörter Arbeit die Wohlfahrt des Landes zu fördern.

Geehrte Herren! In bewegter Zeit habe Ich die Pflichten Meines königlichen Amtes übernommen; aber Ich trete an die Mir nach Gottes Fügung gestellte Aufgabe mit der Zuversicht des Pflichtgefühls heran und halte Mir dabei das Wort des großen Friedrich gegenwärtig, daß in Preußen „der König des Staates erster Diener sei“.

Ansprache zum 90. Geburtstage des Feldmarschalls Grafen Moltke am 26. Oktober 1890.

Mein lieber Feldmarschall! Ich bin am heutigen Tage mit erlauchten Herren und den Führern Meines Heeres gekommen, um Ihnen unsere herzlichsten und tiefgefühltesten Glückwünsche auszusprechen. Der heutige Tag ist für uns ein Tag des Zurückblickens und vor allem ein Tag des Dankes. Zunächst spreche Ich Meinen Dank aus im Namen derjenigen, die mit Ihnen zusammen geschaffen und gefochten haben, und die dahingegangen sind, deren treuester und ergebenster Diener Sie aber gewesen. Ich danke Ihnen für alles, was Sie für Mein Haus und damit zur Förderung der Größe unseres Vaterlandes getan. Wir begrüßen in Ihnen nicht nur den preußischen Führer, der unserer Armee den Ruhm der Unüberwindlichkeit geschaffen hat, sondern den Mitbegründer und Mitschmieder unseres Deutschen Reiches. Sie sehen hier hohe und erlauchte Fürsten aus allen Gauen Deutschlands, vor allen des Königs von Sachsen Majestät, der, ein treuer Bundesgenosse Meines Großvaters, es sich nicht hat nehmen lassen, Ihnen persönlich seine Anhänglichkeit zu bezeugen; alles erinnert an die Zeit, wo er mit Ihnen für Deutschlands Größe hat fechten dürfen.

Die hohen Auszeichnungen, die Mein verblichener Großvater Ihnen schon hat zu teil werden lassen, haben Mir nichts mehr übrig gelassen, um Meinen Dank Ihnen persönlich noch besonders bezeugen zu können, also bitte Ich Sie eine Huldigung von Mir annehmen zu wollen, die einzige, die Ich in Meinen jungen Jahren Ihnen darbringen kann.

Das Vorrecht des Monarchen ist es, seine Fahnen, die Symbole, zu denen sein Heer schwört, die seinem Heere voranfliegen und die seines Heeres Ehre und Tapferkeit in sich verkörpern, bei sich im Vorzimmer stehen zu haben. Dieses Rechtes begebe Ich Mich mit besonderem Stolze für den heutigen Tag und bitte Sie, den Fahnen Meiner Garden, die so oft unter Ihnen in manchem heißen Strauß geweht haben, bei sich Aufnahme gestatten zu wollen. Es liegt eine hohe Geschichte in den Bändern und zerschossenen Fetzen, die hier vor Ihnen stehen, eine Geschichte, die zum größten Teil

von Ihnen geschrieben worden ist. Als ein persönliches Andenken von Mir bitte Ich Sie, dies Zeichen der Würde, mit äußerem Schmucke versehen, als Erinnerung an den heutigen Tag annehmen zu wollen. Der eigentliche Feldmarschallstab, den Sie sich vor dem Feinde bereits im Feuer erworben, ruht lange schon in Ihrer Hand. Dieser ist nur ein Symbol, eine Zusammenfassung alles dessen, was Ich persönlich Ihnen an Achtung, Ehrerbietung und Dankbarkeit darzubringen habe.

Meine Herren, Ich bitte Sie, alle mit Mir einzustimmen in den Ruf: Gott segne, erhalte und schütze unseren greisen Feldmarschall noch lange zum Wohle des Heeres und des Vaterlandes! Dem Gefühl der Dankbarkeit dafür, daß er in seiner Größe es verstanden hat, nicht allein dazustehen, sondern eine Schule zu bilden für die Führer des Heeres in Zukunft und in alle Ewigkeit, die, in seinem Geiste erzogen, die Größe, die Stärke und Kraft unseres Heeres ausmachen werden, geben wir Ausdruck durch den Ruf:

Seine Excellenz der Feldmarschall Graf Moltke Hurra!

Johann Friedrich Röhr.[1]

Bei Goethes Bestattung.

So ist denn mit dem Vollendeten, dessen sterbliche Hülle dieser Sarg umschließt, das letzte sichtbare Erinnerungszeichen an eine Zeit dahingeschwunden, die in den Jahrbüchern unserer Stadt und unseres Landes eine weltgeschichtliche Bedeutung hat; der letzte der großen Geister, die durch ihre mannigfaltige, Geister weckende Tätigkeit der glorreichen Regierung einer längst in Staub gesunkenen, aber noch immer unvergessenen Landesmutter und ihres echt fürstlichen Sohnes einen weithin strahlenden Glanz verliehen!

[1] Johann Friedrich Röhr, einer der Hauptvertreter des Rationalismus, geb. 1777 in Roßbach bei Naumburg, wurde 1820 als Oberhofprediger und Generalsuperintendent nach Weimar berufen, wo er im Jahre 1848 als Vizepräsident des Oberkonsistoriums starb.

Daß uns dabei ein sehr beklommenes Gefühl ergreift, liegt in der Natur der Sache. Schon die entschiedene Beendigung eines Zustandes der Dinge, der auch bei der günstigsten Gestaltung der Verhältnisse in seiner besonderen Eigentümlichkeit sich nimmer wieder erneuert, trifft unser Herz mit starker Gewalt und läßt uns die Vergänglichkeit unseres eigenen Wesens in dem unaufhaltsamen Wechsel und Wandel des Irdischen empfinden, das auf den Schwingen der Zeit an uns vorüberrauscht.

Aber noch weit erschütternder wird jenes Gefühl durch den Gedanken an die Größe des Geistes, der bisher das noch einzige, äußere Band zwischen einer schönen Vergangenheit und den Tagen der Gegenwart war, und an die unumgängliche Notwendigkeit, daß derselbe in der ihm eigenen Herrlichkeit auch an seinem Teil zu einer nur vorübergehenden Erscheinung unter uns wurde. Was, fragen wir trauernd, was ist auf Erden bleibend, wenn auch das Hohe und Vollendete, das der Vater der Geister in das Dasein rief, wie das Gemeinste und Niedrigste zu seiner Zeit dem Staube verfällt und selbst bei ungewöhnlich langer Dauer seines Vorhandenseins zuletzt denn doch das unüberschreitbare Ziel findet, das ihm gesetzt ist? Was mag auf immerwährenden Bestand hienieden rechnen, wenn die Hand, die alles schafft, infolge der von ihr festgestellten, unabänderlichen Ordnung auch die Form zerbricht, die sie zur Trägerin der reichsten geistigen Gaben machte, aus denen an uns Menschen das Bild der Gottheit hervorleuchtet?

Nur das vermag uns dabei Trost und Ruhe zu geben, daß eben das Geistige auch noch dann auf Erden fortlebt, wenn das Irdische, womit es umkleidet ist, in sich zerfällt, und daß das Wirken und Schaffen eines über gewöhnliche Menschengeister so hoch Erhabenen, wie dieser Vollendete war, selbst auf dem Schauplatze allgemeiner Vergänglichkeit ein unvergängliches ist.

Darum setzen wir der Trauer, die uns um dich das Herz erfüllt, du hoher Abgeschiedener, Maß und Ziel. Denn wie keiner von den Geistern, aus deren glänzendem Vereine du der letzte dahingingst, der Welt entrissen ist, der sie angehörten, wie jeder von ihnen, auch zu den Toten hinabgestiegen, durch Wort und durch Gesang das Ohr der Lebenden

entzückt, den Geist der Lebenden bildet, das Herz der Lebenden erhebt, solange es Lebende gibt: so gehörst auch du dem Geschlechte der Lebenden ewig an, und die Fülle des Geistes, in der du, mehr als zwei volle Menschenalter hindurch, zum geistigen Bildner deiner Brüder, zum tief eingreifenden Förderer ernster Wissenschaft und zum vielgestaltigen Schöpfer einer die gemeine Wirklichkeit verklärenden Gedankenwelt wurdest, sie bleibt der unversiegliche Born, woraus noch die späteste Nachwelt schöpft, was sie zur Anregung und Nahrung ihres geistigen Lebens bedarf. „Seine Werke folgen ihm nach!“ heißt es von dir in ausgezeichnetem Sinne des Wortes; denn du wirktest reicher, umfassender und glänzender als Tausende um dich her, und wenn die Zeit selbst die namhaftesten Männer eines Jahrhunderts nach und nach der Vergessenheit preisgibt, so bleibt dein Name mit ehernem Griffel in die Bücher derselben geschrieben, weil du auf der Höhe aller Jahrhunderte standest.

Und wie wir uns durch diese Erwägung getröstet und erhoben fühlen, wenn wir unseren Blick auf die Gruft werfen, worin du bei Fürsten und neben deinem geliebtesten Geistesverwandten ruhen sollst, so fühlen wir uns auch getrieben, dich selber glücklich zu preisen. Denn wer, wie du, nach einem so großen und reichen Tagewerke zum Frieden Gottes einging; wer, wie du, durch seine geistige Kraft das Höchste und Schönste errang, was die Erde den Wünschen ihrer Söhne darzubieten vermag; wer, wie du, mit allen Segnungen des Himmels überschüttet, seine lange Bahn hienieden wandelte; wer, wie du, die Achtung nicht von Tausenden, sondern von Millionen mit sich dahinnimmt; wer, wie du, bei seinem sanften und stillen Abscheiden im höchsten Alter des Lebens das Opfer heißer Tränen nicht nur von seinen Kindern, Enkeln und vertrauteren Freunden, sondern auch von einem Fürstenpaare empfängt, das in ihm die langgewohnte Zierde seines erhabenen Hauses von nun an schmerzlich entbehrt — der darf wohl rühmend fragen: „Wer ist beneidenswerter als ich?“ der darf sich noch in höheren Räumen des schönen Erdentraumes erfreuen, der an ihm vorüberging.

Und so wandle denn in diesen höheren Räumen die neue Bahn, die sich vor deinem verklärten Blicke öffnete, und stille

den heißen Durst deines Wissens in dem näheren Anschauen der Herrlichkeit der Welten, die dich jetzt umleuchten, und schreite, von den beengenden Banden des Leibes entfesselt, auf dem Pfade der Weisheit rüstig weiter, die du hier suchtest und deren Vollendung und Ziel nur in dem ewigen Geiste zu finden ist, an den wir glauben! Was irdisch an dir war, geben wir der Erde wieder, und mit der sinnlichen Hülle, worin du unter uns wandeltest, begraben wir zugleich die menschlichen Schwachheiten und Gebrechen, wodurch du auch an deinem Teil der Natur ihre Schuld bezahlest. „Wenn der Mensch," sprachst du einst selbst,[1] „über sein Körperliches und Sittliches nachdenkt, findet er sich gewöhnlich krank. Wir leiden am Leben. Wer will uns, außer Gott, zur Rechenschaft ziehen? Tadeln darf man keinen Abgeschiedenen. Nicht was sie gefehlt und gelitten, sondern was sie geleistet und getan, beschäftige die Hinterbliebenen. An den Fehlern erkennt man den Menschen, an den Vorzügen den einzelnen. Mängel haben wir alle gemein, die Tugenden gehören jedem besonders."

Durch diese deine eigenen Worte auf den Gerechten und Heiligen hingewiesen, vor dem du jetzt stehst, um vom Gebrauche des dir verliehenen großen Pfundes Rechnung abzulegen, und eingedenk des ernsten Spruches unseres göttlichen Meisters: „Wem viel gegeben ist, von dem wird man viel fordern," empfehlen wir deine Seele der Gnade und Erbarmung dessen, von dem wir alle Erbarmung und Gnade hoffen, und beten über deiner Asche: Vater unser usw.

[1] Gedächtnisrede auf Jagemann. Dieser, ein Gelehrter, starb 1804 in Weimar, wohin er durch die Herzogin Amalie als Privatbibliothekar berufen worden war.

Ludwig Döderlein.[1]

Festrede an Schillers[2] 100jährigem Geburtstage am 10. November 1859.[3]

Lassen Sie uns den heutigen Festtag mit einem zweifachen Freudenruf willkommen heißen, daß Friedrich Schiller unserem deutschen Vaterlande geschenkt ward, und daß unsere Zeit diesen Schiller auch zu würdigen weiß! Wir müßten uns des einen dieser Güter schämen, wenn das andere fehlte; denn eine Gnade, die vergessen, verschmäht oder mit lauem Dank genossen wird, bringt dem Empfänger Unehre statt Segen. Von diesem Vorwurf, so reich und dabei seines Reichtums nicht auch wert zu sein, will unser deutsches Volk sich heute frei und rein halten. Es ist ein erhebendes Bewußtsein, daß an diesem Tage Millionen deutscher Brüder um einen Mann, um ein Bild, um einen verklärten Geist wie um eine Fahne sich versammeln, zum Zeugnis, daß doch nicht

---

[1] Ludwig Döderlein, ein hervorragender Schulmann, geb. 1791 zu Jena, wurde 1819 Rektor des Gymnasiums zu Erlangen und Professor der Philosophie an der Universität daselbst. Er starb 1863.

[2] Friedrich v. Schiller, geb. den 10. November 1759.

[3] „Der 10. November 1859 gestaltete sich zu einem großartigen und allgemeinen Volksfeste, auf das die Nation mit Recht stolz sein durfte. Es war ein sonnenheller Tag, wie er selten im Leben des einzelnen, seltener im Leben eines ganzen Volkes vorkommt, den im großen und ganzen kein Mißklang trübte, ein Tag, an dem allgemein in einem großartigen Zusammenklage aller Stände und aller Stämme mit tiefer und aufrichtiger Empfindung das Andenken eines Dichters gefeiert wurde, der seiner Nation das Beispiel eines heroischen Idealismus gegeben hatte — ein Beispiel, das ihr niemals nötiger war als in dieser an herben Enttäuschungen ungeduldigen Hoffens und Wünschens so reichen Zeit. Es war ein fruchtbares und dankbares Thema für den Festredner, daran zu erinnern, daß eben dieser Dichter mehr als irgend ein anderer den Menschen aufgefaßt hatte, wie ihn die großen Gegensätze des Lebens in Staat und Kirche umtreiben und bewegen . . . Und dieser Dichter, einer aus dem Volke, der sich im Kampfe mit allen Nöten des Lebens emporgerungen hatte und seinen Idealen treu geblieben war, war ein Lehrer wie kein anderer für eine solche ringende Zeit; tief und in allen Schichten der Nation wurde dieses gefühlt und verstanden." (Schlossers Weltgeschichte.)

alle und jede Einheit mangelt, und zur Erquickung nach dem mannigfachen Unmut, der seit Anfang dieses Jahres auf jedem Freunde des Vaterlandes lastete. Von der deutschen Nordküste bis an Italiens Grenze, von den Rheinlanden bis an Österreichs östliche Marken lodern Feuer in den verschiedensten Gestalten der Freude, und die ausgewanderten Brüder im fernsten Osten wie jenseits des Weltmeers melden durch Wort und Tat, daß auch sie des Mitbegründers deutscher Geistesbildung nicht vergessen wollen. Und, was mit besonderem Dank erkannt sein will, die vielen Gegensätze, die sich sonst innerhalb Deutschlands geltend machen zu Deutschlands Wohl und Weh, sie verstummen heute. Kein Norddeutschland und Süddeutschland, nirgend ein Mißton, laut genug, um die große Harmonie zu stören, nirgend, so Gott will, ein Mißbrauch dieses Freudentages zur Kundgebung von Parteiansichten!

Mich ruft mein Amt und ein Auftrag unserer Hochschule an diesen Ehrenplatz, den ich sonst, wie gern, einem kundigeren, würdigeren Sprecher räumen würde! Doch bleibt mir die Hoffnung, durch ein erregtes Gemüt und warme Begeisterung für den Helden unseres Festes das ersetzt zu sehen, was Sie an hellem Geist und rednerischer Kunst vermissen dürften. Aber mit seltener Freudigkeit — ich gestehe es — folge ich meinem ehrenvollen Beruf, zu Schillers Preis das Wort zu ergreifen, gleich als wäre ich auch eines inneren Berufes vor andern mir bewußt. Denn ich gehöre zu dem dünn gewordenen Häuflein noch Lebender, die sich rühmen können, den herrlichen Mann von Angesicht geschaut, mehr noch, seine Gunst und Freundlichkeit genossen zu haben. Das darf ich zu den schönsten Erinnerungen meiner Knabenzeit zählen; sie sind mir zu einer Weihe für mein Leben geworden. Noch seh' ich ihn, den leutseligen Freund meines elterlichen Hauses, so lebhaft, als wär' es gestern, wie er, ein hochgewachsener, etwas hagerer Mann, an der Fensterbrüstung lehnte und auf das freundlichste bald zu den Meinigen, bald zu dem zehnjährigen Knaben sprach, immer mit auffallend gesenktem Haupte, so, wie ihn die Mehrzahl seiner berühmtesten Bildnisse darstellt, aber nicht völlig treu darstellt; denn in ihnen macht diese seine Gewohnheit den Eindruck einer Schwäche

oder Müdigkeit, im grellen Widerspruch mit der militärischen Haltung, die ihm aus seiner Jugendzeit eigen geblieben; in der Wirklichkeit war es nur Milde und Freundlichkeit, die sich durch jene Senkung des Hauptes kundgab, sinnbildlich, als wolle er jedem, zu dem er spräche, freundlich entgegenkommen oder sich zu ihm herablassen. Ein natürliches Wohlwollen, das stets um seinen Mund spielte, bürgte dafür, daß dies keine vornehme Herablassung war, die durch das Bewußtsein der Überlegenheit zugleich auch demütigt. Den guten Mann ließ seine Erscheinung noch früher erkennen als den großen Mann. Meines Entsinnens verhielt er sich auch in Gesellschaft trotz seiner Mitteilungsgabe doch mehr schweigsam als redselig, nach der Art seines kernhaften Volksstammes, dessen gründlich gebildete Söhne so gern mehr zu sein als zu scheinen wünschen und es vorziehen, im stillen zu denken und zu fühlen, als sich hören zu lassen und sich selbst sprechen zu hören. Ja, eine edle Schüchternheit lag in seinem Wesen, die ihn ebenso schön kleidete wie jenen ebenbürtigen Meister [1] neben ihm dessen achtunggebietende Erscheinung, eine Schüchternheit, die eine schwere Probe zu bestehen hatte, als er in einer fremden Stadt, vermeintlich ganz unbekannt, der Aufführung [2] seiner „Jungfrau" beiwohnte. Da ward er dennoch erkannt und seine Anwesenheit durch Zuflüsterung verraten, und so fand er beim Austritt, den er möglichst lange hinausschob, die gesamte Zuschauerschaft und noch weit mehr vor dem Hause in dichtem Haufen versammelt. Ohne Verabredung öffnete sich eine Gasse, in lautloser Stille entblößte sich jedes Haupt, aber allen sagte ein richtiges Gefühl, daß ein stürmisches Lebehoch diesen Mann mit dem bescheiden gesenkten Haupte mehr verletzen als erfreuen würde.

Säße ich nur im traulichen Freundeskreise, kaum könnte ich der Versuchung widerstehen, mich in weiterer Mitteilung persönlicher Erlebnisse zu ergehen, mit einer Art Ruhmredigkeit zu erzählen, wie Schiller mit lächelnder Bereitwilligkeit sich herabließ, dem neugierigen, durch seine Güte keck gemachten Knaben die Geheimnisse seines Arbeitstisches zu verraten, in

[1] Goethe.

[2] Diese Aufführung fand in Leipzig am 18. September 1801 statt.

welcher Art er die Geschichte Tells auf die Bühne bringen, ob er den grausenhaften Apfelschuß zur Anschauung kommen oder nur erzählen lassen werde; allein ich will nicht vergessen, daß ich nur zu seiner, keineswegs zu meiner Ehre zu sprechen befugt bin, und daß Erinnerungen, die mich tief bewegen, keine Anziehungskraft für Sie besitzen.

Schillers Lebensgang Ihnen vorzuführen, seine äußeren Schicksale wie die allmähliche Entwicklung jenes Geistes, der erst nur als maßloses Kraftgenie in die Welt eintrat und dann als maßvoller Dichtergenius aus der Welt schied, das wäre keine unwürdige Ausfüllung dieser Stunde. Allein die würdige Aufgabe verlangt auch eine würdige Lösung, der ich mich nicht gewachsen fühle.

Aber noch weniger erwarten Sie eine tiefeingehende Schilderung von Schillers Geist und Wirken. Sie wäre nicht möglich, ohne einen Standpunkt über dem Helden zu nehmen und eine Art Richteramt zu verwalten. Das mag, das wird auch wohl anderwärts am heutigen Tage geschehen in den großen Städten, die sich Mittelpunkte der deutschen Intelligenz nennen, immer löblich, wenn durch einen ebenbürtigen Geist und Mund; uns aber möge es niemand als Armutszeugnis deuten, wenn wir uns dem wohltätigen Gefühl einer hingebenden Bewunderung überlassen. Vor Vergötterung wollen wir uns bewahren; sollten jedoch meine Worte eine einseitige, vielleicht gar ungemessene Bewunderung verraten, dann darf und wird Ihnen weniger meine persönliche Vorliebe zur Entschuldigung, als der Zweck dieses Festtages zur Rechtfertigung gereichen.

Und wenn, um einem Lobredner Dantes nachzusprechen, in jedem großen Dichter zwei Dichter leben, deren einer allen Zeiten und Ländern angehört und sich zum Organ allgemein menschlicher Gefühle und Zustände macht, während der andere das besondere Gepräge seines Zeitalters trägt und abspiegelt, die Freuden und Schmerzen, die den Menschen seiner Zeit gerade besonders eigentümlich sind, dann lebten gewiß in dem einen Schiller jene zwei Dichter, dann machte ihn diese Doppelnatur unwidersprechbar zu einem großen Dichter.

An diese Worte lassen Sie uns einige Betrachtungen knüpfen, wie Friedrich Schiller als ein großer Dichter in der

Weltliteratur dasteht, und wie er besonders als ein deutscher Dichter wirkte, indem er ein echt deutsches Herz von Natur zu seinem Beruf mitbrachte und teils unbewußt, teils mittelst seines hohen Kunstverstandes die Saiten anzuschlagen wußte, die am sichersten und tiefsten in den deutschen Gemütern widerklingen.

Es bedarf kaum einer Rechtfertigung, wenn ich Ihnen heute nur den reifen, geläuterten Dichter vorführe, und zwar besonders den Bühnendichter, weil Schiller als solcher einen allgemeineren Einfluß ausgeübt hat als selbst durch seine beliebtesten Gedichte und übrigen Geisteswerke. Die älteren Werke seines noch gärenden Genius verrieten nur die ihm inwohnende Kraft zur künftigen Meisterschaft. Allein bei seinem Übergange vom Gesellen zum Meister — gestatten Sie mir dieses Bild — gab er der Welt ein seltsames Beispiel von tiefer Einsicht zugleich und von großer Seelenstärke. Seine Erstlingsdramen, die „Räuber" besonders, hatten das damals sich verjüngende Deutschland in Feuer und Flammen gesetzt. Einer solchen Kühnheit der Gedanken, einer solchen Kraft der Sprache, einer solchen Macht des Stoffes waren die Zeitgenossen des frommen, ruhigen Gellert noch nie begegnet. Schiller erschien als der Heros und Gipfelpunkt jener Sturm- und Drangperiode, die die nahenden Stürme jenseits des Rheines verkünden halfen. Die lauteste Begeisterung bei der Jugend und brennende Ungeduld nach neuen Früchten desselben Geistes — nur bei den älteren Stimmführern des Geschmackes ein bedenkliches Schweigen oder Kopfschütteln! Da, mitten im Siegeslaufe, stand der Gefeierte plötzlich still, als machte eben der rauschende Beifall seinem Herzen bange. Er trat zurück vom Schauplatze, nicht als ein Fliehender, sondern um ein festes Lager zu schlagen. Er sagte selbst, daß jene fessellose Kraft und Eigentümlichkeit, der er den leicht erregten Jubel der Menge verdanke, nicht den Beifall der Muse noch der Nachwelt zu gewinnen vermöge. Viele Jahre schwieg er, gleich als habe er sich erschöpft, in Wahrheit aber, um sein gelehrtes Wissen mit seinem schöpferischen Geist ins Gleichgewicht zu setzen, um die Philosophie auch schulmäßig, die Weltgeschichte auch gründlich sich anzueignen, und besonders, um sich mit jenen Geistern der alten Welt vertraut

zu machen, die die Jahrtausende bereits überdauert und die Feuerprobe überstanden haben. Durch Versenkung in ihr Wesen wollte er von ihnen, den edlen und strengen Freund Körner[1] an seiner Seite, die schwere Kunst erlernen, ein unsterblicher Dichter zu werden wie sie, und den wohlfeilen Ruhm, als gefeierte Tageserscheinung zu glänzen, verachten lernen. Und nach seinen ersten Studien steht er als Beispiel vor uns, wie ein großer Geist seinen gleich großen Vorbildern einem Lehrling ähnlich folgen kann, ohne an eigener Freiheit und Selbständigkeit zu verlieren. Denn als Schiller nach dem langen Schweigen endlich mit seinem „Wallenstein" hervortrat, da staunte die Welt über die Umwandlung. Abgetan war das Wohlgefallen an Kraftausdrücken und Überschwenglichkeit und titanischem Wesen, am Häßlichen und Gräßlichen, an der Darstellung eines fanatischen Franz Moor und eines bestialischen Hassan.[2] Der Meister war fertig.

Ob dieser wiedergeborne Schiller zu den großen Dichtern der Weltgeschichte zählt? Die Mehrzahl von uns glaubt daran, und wenigstens spricht keiner von uns ihm einen Platz unter den Dichtern überhaupt ab. Allein die Deutschen mußten aus sich selbst herausgetreten sein, hätte nicht beides seinen Widerspruch gefunden. Schon als Schiller auf dem Höhepunkt seines Ruhmes stand und alles der erhabenen Erscheinung zujauchzte, erhoben sich Stimmen, die vor dem gefährlichen Irrtum warnten, den Helden des Tages für einen wahren Dichter zu halten, und dem verblendeten Volke auf ihre Weise den Beweis vom Gegenteil zu führen unternahmen. Und das waren nicht eben verächtliche Stimmen, durch sonstige Verdienste nicht ohne Einfluß auf das öffentliche Urteil; sie meinten es auch ehrlich und wollten nur noch weiser als weise sein. Daher schien es den anders Gesinnten der Mühe wert, ihnen entgegenzutreten, einem vor allen, einem, der das

---

[1] Christian Gottfried Körner, der treffliche Freund Schillers, geb. 1756 in Leipzig, gest. 1831 in Berlin, lebte seit 1783 als Oberkonsistorialrat und später als Oberappellationsrat in Dresden. 1815 trat er in das preußische Ministerium des Innern ein und wurde Geheimer Oberregierungsrat.

[2] Muley Hassan, der Mohr in Schillers „Verschwörung des Fiesko".

Handwerk auch verstand und ein Recht hatte mitzusprechen: „Ich nehme mir die Freiheit, Schiller für einen Dichter und sogar für einen großen Dichter zu halten, wiewohl die neuesten Imperatoren und Diktatoren unserer Literatur versichert haben, er sei keiner. Es fragt sich nur, wer dann gelten soll.“ Dieser eine hieß Goethe und ließ sich so in seiner Weise vernehmen, als er hocherbaut von dem schon oft geschauten „Wallenstein“ heimkehrte; den tatsächlichen Beweis fügt er selbst bei: „Es ist mit diesen Stücken wie mit einem ausgelegenen Wein; je älter sie werden, desto mehr Geschmack gewinnt man ihnen ab.“ Ein wahres Wort und der beste Prüfstein, um ein vortreffliches, klassisches Kunstwerk von einem guten, löblichen zu unterscheiden. Das gute fesselt den Leser während der ersten Lesung mehr als bei der wiederholten, wobei der oberflächliche Reiz der Neuheit abgestreift ist, während das klassische oft anfangs kalt läßt, sich erst allmählich dem Leser anschließt, dann aber ihn auch in seine Tiefen blicken läßt und das treue, beharrliche Werben mit immer neuem, steigendem Genusse lohnt. Wie viel Gutes entstand neben Schiller, zum Teil nach seinem Vorbild und in seinem Geiste! Es hat damals gezündet und entzückt und ist nun spurlos verschwunden und vergessen.

Wer jedoch Schiller als Dichter, nur nicht als großen Dichter gelten läßt, pflegt ihn neben Goethe zu stellen und mit ihm zu messen. Vermochte ein deutscher Kunstrichter[1] sogar in Goethe nur ein schönes Talent, nicht einen großen Geist zu erkennen, so hat sein Urteil weniger Anhang gefunden als das Urteil, das Schiller unter Goethe stellte, weil Goethe ein reiner, Schiller ein philosophischer Dichter oder nur ein gereimter Redner sei. Die weitere Verfolgung dieses Ausspruches würde mich in ein Gebiet verlocken, das dem heutigen Tage ferner liegt. Wollen wir uns an Goethes launigernstes Wort erinnern: „Wunderliches Volk, die Deutschen! Sollten doch froh sein, zwei solche Kerle zu besitzen, wie Schiller ist, und wie ich bin; statt dessen machen sie uns zum Zankapfel,

[1] Wolfgang Menzel, geb. 1798 zu Waldenburg in Schlesien, gest. 1873 zu Stuttgart, griff Goethe in seiner Geschichte der deutschen Literatur heftig an.

und statt uns beide harmlos zu genießen, streiten sie sich auf Tod und Leben, wer von uns beiden mehr wert sei!" Wir handeln weise, wenn wir diesem Winke folgen und keinen dieser Geister auf Kosten eines andern preisen. Gewiß waren beide grundverschiedene Geister. Schiller suchte das Besondere zum Allgemeinen und wurde dadurch allegorisch. Goethe schaute das Allgemeine im Besondern und erhielt das Allgemeine zugleich mit; Schiller schuf seine Ideale aus der Fülle seines Geistes und Gemütes, Goethe entlehnte sie nur aus Natur und Wirklichkeit und gestaltete sie nach seinen dichterischen Zwecken; Schiller gefiel sich in schwungvollem Schmuck, Goethe in natürlicher Einfachheit; Schiller versenkte sich gern in die Tiefen der menschlichen Philosophie und stärkte durch sie sein Denken, Fühlen und Wollen, Goethe ruhte lieber am Busen der von Gott geschaffenen und schaffenden Natur, beschauend, ergründend, genießend. Wer immer nur das eine, diese letztere Art, gelten läßt als wahre Poesie — vielleicht behält er recht vor dem Richterstuhl einer streng wissenschaftlichen Kunstlehre; die Freunde der Kunst aber gewinnen unstreitig, wenn sie beides, Schillers und Goethes Weise, nur für zwei verschiedene Wege zu einem Tempel halten dürfen, die so gleich berechtigt und gleich anmutig sind, wie es die Kunstschönheit neben der Naturschönheit, wie es die vollkommene Männergestalt neben dem gleich vollkommenen Frauenbild, wie es der Tageshimmel neben dem Sternenhimmel ist.

Wunderbar wohltuend bei der Grundverschiedenheit dieser beiden Geister ist der Einklang ihrer Seelen, ihre ungetrübte Freundschaft. Jeder schien am andern das zu verehren, was er an sich selbst vermißte, und die eigene Natur auf diesem Wege ergänzen zu wollen. Solche Nebenbuhler ohne Neid sind ein wahres Götterschauspiel. Auch jedermann weiß, daß sie — der seltenste Fall und die schwerste Aufgabe im Reiche der Dichtkunst! — in ihren Schöpfungen sich unterstützen. In „Wallensteins Lager" atmen Hauche des Goetheschen Lebens, in „Hermann und Dorothea" weht Schillerscher Geist. Selbst jene freiwillige Unterordnung des jüngeren Meisters unter den älteren macht auf jeden, dem unbedingte Freiheit nicht das allerhöchste Gut, vollkommenes Selbstvertrauen und Unabhängigkeitsgefühl nicht die erste Tugend scheint, einen wohltätigen, oft

selbst rührenden Eindruck. Als zwei Fürsten, die gemeinsam, in Eintracht, ohne Eifersucht die deutsche Dichtkunst und deren Verehrer beherrschten, so stehen beide da in der Kunstgeschichte, so sind sie in der ruhmreichen Stadt ihres gemeinsamen Wirkens vom sinnigen Künstler hingestellt, auf einem Sockel,[1] sich wechselseitig den Lorbeerkranz zuerkennend, so werden sie auch gemeinsam in aller Zukunft wandeln als zwei gleich große Dichter.

Was ihn uns Deutschen noch besonders wert macht, ist seine bürgerliche Sittlichkeit. Andern Völkern wird es leichter, über dem großen Mann den kleinen Menschen, über den bewundernswerten Erfolgen die verächtlichen Mittel und Wege, über der genialen Ungebundenheit die Sünden gegen bürgerliche Zucht und Ordnung zu vergessen und zu verzeihen, und der schreiendste Meineid heißt nur so lange verwerflich, als sein Erfolg noch schwankt; nach dem Erfolg gilt er als Heldentat — gleich als entschuldige die Staatskunst, gleich als adele der Gewinn das, was ohne das Gelingen Abscheu erregt. Anders fühlt das deutsche Gemüt, und es bedarf entweder einer sittlichen Entartung oder eines künstlichen Aufschwungs zu weltgeschichtlichen Anschauungen, um an eine sogenannte höhere Moral zu glauben, ganz verschieden und oft im Zwiespalt mit jener gemeinbürgerlichen Sittlichkeit, die uns als Knaben einst in der christlichen Kinderlehre eingeprägt wurde. War Schiller als Dichter ein Idealist, der immer — mehr, als mancher gut hieß — in den höchsten Höhen schwebte, so hielt er sich als Mensch streng im Kreise der bürgerlichen Sitte.

Während neben ihm der Hofmann, der Staatsmann, der Weltmann Goethe, mit äußeren Gütern gesegnet, ein behagliches, ja glänzendes Leben führte, teilte Schiller mit vielen seinesgleichen das Los, bei der Teilung der Welt zu spät erschienen zu sein und Künstlers Erdenwallen mit dessen irdischen Entbehrungen und Sorgen darzustellen. Doch Dank dem Schicksal! Wenigstens durfte er nie ein Gegenstand des niederdrückenden Mitleids sein, wie es mancher Dichter vor und neben ihm ohne Schuld oder durch Schuld geworden ist. Mit einem Worte, er gab das Bild eines unbescholtenen

[1] Rietschels Doppelmonument Schillers und Goethes in Weimar.

Familienvaters, der so wie andere sich auf stete Arbeit und ehrlichen Erwerb angewiesen sah und sein höchstes Lebensglück im Kreis einer ebenbürtigen Gattin und teurer Kinder fand. Diesen Stand und diesen Sinn weiß der Deutsche mehr als manch anderes Volk zu schätzen, und diese Bürgerlichkeit seines Lebens, von ihrem Zerrbild, dem Spießbürgertum, himmelweit verschieden, zieht sich, ohne dem Schwunge seines hochadligen Geistes Eintrag zu tun, wie der rote Faden des Segels durch sein innerstes Wesen; sie ist's, die ihn zu unserem volkstümlichen Dichter stempelt. So sag' ich, nicht zu unserem Volksdichter; denn dieser muß auch den unteren Schichten verständlich sein und herabsteigend auch das rohe Gemüt erfassen können, ein herrlicher Beruf, wenn er sich nicht beschränkt, dem rohen Geschmack zu schmeicheln. Aber das war nicht Schillers Beruf und Kunst. Seine Dichtung spricht zu den Gebildeten wie zu den Halbgebildeten, die nach weiterer Bildung dürsten. Oder gibt sich Schillers Volkstümlichkeit noch nicht genug in dem Sprachgebrauche kund, der von selbst, ohne von Wissenschaft und Kunstlehre gebildet und festgesetzt zu sein, zur Herrschaft gelangt ist? Denn wen nennen wir den Dichterfürsten? Nicht ihn, sondern Goethe. Und was ist Schiller? Ihn nennen wir unseren Dichter. Jedem seine Ehre, aber eine verschiedene, wie sie jedem zukommt! Der eine steht ehrfurchtgebietend über uns wie ein Fürst, der andere tritt uns zugleich traulich nahe wie ein Freund.

Und sowenig Goethes hoher Stand seiner Hochachtung schadete, so unstreitbar half Schillers bescheidene Stellung ihn zum Liebling seiner Nation machen.

Steht demnach Schiller schon durch sein äußeres Leben und seine sittliche Würde der Mehrzahl unserer Nation näher, so mehr noch durch die ideale Sittlichkeit seiner Dichtungen. Es würde, wo nicht vermessen, doch wenigstens anmaßend lauten, für uns Deutsche auf Kosten anderer Völker eine größere Sittlichkeit im Leben zu beanspruchen; aber eines steht fest: der christlichen Sittenlehre mit ihren Grundlagen, Gottesfurcht im Herzen und Wahrhaftigkeit im Handeln, ist das germanische Volksbewußtsein treuer geblieben als unsere Grenznachbarn im Süden und im Westen. Denn diese halten wohl mit ritterlichem Sinne die Ehre höher als Gut und Leben,

aber nicht zugleich, wie Sittlichkeit und Christentum gebieten, die unsichtbare Ehre vor Gott höher als die sichtbare vor den Menschen; ihre Sitte bringt der persönlichen Achtung, wenn diese gefährdet ist, unbedenklich Recht und Wahrheit zum Opfer, ohne Verdammnis oder Mißbilligung fürchten zu müssen. Zu dieser Art Ehrgefühl darf kein Deutscher sich laut und ungescheut bekennen, ohne sittenlos zu heißen. Wahrheit, Gerechtigkeit, Gottesfurcht sind bei uns gottlob noch Mächte, die sich, wenn auch oft durch Handlungen verletzt, doch von der Volksmeinung geehrt, nicht von der Kirche allein anerkannt und gefeiert sehen.

Nun, dieser altdeutschen Sittenlehre, die der Welsche von jeher als eine hausbackene belächelte, der Herzenseinfalt, Wahrhaftigkeit und Treue, huldigte auch Schiller; ihr Geist durchzieht und beherrscht jetzt noch seine Dichtungen, wie er im Leben ihn beseelte. Niemand von uns wird seine „Götter Griechenlands“, einst ein Ärgernis frommer Seelen, unsittlich nennen, als wünsche er, der Dichter, eine Rückkehr zum Heidentum. Ist's ja doch das unbestrittene Recht der Dichtkunst, des Bühnendichters vor allen, sich bis zur Täuschung in eine fremde Natur, in deren Denken und Fühlen zu versetzen, und je mehr er mit der Verleugnung seines Selbst täuscht, desto größer der Triumph seiner Kunst.

Man sagt dem deutschen Geschmack nach, er zeige mehr Sinn für den Stoff als für die Form; kein Zauber der Verskunst und der Dichtersprache vermöge ihn für einen nichtigen Inhalt zu entschädigen oder mit einem unsittlichen zu versöhnen; eine Einseitigkeit gewiß, falls das Urteil richtig, doch keine mehr beklagenswerte als ihr Gegenteil, die Überschätzung der schönen Form zum Schaden des sittlichen Inhalts; denn das Schöne bildet den Schmuck des irdischen, das Gute zugleich den endlichen Zweck des ewigen Lebens.

Diesem Bedürfnis des vaterländischen Geschmacks, überall einen sittlichen Hintergrund zu erkennen, nicht bloß anschauliche Sittengemälde, sondern Stoffe mit sittlichem Gehalt und Endziel sich vorgeführt zu sehen, diesem entsprach der achtungswerte Iffland[1] mit dauerndem Erfolg, so sehr er auch

[1] August Wilhelm Iffland, Schauspieler, Theaterdirektor und Dramatiker, geb. 1759 in Hannover, gest. 1814 in Berlin.

nach Stoff und Form auf dichterische Schwungkraft verzichtete; demselben Bedürfnis trotzte ein phantasiereicher Bühnendichter,[1] dessen Namen zu nennen an einem Schillerfest nicht ziemt; er mit seiner bald unverhohlenen, bald übertünchten Unsittlichkeit wirkte seiner Zeit auf die rohe Lachlust und die weinerliche oder gleisnerische Empfindsamkeit. Für Schiller blieb der Ruhm vorbehalten, eine höhere Aufgabe zu lösen. Ifflands „Jäger" hatten Unterhaltung und Befriedigung gewährt, Schillers „Räuber" hatten den stürmischen Beifall der leidenschaftlichen Jugend errungen, Schillers „Wallenstein" aber setzte alles, alt und jung, die Männerwelt und die Frauenwelt, die Kunstkenner und die Kunstfreunde und alles, was außer dem Heitern und Schönen zugleich auch für das Erhabene Empfänglichkeit besaß, in eine neue, fast unbekannte Bewunderung und Begeisterung. Des war ich selbst Zeuge, kein eidesmündiger freilich; ich wohnte als Knabe, neben des sitzenden Schillers Knie stehend, der Aufführung bei. Und spricht sich diese Begeisterung heute nicht mehr so laut aus wie vor sechzig Jahren, so hat sie jetzt, seit ihrem Gegenstand der überwältigende Reiz der überraschenden Neuheit abgeht, nur an Ruhe zugenommen, ohne in Lauheit überzugehen; sie gleicht einer gereiften Frauenschönheit, der naturgemäß die frischen Reize der aufblühenden Jungfrau fehlen.

Heiterkeit suchen wir im Lustspiel, ein ernsteres Lebensbild im Schauspiel, aber im Trauerspiel eine Stimmung, die durch die Anschauung des Lebens uns über das Leben erhebt. Schiller hat sich in allen drei Aufgaben mit Glück versucht, im Trauerspiel aber den Kranz gewonnen. In seinen Meisterstücken läßt er das Walten einer göttlichen Gerechtigkeit erscheinen, die keiner menschlichen Verschuldung hindernd entgegentritt, aber auch keine Schuld ungestraft läßt, zum erhebenden Trost für den Beschauer, daß, solange Gott lebt, das Böse nie dauernden Sieg über das Gute davonträgt. Sowenig dieser künstlerische Zweck eine Schablone für alle Trauerspiele aller Völker und aller Zeiten sein soll, in den Schillerschen zeigt

[1] August v. Kotzebue, geb. 1761 in Weimar, gest. 1819 in Mannheim, „einer der fruchtbarsten und gewandtesten, aber auch oberflächlichsten und charakterlosesten Schriftsteller".

er sich insgesamt als gemeinsamer Leitstern. Diese fromme Seelenstimmung dient einer noch erhabneren Sittlichkeit, als sie das vollendetste Schauspiel darstellen kann und darf, und findet im deutschen Volke noch immer einen fruchtbaren Boden. Es dient uns zur Genugtuung, daß der falsche Piccolomini mit der Verödung seines Hauses seine heuchlerische Freundschaft büßt, hart genug büßt, um noch schwerer bestraft zu erscheinen als sein verratener Freund, und daß die herzlose Königin von England am Schluß, alsbald nach ihrem unrechtmäßig errungenen Triumph über die gemordete Schwester, verlassen von ihren Freunden, ihrer Ehre, ihrer Seelenruhe dasteht; „denn jede Schuld rächt sich auf Erden".

Aber wer verbürgt uns, daß Schiller mit dieser erhabenen Kunstauffassung neben der kleinen Zahl von Kunstkennern auch die Masse der bloßen Kunstfreunde hingerissen hätte? Daß es geschah, das war das Werk jenes zweiten in demselben Schiller lebenden Dichters, der — wie ich im Eingang gedachte — die aufgeregten Gefühle seiner Mitwelt teilte und in das Leben und die Gegenwart eingriff. Er atmete die Luft jener Zeit, die die überrheinische Umwälzung vorbereitete, mit dieser verlief und ihr zunächst folgte. Die Verkennung und Leugnung der allgemeinen Menschenrechte, von manchem Fürsten jener Zeit ungestraft geübt, von vielen Völkern hoffnungslos erduldet, empörte sein Gemüt und erhielt sein Blut in Wallung. Er bekannte sich zu den Freisinnigen seiner Zeit, handgreiflich genug in der Art, wie Kosinsky [1] sein haarsträubendes Schicksal erzählt, das ihm nur eine unbeschränkte Tyrannenmacht zu bereiten vermochte, dann, wie des deutschen Fürsten [2] gedacht wird, der seine eigenen Untertanen um schnödes Geld verkaufte, um auswärtigen Machthabern im heißen Afrika oder jenseits des Weltmeers für fremde Zwecke zu dienen, zu bluten und zu sterben, ein unglaublicher Greuel, der auch in des geistesverwandten Schubart [3] Liedern widerhallte und jedes freie

---

[1] Kosinsky, Person in Schillers „Räubern", 3. Akt, 2. Auftritt.

[2] Herzog Karl Eugen von Württemberg und Landgraf Friedrich II. von Hessen in den Jahren 1776—1784. (Schillers „Kabale und Liebe", 2. Akt, 2. Scene.)

[3] Daniel Schubart (1739—1791) büßte seine Freimütigkeit mit zehnjähriger Gefangenschaft auf der Festung Hohenasperg.

Herz empörte. Diesem allgemeinen Gefühl der Entrüstung und der stillen Sehnsucht nach Befreiung und vernünftiger Freiheit gaben Schillers Erstlingsdramen lauten Ausdruck. Das zündete; Tatsächliches, auch ohne die damals schon verbrauchten Schlagwörter von Freiheit und Gleichheit und allgemeinen Menschenrechten. Ruhiger zwar gestaltete sich derselbe Freiheitssinn in seiner Altersreife, maßvoller erschien er in seinen Meisterwerken; aber niemals hat er seinen glühenden Haß gegen Gewaltherrschaft verleugnet, weder im „Don Carlos", noch im „Wallenstein", noch im „Tell", seinem Schwanengesange, der die Schmach einer Fremdherrschaft zur Anschauung brachte, gleich als wollte er für die Befreiungskriege vorbereiten, noch ehe die Knechtung vollendet war. Was diese Bühnenhelden in Schillers Auftrag aussprechen, das sind vielfach teils prophetische Worte, die unter unseren Augen sich allgemein erfüllen, teils fruchtbare Samenkörner, die für uns aufgehen; sie sollen und werden uns ewig an den Sämann erinnern und uns gegen ihn dankbar für seinen Anteil an der Neugestaltung unserer Zeit finden.

Wenn also Schiller durch die Sittlichkeit seiner Stoffe und deren Behandlung seine Deutschen befriedigt, verlangt er vielleicht dafür mehr Nachsicht mit den Mängeln seiner Form?

Wohl hat es da nicht an strengen Richterstimmen gefehlt, die seine Sprache schwülstig, seine Verse nachlässig, seine Reimkunst unrein nannten. Sie, Verehrteste, erwarten hier keine Prüfung oder Widerlegung dieser Anklagen. Angenommen, nicht zugestanden, sie wären begründet, und Schillers Verskunst besäße nicht die vollendete Rundung von Platens Muse, was dann? Wie Shakespeares kräftiger Mercutio[1] die Fechter haßt, „die nach dem Rechenbuch fechten", so sehen wir auch in Schiller keinen Dichter, der nach dem Rechenbuch Verse baute und reimte. Und doch — wie viele seiner Verse leben im Munde seines Volkes und erfreuen jeden durch ihren Wohlklang nicht minder als durch ihren Tiefsinn! Er war kein großer Sprachforscher, kein umfassender Sprachkenner, kein gelernter Musiker noch Metriker, und doch besaß er eine natürliche Gewalt über die Sprache wie wenige und eine

[1] „Romeo und Julia", 3. Akt, 1. Scene.

Beredsamkeit, die, um mit und nach ihm selbst zu sprechen, bald „mit süßer Rede schmeichlerischem Ton lockte“, bald „einen Donnerkeil im Munde führte“. Und wie im großen, so wußte er mit dieser Kunst der Rede auch durch die unscheinbarsten Mittel, jedoch auch dann kraft seiner Bekanntschaft und eigenen Gleichartigkeit mit dem deutschen Gemüt und dessen Tiefen, stets den unmittelbarsten Weg zum Herzen zu finden. Wenn Wallenstein seinen zärtlich geliebten Freund bei sich zurückzuhalten bemüht ist: „Max, bleibe bei mir, geh nicht von mir, Max!“ und dann: „Max, du kannst mich nicht verlassen! ich mag's und will's nicht glauben, daß mich der Max verlassen kann!“ da fühlt sich jedes Gemüt ergriffen von dieser gehäuften, an sich entbehrlichen Wiederholung des geliebten Namens. So ist's, mein' ich; warum es so ist, den Grund dieses Zaubers, der uns rührt, den mag die Wissenschaft der Seelenkunde enthüllen. Soll ich nun doch die unvergleichliche Kunst erwähnen, wie er in den Dramen vaterländischen Stoffes auch die eigensten Eigenheiten der deutschen Sprache treu und wirkungsreich vernehmen läßt, wie Wallenstein und seine Generale in derb deutscher Redeweise sprechen und Tells Landsleute in ungewohnten Ausdrücken. die den Schweizer anheimeln und den Nichtschweizer mitten in die Schweiz versetzen, und das alles mit Takt und mit Maß, ohne je die Würde des Dramas zu verletzen und ohne die Absicht merken zu lassen, die verstimmen würde?

Auch die Frauenideale, die Schiller wetteifernd mit Goethe schuf, gewannen ihm die Herzen des deutschen Volkes, nicht bloß der Frauenwelt. An Verehrung des schönen Geschlechts blieb auch das Altertum nicht zurück, und im Ruhme ritterlicher Huldigung und Ergebenheit glaubte auch das Romanentum, in Frankreich besonders, uns rauheren Germanen eher voran- als nachzustehen. Und doch, welch ein Unterschied in dieser Verehrung! Jene feiern mit Vorliebe die weibliche Schönheit und anderes, was den Mann vergnügt, und darum, weil es den Mann vergnügt; hierin erkennen sie den Hauptwert des Weibes, und darum verlohnt es sich in ihren Augen, um die Frauengunst mit jeglichem Opfer zu werben. Unendlich höher achten wir das weibliche Geschlecht. Zwar will auch unser Dichter die Frauen darum geehrt wissen, weil sie

„himmlische Rosen ins irdische Leben flechten“, aber nicht darum allein, nicht bloß um das, was sie tun, auch um das, was sie sind, was sie an und in sich sind. Die unergründliche, seelenvolle, innige, sinnige Natur des weiblichen Gemütes, seine selbstlose, aufopferungsfreudige, unendliche Liebe, seine innerliche Schönheit, neben der der größte Liebreiz samt Witz und Geist und Geistesbildung nur als leichte Zugabe erscheint — sie ist das, was Schiller und Goethe mit der Romantik wetteifend am liebsten ins Auge fassen. Aber lassen Sie mich bei dieser leisen Andeutung eines unerschöpflichen Stoffes stehen bleiben und nur den Namen Thekla, für die „sich das Spiel des Lebens heiter ansieht, weil sie den innern Schatz im Herzen trägt, und die, nachdem sie es gemustert, zu ihrem schönern Eigentum zurückkehrt“, oder die Namen Elisabeth von Frankreich[1] und Johanna von Orleans, ja selbst die edle Königin Maria von Schottland nennen. Diese Gestalten mögen Zeugnis geben, wie Schiller das Frauenherz in seinen tiefsten Tiefen kannte und ehrte und es mit ebensoviel Liebe als Kunst von seinen schönsten Seiten darstellte.

Schillers deutsches Wesen in dessen ganzer Eigentümlichkeit machte ihn zum verständlichen und leicht zugänglichen Lieblinge des Volkes, nicht bloß der Hochgebildeten. Doch war ihm Deutschland nicht die Welt, deutsche Dichtkunst nicht ein vollgültiger Ersatz für all das Treffliche, was auch die Fremde bot. Deshalb verleugnete er zu Zeiten die eigene Schöpferkraft, um verwandte Geister des Auslands und der Vorzeit bei uns einzubürgern; Athens Euripides und Britanniens Shakespeare, Frankreichs Racine[2] und Italiens Gozzi[3] hielt er wert, auch unter uns neben ihm und Goethe und Lessing zu glänzen. So tat er das Seinige, um das Deutschtum vor jeder Selbstüberschätzung und jeder Einseitigkeit zu bewahren, die an unseren westlichen Nachbarn sich mit Beschränktheit ihres Blickes und Schönheitssinnes gerächt hat und ferner rächen wird, bis sie ihrem stolzen Glauben an den französischen

[1] Elisabeth von Valois in „Don Carlos“.

[2] Jean Racine, französischer Dramatiker (1639—1699).

[3] Carlo Gozzi, italienischer Lustspieldichter (1722—1806). Gemeint sind „Phädra“ und „Turandot“.

Geschmack als den einzig wahren entsagen und nach Deutschlands Beispiel auch fremder Größe ein unbefangenes Auge zuwenden. Wenn Schillers eigene Schöpfungen ihm einen Wert verleihen, den wir bewundern wie eine Himmelsgabe, so zählt ihm seine Übertragung des „Macbeth“ und der „Phädra“ zugleich als ein Verdienst, mit dem er auch seine echtdeutsche Natur bekundet hat, und für das wir ihm Dank schulden.

Hier steh' ich am Schluß meines Vortrags, mit nichten an der Grenze meines Stoffes. Das Endziel ward mir gesteckt teils durch das Gefühl, nicht zu Ihrem Lehrer, nur zum Dolmetsch Ihrer Empfindungen hierher berufen zu sein, teils durch das Bewußtsein, daß der Erschöpfung eines Stoffes auch die Sättigung folgen würde, eine Sättigung, die so leicht zur Übersättigung führt.

Waren meine bisherigen Worte bestimmt, in Ihrer aller Herzen, Verehrteste, wohltätige Erinnerungen an unseren Meister hervorrufen, so darf ich zum Schluß auch ein besonderes Wort an Sie richten, teure Kommilitonen, einen herzlichen Wunsch für Sie, eine dringende Bitte an Sie, oder auch, was meinem Lehrerberuf zusteht, eine freundliche Ermahnung: Halten Sie unseren Friedrich Schiller auch fernerhin in Ehren Ihr Leben lang! Nennen Sie diese Aufforderung keine unnötige, gleich als wenn Ihre Ansicht bereits unerschütterlich, Ihr Gefühl unwandelbar sei. Denn wer steht, der sehe zu, daß er nicht falle! Ihr Geist, Ihr ganzes Wesen ist noch in der Entwicklung begriffen, in einem Werden, um das wir älteren Männer Sie beneiden dürften, wenn nicht auch das Alter und der Stillstand seinen Wert behauptete. „Gar schön ist's, alt zu sein; nicht alt sein, ist gleichfalls schön,“ sagt ein alter Dichter. Aber wehe Ihnen, wenn Sie im zwanzigsten Jahre das bereits erreicht hätten, was uns Fünfzigern und Sechzigern wohl ansteht, Festigkeit und Abgeschlossenheit in jeder Lebensansicht. Sie sind zu altersreif, um dieses Wort mißzuverstehen oder zu mißdeuten. Einer festen Grundlage bedarf jeder aufsteigende Prachtbau, und auch ein geistiges Streben kann fester Grundsätze nicht entbehren; aber wenn Ihr ganzes Wesen einem bereits fertigen Gebäude gliche, so wäre das Unnatur, und Sie hätten damit aufgehört jung zu sein. Endloses Streben ist alleiniges Leben.

Sie sind, meine ich, großenteils in Umgebungen groß geworden, in denen Friedrich Schiller noch als großer Dichter galt, als geeignet, unsere deutsche Jugend zu erziehen und die deutsche Welt erfreuen zu helfen. Herweghs[1] berühmtes Wort: „Wozu Schiller und Goethe noch für uns?“ hat wenigstens in den Gegenden, die wir übersehen, keinen Widerhall gefunden, keinen Erfolg erlebt. Allein wie leicht führt Ihre Fortbildung oder Ihr Beruf Sie in Kreise, wo Herweghs Wort auf Gleichgesinnte stieß, die Ihre Liebe und Bewunderung ein blindes Vorurteil aus der Knabenzeit schelten. Da gilt es, sich nicht irren zu lassen in seiner Jugendliebe. Allein der Gefahr, auch irre zu werden, dürfen Sie nicht ausweichen. Und da ziemt und hilft es nicht, das Ohr zu verschließen, sich hinter das Gefühl zu verschanzen, die Gleichberechtigung des verschiedensten Geschmacks einzuräumen und so einen schnellen Frieden zu schließen. Denn ich wiederhole Ihnen, es sind nicht eben schlechte Leute, die, unfähig, sich zu des Dichters Größe zu erheben, ihn nur anbellen und in den Staub ziehen möchten; nein, es gab lange vor Herwegh, es gibt und wird auch ohne sein Losungswort noch künftig Männer geben, die von einem festen Standpunkt aus in ehrenvollster Überzeugungstreue seine Dichtungsweise befehden, ohne sie darum zu verachten. Gegen diese gilt es, wenn Sie dem Freunde Ihrer Jugend treu zu bleiben wünschen, gewappnet zu sein. Die glühendste Begeisterung schützt Sie da nicht, Sie müssen das Schlachtfeld gründlich kennen, um den Waffen des gegnerischen Geschmacks standzuhalten. Um das zu können, dazu bedarf es mancher Wissenschaft und Bildung, vor allem aber einer nicht bloß flüchtigen Jugendbekanntschaft mit dem Dichter selbst, nein, einer vertrauten Lebensfreundschaft mit ihm, der den Geist immer neu belebt und lehrt und dem Gemüt um so inniger sich anschließt, je treulicher wir ihm anhangen und je zudringlicher wir ihn suchen. Verschmähen Sie das nicht, meine Freunde! Erringen Sie die Herrschaft über das, was er uns gab, dann wird das, was er war, sein Geist, wenn auch keine Herrschaft über Sie,

[1] Georg Herwegh, der hervorragendste unter den deutschen politischen Lyrikern der vierziger Jahre, geb. 1817 in Stuttgart, gest. 1875 in Lichtenthal bei Baden-Baden.

doch einen Einfluß auf Sie üben, der sich als Wohltat und Förderung fühlt. Wer dem „wunderbaren Mädchen aus der Fremde, das die Herzen weit zu machen versteht,“ nicht Unterhaltung, sondern Bildung danken will, der darf wohl ihre verschiedenen Gebiete durchwandern, Dichter aller Art begrüßen, mit vielen Freundschaft schließen, aber will er nicht durch ewiges Wandern selbst ein Heimatloser werden, dann muß er irgendwo sich auch eine ständige Hütte bauen, muß zu wenigen oder auch nur zu einem als zu seinem erkorenen Liebling und erprobten Herzensfreund für und für zurückkehren. Schiller ist für viele dieser eine geworden und geblieben, und ich selbst weiß, was und wieviel ich meinem sechzigjährigen Umgang mit ihm verdanke, jenem Dichter und Menschen, dessen innerstes Wesen sein Freund, der Dichterfürst, mit einem heute allenthalben wiedertönenden Worte malt:

„Hinter ihm in wesenlosem Scheine
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine.“

Ihnen, meine Freunde, gönne ich die gleiche wohltätige Erfahrung; diese sich in Wirklichkeit anzueignen, steht in Ihrer Hand.

O möchte dieser Tag mit seiner weitverbreiteten Feier den alten Glauben bewähren, daß der lauten Begeisterung, wenn sie zugleich eine lautere ist, eine Ansteckungskraft innewohne! Lassen Sie wenigstens uns, verehrte Anwesende, die wir aus unserem Dichter Nahrung sogen, aus ihm bald wohltuende Heiterkeit, bald künstlerischen Genuß, bald erhebende Erbauung schöpften, uns, die wir ihm heute unsere Huldigung darbringen, lassen Sie uns alle, alle, solange wir leben, für Friedrich Schiller Propaganda[1] machen zu unserer eigenen Freude, zum Frommen des nachwachsenden Geschlechts und zu Deutschlands Ehre.

[1] Propaganda machen = für die Ausbreitung wirken, Anhänger werben.

Franz Grillparzer.[1]

Rede am Grabe Beethovens.[2]

Indem wir hier am Grabe des Verblichenen stehen, sind wir gleichsam die Repräsentanten einer ganzen Nation, des deutschen gesamten Volkes, trauernd über den Fall der einen hochgefeierten Hälfte dessen, was uns übrig blieb von dem dahingeschwundenen Glanz heimischer Kunst, vaterländischer Geistesblüte. Noch lebt zwar — und möge er lange leben! — der Held des Sanges in deutscher Sprache und Zunge;[3] aber der letzte Meister des tönenden Liedes, der Tonkunst holder Mund, der Erbe und Erweiterer von Händel und Bachs, von Haydn und Mozarts[4] unsterblichem Ruhme hat ausgelebt, und wir stehen weinend an den zerrissenen Saiten des verklungenen Spiels.

Des verklungenen Spiels! Laßt mich ihn so nennen! Denn ein Künstler war er, und was er war, war er nur durch die Kunst. Des Lebens Stacheln hatten tief ihn verwundet, und wie der Schiffbrüchige das Ufer umklammert, so floh er in deinen Arm, o du des Guten und Wahren gleich herrliche Schwester, des Leidens Trösterin, von oben stammende Kunst. Fest hielt er an dir, und selbst als die Pforte geschlossen war, durch die du eingetreten bei ihm und

---

[1] Franz Grillparzer, geb. 1791 in Wien, gest. 1872 daselbst. Die von ihm verfaßte Rede wurde am 29. März 1827 von dem Schauspieler Anschütz am Grabe Beethovens gehalten.

[2] Ludwig van Beethoven, der größte deutsche Tondichter, geb. 1770 zu Bonn, gest. 1827 in Wien.

[3] Goethe.

[4] Des Wohlklanges wegen ist bei den Namen Händel und Haydn das s des Genitivs weggelassen.

G. Fr. Händel, geb. 1685 zu Halle a. S., gest. 1759 in London, ist durch seine Oratorien berühmt.

Joh. Seb. Bach, der Meister klassischer Musik, geb. 1685 zu Eisenach, gest. 1750 zu Leipzig.

Jos. Haydn, geb. 1732 in Rohrau (Niederösterreich), gest. 1809 in Wien.

Wolfg. Amad. Mozart, geb. 1756 in Salzburg, gest. 1791 in Wien.

sprachst zu ihm, als er blind geworden war für deine Züge durch sein taubes Ohr, trug er noch immer dein Bild im Herzen, und als er starb, lag's noch auf seiner Brust. Ein Künstler war er, und wer steht auf neben ihm?

Wie der Behemot[1] die Meere durchstürmt, so durchflog er die Grenzen seiner Kunst. Vom Girren der Taube bis zum Rollen des Donners, von der spitzfindigsten Verwebung eigensinniger Kunstmittel bis zu dem furchtbaren Punkt, wo das Gebildete übergeht in die regellose Willkür streitender Naturgewalten, alles hatte er durchmessen, alles erfaßt. Der nach ihm kommt, wird nicht fortsetzen, er wird anfangen müssen; denn sein Vorgänger hörte nur auf, wo die Kunst aufhört.

Adelaide und Leonore! Feier der Helden von Vittoria und des Meßopfers demütiges Lied.[2] — Kinder ihr der drei- und viergeteilten Stimmen! brausende Symphonie: „Freude, schöner Götterfunken," du Schwanengesang![3] Muse des Liedes und des Saitenspiels: stellt euch rings um sein Grab und bestreut's mit Lorbeeren!

Ein Künstler war er, aber auch ein Mensch, Mensch in jedem, im höchsten Sinne. Weil er von der Welt sich abschloß, nannten sie ihn feindselig, und weil er der Empfindung aus dem Wege ging, gefühllos. Ach, wer sich hart weiß, der flieht nicht! Die feinsten Spitzen sind es, die am leichtesten sich abstumpfen und biegen oder brechen. Das Übermaß der Empfindung weicht der Empfindung aus! Er floh die Welt, weil er in dem ganzen Bereiche seines liebenden Gemüts keine Waffe fand, sich ihr zu widersetzen. Er entzog sich den

---

[1] Behemot. Im Buche Job, 40. Kap. 10—19, wird ein riesiges Tier beschrieben, das diesen Namen führt.

[2] Adelaide ist ein berühmtes, tief empfundenes Lied. Der Text ist von Matthison.

Beethovens Oper „Fidelio" erschien 1805 in erster Bearbeitung als „Lenore".

„Die Schlacht bei Vittoria" ist ein berühmtes Instrumentalwerk zur Feier des Sieges Wellingtons über die Franzosen bei Vittoria, 1813.

Die „Missa solemnis", ein Hauptwerk Beethovens, erschien 1822. Er hielt sie für sein bestes Werk.

[3] Als Beethovens Schwanengesang gilt die IX. Symphonie in D-moll.

Menschen, nachdem er ihnen alles gegeben und nichts dafür empfangen hatte. Er blieb einsam, weil er kein zweites Ich fand. Aber bis an sein Grab bewahrte er ein menschliches Herz allen Menschen, ein väterliches den Seinen, Gut und Blut der ganzen Welt.

So war er, so starb er, so wird er leben für alle Zeiten.

Ihr aber, die ihr unserem Geleite gefolgt seid bis hierher, gebietet eurem Schmerz! Nicht verloren habt ihr ihn, ihr habt ihn gewonnen. Kein Lebendiger tritt in die Hallen der Unsterblichkeit ein. Der Leib muß fallen, dann erst öffnen sich ihre Pforten. Den ihr betrauert, er steht von nun an unter den Großen aller Zeiten, unantastbar für immer. Drum kehrt nach Hause, betrübt, aber gefaßt! Und wenn euch je im Leben, wie der kommende Sturm, die Gewalt seiner Schöpfungen übermannt, wenn euer Entzücken dahinströmt in der Mitte eines jetzt noch ungebornen Geschlechts, so erinnert euch dieser Stunde und denkt: Wir waren dabei, als sie ihn begruben, und als er starb, haben wir geweint.

Friedrich Jacobs.[1]

Die Bildung der Jugend zur Humanität.

Rede, gehalten im Lyceum zu München am 7. Dezember 1807.

Meine geehrtesten Zuhörer! Indem ich hier zum ersten Male vor Ihnen auftrete, um die ehrenvolle Laufbahn zu beginnen, die mir der Ruf unseres allergnädigsten Königs[2] und seiner erleuchteten Regierung in der Teilnahme an einer

[1] Friedrich Jacobs, ausgezeichneter Humanist und Schriftsteller, geb. 6. Oktober 1764 zu Gotha. Zuerst Gymnasiallehrer und Bibliothekar zu Gotha; 1807 von der bayrischen Regierung als Professor der alten Literatur an das Lyceum nach München berufen, dann Mitglied der Akademie der Wissenschaften und Privatlehrer des Kronprinzen Ludwig; er starb als Oberbibliothekar und Direktor des Münzkabinetts in Gotha den 30. März 1847. Jacobs ist gleich ausgezeichnet als Altertumsforscher, Übersetzer und Belletrist. Seine akademischen Reden sind Meisterstücke der Beredsamkeit.

[2] Maximilian I.

Lehranstalt eröffnet hat, die unter der Leitung der verdienstvollsten Lehrer, in dem Mittelpunkte des Königreichs und am Fuße des Thrones die aufblühende Hoffnung dieses Landes, eine wißbegierige und für alles Gute empfängliche Jugend vereinigt, fühle ich mich durch die schönsten Aussichten in die Zukunft erheitert und von Hoffnungen umringt, die auch ein niedergeschlagenes Gemüt begeistern und erheben könnten. Denn wenn schon der Anblick der unbeseelten Natur in ihrer blühenden Kraft und den Zeiten ihrer Entwicklung selbst ein wenig gebildetes Gemüt lebhaft bewegt und zur Heiterkeit stimmt, wie viel mehr muß uns der Anblick menschlicher Tätigkeit erfreuen, wo sich das Höchste der Natur, wo sich der das Ganze der Welt belebende göttliche Atem kräftig regt; wo sich die schönsten ätherischen Blüten des Geistes entfalten; wo das Schöne sich mit dem Guten zu vermählen strebt und ein gemeinsamer edler und kräftiger Wille den Garten der Menschheit baut! Und wo könnte das Gemüt von froheren Hoffnungen gehoben werden als in dem Kreise einer Jugend, die, aus eigenem edlem Triebe den Wissenschaften geweiht, in den Wissenschaften nur die eigene Bildung sucht, ihr Gemüt mit den edelsten Gesinnungen erfüllt und Schätze sammelt, wie sie das Glück und Gedeihen des Vaterlandes bedarf; in dem Kreise einer Jugend, die sich hier an den Altären der Wissenschaft und Weisheit mit den Gefühlen einer reinen und edlen Vaterlandsliebe, mit der Kraft, Wahrheit und Recht zu verteidigen, mit der Neigung, das Reich des Schönen unter den Menschen überhaupt, vorzüglich aber unter ihren Mitbürgern durch eine freie und edle Gesinnung oder durch würdiges Handeln oder durch belehrende und geistreiche Werke zu erweitern und anzubauen, auf das lebendigste erfüllt, um einst, wenn das Vaterland ihre Dienste fordert, als Lehrer der Religion, als Beschützer des Rechtes, als Führer und Vorbilder der Jugend oder auch als freie Lehrer der Menschheit überhaupt die Wissenschaften in sich und sich durch die Wissenschaften zu ehren und den Ruhm eines alten und ehrwürdigen Volkes den Ansprüchen gleichzustellen, zu denen es die Freigebigkeit der mütterlichen Natur berechtigt hat.

In der freudigen Voraussetzung, in die Mitte einer Jugend gestellt zu sein, die, von solchen Gesinnungen beseelt,

nach solchen Zielen strebt und diesem Streben alle ihre Kräfte zu widmen entschlossen ist, nähere ich mich Ihnen mit dem Vertrauen und Wohlwollen, das ich auch in Ihnen zu erwecken wünsche, und das sich leicht zwischen denen erzeugt, die nur das Gute suchen und frei von Eigennutz und unedler Mißgunst in der gemeinschaftlichen Beförderung der edelsten Zwecke ihr Glück und die Belohnung ihrer Mühe finden. Dieses gemeinschaftliche Streben ist es ja, aus welchem der Jugend schon jene tugendhaften und heiligen Freundschaften aufblühen, die sie mehr als jede andere Gabe des Glücks verschönern und oft auch ein trübes Leben wie ein unvergängliches Morgenrot erleuchten; dieser gemeinsame Wettlauf nach dem Höchsten und Edelsten ist es, der reine Gemüter mit einer unauslöschlichen Begeisterung erfüllt, die oft, wenn sich in der Verworrenheit des Lebens der rechte Weg verbirgt, allein hinreicht, das Dunkel zu zerstreuen und den verlorenen Faden wieder aufzufinden. Aber nicht bloß der Blüte des jugendlichen Alters, auch dem Manne, der sich des Guten erfreut, kann meiner Überzeugung nach kaum irgendwo ein glücklicherer Standpunkt angewiesen werden als in der Mitte des Alters, das sich mit offenem Herzen dem dargebotenen Guten hingibt und, weil es sich noch frei von den Banden des verwirrenden Lebens bewegt, am leichtesten die Höhen idealer Vortrefflichkeit erschwingt. Weit entfernt also, das Schicksal anzuklagen, daß es ihm eine rauhe und freudenlose Laufbahn beschieden habe, wird er keinen andern Diener des Staats um die seinige beneiden oder seine Umgebungen, diese frohe und heitere Jugend, mit den Umgebungen der Könige und ihrer Satrapen vertauschen wollen. Ist nicht jedes reine Herz, das sich ihm öffnet, ein schönerer Anblick als jeder Glanz, mit dem sich der Reichtum umgibt? Bietet ihm nicht jeder gesunde Keim, der seiner Pflege entgegenschwillt, eine Fülle freudiger Hoffnungen dar? Oder kann sich die irdische Macht einer reicheren Ernte von Freuden rühmen als der väterliche Lehrer, wenn er seine Bestrebungen gelingen sieht? Jedes edlere Gemüt ist ihm verwandt; seine Schüler sind seine Freunde; und was das Leben in seinen verschlungeneren Verhältnissen selten bietet, das bietet die Schule, einen Bund reger Kräfte, die mit uneigennütziger Liebe nach einem gemeinsamen Mittelpunkte

des Besten und Edelsten streben: Wetteifer ohne Mißgunst, Freiheit mit Gesetzmäßigkeit, Liebe ohne Eifersucht; mit einem Worte, einen Verein der Humanität, in dem Wissenschaft und Weisheit von den Grazien der Liebe, der Anmut und Schönheit umschlungen wird.

Eine jede Lehranstalt, wenn sie ihren Zweck nicht verfehlen, wenn sie nicht zu einem Arbeitshause herabgewürdigt werden soll, worin mehr um der Strafe als um des Gewinnes willen ein trauriges Tagewerk von seufzenden Sklaven getrieben wird, die jeden Augenblick ihres belasteten Daseins bis zu dem Tage ihrer Befreiung zählen — eine jede Lehranstalt, in der das Wort der Wissenschaft nicht bloß tönen, sondern leben und befruchten soll, muß sich diesem Bilde zu nähern streben, wenn sie es auch bei der Mangelhaftigkeit aller irdischen Dinge nicht vollkommen darstellen kann. Damit aber das Mögliche erreicht werde, muß einem jeden, dem Lehrenden wie dem Lernenden, das Ziel seiner Bestrebungen vor Augen stehen. Daher scheint mir nichts den Pflichten meines Amtes besser zuzusagen, als wenn ich bei dem ersten Eintritt in dasselbe Rechenschaft ablege von den Vorstellungen, die ich von dem Zwecke einer gelehrten Schule hege, teils um die Blicke meiner künftigen Zuhörer auf das zu richten, was ich nach meiner innersten Überzeugung für wahr erkenne, teils auch den Weg zu rechtfertigen, den ich bei meinem Unterrichte zu verfolgen gedenke. Ich habe nicht nötig, bei diesem Gegenstande Ihre Aufmerksamkeit aufzufordern. Er hat eine allgemeine, von allen gebildeten Menschen anerkannte Wichtigkeit, und er muß insbesondere Ihnen wichtig sein, denen er am nächsten liegt, und deren eigenste Gesinnung ich auszusprechen und zu entwickeln wünsche.

Jede höhere Schule soll eine Bildungsanstalt für die ihr Anvertrauten sein, und sie soll sich von andern Kunst- und Gewerbschulen durch die Allgemeinheit des Zweckes unterscheiden, den sie beabsichtigt. Denn wäre ihre Absicht nur darauf gerichtet, die Jugend zu gewissen Geschäften und Fertigkeiten abzurichten oder sie mit einer Masse von Kenntnissen anzufüllen, die dieser Zweck erheischt, und wenn die Geschäfte des Lebens auf den Mechanismus einer Maschine zurückgebracht werden könnten, so wären ohne Zweifel alle Schulen von den

Zeiten des rückkehrenden Lichtes an auf die unverständigste Weise eingerichtet. Ist der Mensch nur bestimmt, gleich dem Tiere von den Früchten des Landes zu zehren und seine Kräfte in irgend einem angewiesenen Kreise bürgerlicher Tätigkeit abzunutzen, ohne je über diese hinauszuschreiten, so wie Äschylus von dem Menschengebilde sagt,[1] eh' es den Funken des göttlichen Feuers in sich aufgenommen, mit Augen begabt, ohne zu sehen, mit Ohren, ohne zu hören — und so in dumpfer Beschränktheit den düsteren Weg des Lebens zu durchwallen, nur um sich einst wieder mit dem Staube zu vermischen, aus dem er hervorgegangen; soll dieses die Bestimmung des Herrn der Schöpfung sein, so ist alles, was seinen Blick für die Ferne schärft oder ein Verlangen in ihm weckt, über die engen Schranken seines dürftigen Seins hinauszugehen, so ist jeder Strahl der Aufklärung, jeder Funke aufstrebender Begeisterung, der in sein Gemüt geworfen wird, nicht eine Wohltat, sondern eine Qual, und die Wohltäter der Menschheit sind jene despotischen Dränger derselben, die jeder Menschenklasse, ja jedem Individuum die Talente und Fertigkeiten vorschreiben, deren es etwa bedarf, um die Maschine des Staates im Gange zu erhalten und dem Sinne der Despoten Genüge zu tun. Nichts würde dann zweckmäßiger sein, als der Mutter das Kind von der Brust zu reißen, ihm, ehe es selbst wählen kann, seine Bestimmung nach Willkür und Kastenzwang anzuweisen, jede fremdartige Neigung in ihm auszurotten und jeden seiner Schritte auf dem engen Pfade zu dem festbestimmten Ziele hinzuwenden. Ein Staat, der sich der Erziehung seiner Bürger auf diese Weise bemächtigte, würde vor dem Ablaufe weniger Menschenalter eine Bevölkerung aufweisen können, in der der Sklavensinn auf das vollkommenste ausgebildet und durch ihn selbst die Fähigkeit eines freien Aufstrebens erloschen wäre. Dieses Verfahren würde allerdings folgerecht zu nennen sein, und diejenigen, die in dem Sinne desselben in der Erziehung der Jugend und ihrem Unterrichte eine frühe Berücksichtigung der Zwecke des bürgerlichen Lebens fordern, werden nie dem Vorwurfe entgehen können, soviel an ihnen liegt, einen Zustand der

[1] In der Tragödie „Prometheus“ V. 447—450.

Gesellschaft herbeizuführen, vor dem die Menschenheit erbebt und dessen Vorstellung schon jedes deutsche Herz mit Abscheu zurückstößt.

Indem nun also die Bildung der Jugend aus diesen engen und unwürdigen Schranken gerettet wird, muß ihr ein höheres, der Freiheit angemesseneres Ziel gesteckt werden. Dieses Ziel kann kein anderes sein als die Menschheit selbst in ihrer Schönheit und Würde. Die Jugend auf die rechte Weise bilden, heißt also sie bilden zur Menschheit — zur Humanität.

Wunderbar ist der Mensch auf die Grenze zweier Welten gestellt. Durch seine sinnliche Natur der Welt der Erscheinungen angehörig, wandelt er mit den Tieren, schwächer als die meisten der Tiere, hilflos und ohne leitenden Instinkt, während das, was in ihm denkt, das, was ihm gebietet, wenn es gilt, jedes irdische Gut zu verschmähen, ja das Leben selbst für nichts zu achten, ihn den Schranken der Sinnenwelt entreißt und ihm einen Platz in der Götterwelt als seiner eigentümlichen Heimat anweist. Diese beiden Naturen — die eine voll zügelloser Ansprüche, die sich jeden Augenblick dreist hervordrängen, die andere mit einer unbeugsamen Würde ausgerüstet, scheinen auf eine unverträgliche Weise gepaart, und von dem Augenblicke ihrer Paarung an scheint das Urteil eines ebenso heillosen als unversöhnlichen Zwistes über sie ausgesprochen. Und so zeigt sich auch die Natur bei denen, die der rechten Bildung ermangeln. In ewigem Zwiespalte mit sich selbst klagen sie die Laune der Gottheit an, die ihnen heftige Triebe gegeben, aber neben dieselben eine trotzige Zuchtmeisterin gesetzt habe, die ihre Befriedigung untersage, und so geschieht es denn oft, daß sie, den inneren Krieg zu schlichten verzweifelnd, sich entweder der Übermacht der Begierden preisgeben oder einer tyrannischen Vernunft das Recht verleihen, jeden Anspruch des sinnlichen Triebes zu unterdrücken und auszurotten. Daß sich dieses Verfahren der Verzweiflung, das trotz seines schroffen Gegensatzes doch nur allzuhäufig in demselben Individuum wahrgenommen wird, selbst als Weisheit auszubringen[1] versucht

[1] ausbringen = unter die Leute bringen, an den Tag legen.

hat, ist hinlänglich bekannt, und die cyrenaische[1] Sittenlehre auf der einen, die stoische auf der andern Seite ist nichts anderes als die zum System erhobene, gewalttätige Einseitigkeit. Aber nie wird sich dieses Verfahren, das den inneren Krieg nicht schlichtet, sondern verewigt, vor dem Urteile einer höheren Weisheit rechtfertigen können. Die Natur, die eine Welt aus dem Chaos hervorgehen ließ und immer die verschiedenartigsten Elemente zur Einheit verschmolzen hat, sie hat auch in dem Menschen eine solche Vereinigung beabsichtigt und hat die entgegengesetzten Naturen in ihm nicht gewaltsam verkettet, sondern vermählt. Wenn sie sich einander durch die Vermittelung der Freiheit nähern, wenn sich die Triebe der sterblichen Natur in den Strahlen der göttlichen läutern und reinigen, wenn sich die göttliche Natur ohne Beeinträchtigung ihrer Würde mit der Hülle der sinnlichen umkleidet und als Charis[2] in ihr, nicht mehr gebieterisch schreckend, sondern durch gemilderten Ernst erfreuend auftritt, da entsteht jene vollkommene und entzückende Harmonie, von der jeder andere Verein der Materie mit dem Geiste nur eine Wiederholung und ein Abglanz zu sein scheint. In dem höchsten Punkte dieser Vereinigung tritt die Menschheit hervor. Der freie Bund des Göttlichen mit dem Irdischen, der freie Zusammenklang der Neigungen und Triebe mit den gesetzlichen Forderungen der Vernunft, die Erscheinung göttlicher Würde in der Gestalt des Edlen und des Erhabenen — dies ist der Menschheit höchster Triumph, und das Ziel ihres Strebens ist eben die Hervorbringung der Humanität, worin der Zwiespalt der streitenden Elemente geschlichtet erscheint.

Die freie, leichte und anmutige Gestalt, in der sich die Humanität der Welt zeigt, führt wohl oft zu dem Wahne, daß sie auch auf einem leichten Wege erlangt werden könne, sowie dem Unkundigen ein vollendetes Werk der Kunst, weil die Spuren der Mühe in ihm ausgetilgt sind, auch ohne Mühe durch den Zauberstab des Willens seines Urhebers

---

[1] Cyrenaische Sittenlehre, die epikureische Schule, gegründet von Aristippus aus Cyrene: Das höchste Gut ist die Lust (ἡδονή); die stoische, begründet durch Zeno aus Citium: Das höchste Gut ist die Tugend, das Laster das einzige Übel; alles andere ist gleichgültig.

[2] Charis (griech.) = Anmut; Göttin der Anmut.

Gegenstände scheinen mögen; aber es ist doch gewiß, daß auch die größte Summe unserer Kenntnisse nur ein unendlich Kleines gegen die Masse dessen ist, was wir nicht wissen; es ist ebenso gewiß, daß ihr Bestand oft zufällig ist, daß vieles heute erwiesen scheint, was morgen in Zweifel genommen und bald darauf gänzlich verworfen wird, daß also das Kapital des Wissens sich vermindern kann, indem wir an seiner Vergrößerung arbeiten, während das Streben nach dem Wissen selbst, das gewissenhafte, eifrige und verständige Lernen einen vom Zufall unabhängigen Wert hat, so wie die sittliche Bildung, ganz unabhängig von dem nützlichen Wissen, für sich selbst vortrefflich und herrlich ist.

Lassen Sie uns jetzt unserem Gegenstande etwas näher treten und einige der Forderungen betrachten, die das Studium der Humanität — denn diesen edlen Namen haben die Alten den Schulwissenschaften mit Recht gegeben — an seine Jünger macht.

Wenn wir das Altertum in seiner würdigsten Gestalt als eine geschlossene Welt des Edelsten und Schönsten betrachten, was der menschliche Geist unter den günstigsten Umständen mit jugendlicher Kraft und männlicher Strenge gebildet hat, als eine Welt der Natur und Kunst, in der sich alles, was das menschliche Gemüt erheben, reinigen und befruchten kann, in den mannigfaltigsten und vollendetsten Gestalten offenbart, so kann uns nichts gleichgültig sein, was diesen heiligen Kreis erfüllt und uns die wundervolle Werkstatt öffnet, woraus jene Gestalten hervorgegangen sind. Dann ist der ganze innere Zusammenhang der alten Welt, die Stelle, die jeder ihrer Heroen einnimmt, die Verhältnisse, unter denen er aufgetreten ist, seine erhaltenen und seine verlorenen Werke, die gegenwärtige Gestalt dieser Werke und ihrer Schicksale der sorgfältigsten Aufmerksamkeit wert. Vor allen zieht uns dann das kunstvolle Gewebe der alten Sprachen an und nicht bloß als Werkzeug der Mitteilung, sondern schon durch sich selbst. Wenn wir den Bemühungen des Naturforschers Beifall schenken, wenn er den kleinsten Erzeugnissen der Natur mit mikroskopischem Fleiße nachspürt, oder dem Zergliederer, wenn er das Gewebe des menschlichen Körpers entwirrt: wie sollten wir den Grammatiker gering achten, wenn er das edelste Werk der

Vernunft, wenn er die heiligste Gabe und das schönste Band der Menschheit, wenn er die Sprache in ihren kleinsten Bestandteilen mit unverdrossener Liebe zu erforschen strebt? Ist aber dieses Bestreben an sich lobenswert, so ist es vorzüglich belohnend und fruchtbar, wenn es auf eine Sprache gerichtet ist, die, aus welchem Samen sie auch immer zuerst aufgegangen sein mag, nachdem sie in Hellas' Boden Wurzel geschlagen, sich durch eigene Kraft und selbständig zu einem bewundernswürdigen Gewächse gebildet hat, die wir eine Reihe von Jahrhunderten hindurch unter den mannigfaltigsten Umständen, immer frei von fremden Einflüssen, den Bestrebungen der ersten Geister in den schönsten Werken der Kunst und Wissenschaft dienen sehen, die endlich in Rücksicht auf Reichtum, Fülle, Mannigfaltigkeit, Bestimmtheit, Geschmeidigkeit und Zartheit alle andern Sprachen des Altertums und die ausgebildetsten der neuen Zeit in weiter Entfernung hinter sich läßt. Wie wir das Wachstum zarter Pflanzen und ihre allmähliche Veredlung mit Bewunderung und Liebe verfolgen und aus jeder veränderten Erscheinung neue Freude gewinnen, so verfolgt auch der Sprachforscher mit nicht minder gerechter Liebe den zarten Sproß der hellenischen Sprache, wie er sich zuerst unter dem weichen Himmel Joniens mit frischer Jugendfülle entfaltet, dann, auf die Inseln des Archipelagus und an die Küsten des südlichen Italiens und nach Sizilien verpflanzt, die vollen duftreichen Blüten der Lyrik treibt, dann wieder in Attika tiefe Wurzeln schlägt und in höchster Vollendung, zart und kräftig, sich jedem Gebrauche der Kunst und Wissenschaft fügt, und wie sie zuletzt, von der Hand des Despotismus berührt, auch im Absterben noch an die schöneren Tage ihrer Jugend erinnert.

Sowie aber die Sprache des griechischen und römischen Altertums — denn auch die Tochter fordert einen Zweig von dem Kranze ihrer Mutter — schon an und für sich selbst als ein wunderbares und fast heiliges Werk der Natur und Kunst und als ein Spiegel der Bildung der kultiviertesten Völker unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, so fordert auch die Sprache jeder Gattung ihrer Werke, ja eines jeden klassischen Alten ein eigentümliches und angestrengtes Studium. Die Sorgfalt, mit der die Alten den Ausdruck wählten, die

Anstrengung, womit sie das Studium der Beredsamkeit betrieben — ein Studium, das den größten Teil unserer humanistischen und ästhetischen Studien in sich begriff — der hohe Wert, den sie auf die Angemessenheit des Vortrags setzten — das ist jedem bekannt, dem nicht das ganze Altertum fremd ist. Minder anerkannt ist es, daß, sowie die Dichter für jeden Gegenstand mit sicherem Gefühl Maß und Bewegung wählten und die Gesetze des Silbenmaßes mit einer Strenge beobachteten, deren sich die Poesie keines neueren Volkes rühmen kann, so auch ihre Redner, ihre Geschichtschreiber und Philosophen die freiere Musik des prosaischen Numerus in den mannigfaltigsten Arten des Stils mit gleicher Gewandtheit geübt, daß sie jeden Vortrag mit dem Maße von Schönheit ausgestattet haben, das er forderte oder vertrug, daß endlich der wundervolle Zusammenklang des Inhalts und Ausdrucks, daß die Leichtigkeit und Freiheit, die in ihren Werken entzückt, nicht bloß ein glücklicher Wurf des Zufalls, nicht die Wirkung einer begünstigten Natur, sondern das Ergebnis des mühsamsten Fleißes war. Hierüber haben uns die Alten selbst so vollständig belehrt, daß jeder, wenn auch sein eigenes Gefühl schweigen sollte, dennoch durch die ausdrücklichsten und vollgültigsten Zeugnisse belehrt werden kann. Auch war ihnen diese Virtuosität, das Werk langer und anhaltender Übungen, so wert und wichtig, daß sie ihr gern den vergänglichen Lorbeer einer Allgemeinheit opferten, nach der die neuere Zeit so begierig ringt. Der tragische Dichter verschmähte es, ungewisse Griffe auf der Harfe Homers zu tun oder nach abgelegtem Kothurn nachlässig über Thaliens Bühne zu wanken,[1] der Epiker griff nicht nach dem Epheu, der die Stirn des lyrischen Dichters beschattet, der Geschichtschreiber buhlte nicht um den Ruhm des öffentlichen Redners, noch wollte der Redner mit den Weisen wetteifern, die an den Ufern des Ilissus[2] die Rätsel der Welt erklärten. So sich selbst mit weiser Mäßigung beschränkend und nur bemüht, auf ihrer Stelle unerschütterlich fest zu stehen, sammelten sie alle Strahlen ihres Talentes auf

[1] Über Thaliens Bühne wanken = schlechte Komödien schreiben.

[2] Ilissus, ein kleiner, meist wasserarmer Fluß, der die Ebene bei Athen durchströmt.

einen Punkt und verschmähten selbst das Kleinste nicht, wenn es der Vollendung eines Kunstwerkes galt. Darum leuchten auch diese Werke gleich den ewigen Sternen noch nach Jahrhunderten und erfreuen die Welt und zeigen den Weg durch die Syrten des Ungeschmacks[1] zu dem Ziele der Kunst.

Mit demselben Ernste aber, mit dem die Alten ihre Geschäfte betrieben haben, muß auch ihr Ausleger das seinige treiben. Er muß dem, was sie mit so ausgezeichneter Liebe pflegten, mit nicht geringerer Liebe nachspüren, nichts gering schätzen, was sie selbst achteten, und nicht aus roher Begierde nach Stoff und Inhalt das kunstvolle Gefäß, das diesen in sich schließt, mit unheiligen Händen zerstören. Darum ist die erste Forderung die an den Ausleger der Alten getan werden darf, genaue und umfassende Kenntnis der alten Sprachen in ihren mannigfaltigen Anwendungen, die Fertigkeit, den von den Alten in ihre Worte gelegten Sinn rein und lauter aus ihnen auszuscheiden, ein sicheres Gefühl endlich für die Schönheit und Richtigkeit der Form, in welcher der Gedanke dargestellt ist. Dieses sind die ersten Bedingungen, an welche die Weihe gebunden ist, die das innere Heiligtum der alten Welt aufschließt; es sind die Stufen, die zu einer gewissen Erkenntnis führen und gegen den Trug luftiger Phantome schützen, die den Weg der Bequemlichkeit umgaukeln, die ernten will, wo sie nicht gepflügt hat, und mit Wahn und Ahnungen spielt, die sie wie Irrlichter in die Sümpfe des Truges führen.

Nun sind aber die Werke des klassischen Altertums durch eine lange Reihe von Jahrhunderten auf verschiedenen Wegen und durch mannigfaltige Schicksale zu uns gelangt; vieles ist an ihnen durch Zeit und Umstände, vieles durch Unvorsichtigkeit und Unwissenheit beschädigt worden; oft ist der Sinn bis zur Unkenntlichkeit entstellt, oder er schimmert nur aus verworrenen Zügen hervor; oft hat auch Betrug oder Irrtum dem Wahren und Echten Falsches beigemischt. Hier zeigt sich für den Ausleger ein neues Geschäft. Mit derselben Gewissenhaftigkeit, womit der Bewahrer alter Werke der plastischen und darstellenden Kunst auch das Entstellte und Verunstaltete

[1] Die Syrten des Ungeschmacks (metaph.) = die gefahrvollen Irrwege.

bewacht, wird auch er die Werke der redenden Künste, ihm als ein gemeinsames Gut der Humanität anvertraut, vor weiterer Verunstaltung schützen und sie, soviel er nur vermag, von dem Schmutze befreien, mit dem die Zeit sie bedeckt hat. Daher ist die Kritik — eine Kunst, die sich bisweilen durch verkehrten Gebrauch dem Spotte der Unwissenheit preisgegeben hat, in Wahrheit aber eine unerschütterliche Würde behauptet — eines der wichtigsten Geschäfte des Altertumsforschers und bei dem Geringsten wie bei dem Wichtigsten und Größten unerläßlich. Durch sie wird er in den eigentlichen Mittelpunkt der gesamten Altertumskunde gestellt. Denn um das Wahre von dem Falschen, das Echte von dem Unechten, das ursprünglich Alte von dem angedichteten Neueren zu scheiden und nicht nur das Bessere überhaupt, sondern das Angemessenere, das den Verhältnissen der Zeit und des Ortes Zukommende nach sicheren Gründen zu wählen, reicht die Kenntnis der Sprache nicht hin. Nur durch das Gebiet der Geschichte gelangt er zum Ziel. In der Geschichte der Begebenheiten, in der Kenntnis der Verfassung und der Sitten, in dem Zusammenhange der Literatur und der Kunst der Alten findet er das, was er zu seinem Geschäfte bedarf. Ohne diese Kenntnisse ist selbst die Grammatik tot; aber in den Geist des Altertums einzudringen, jedes seiner Werke aus seinem richtigen Standpunkte zu beurteilen, seine innere Vortrefflichkeit nach Zeit und Umständen richtig zu schätzen, jedes seinem wahren Urheber zuzuteilen, jedes in jeglicher Rücksicht an die ihm gebührende Stelle zu setzen: alle diese Geschäfte der Kritik sind schlechterdings an jene Kenntnisse gebunden und ohne dieselben mit allen Gaben des Geistes und des Ahnungsvermögens nicht zu vollbringen.

So sind wir wiederum auf den Standpunkt gekommen, von dem wir ausgegangen. Die Erwähnung des grammatischen Studiums als der ersten Bedingung der Altertumskunde hat uns zu etwas Größerem und Höherem geführt, zu der durchdringenden Anschauung der klassischen Welt überhaupt, so wie sie vornehmlich in ihren musterhaften Erzeugnissen erscheint. Hier ordnen sich die einzelnen Elemente zu geistvollen Ganzen, die, an sich der tiefsten Betrachtung wert, in ihrem Zusammenhange eine Vollendung der Menschheit zeigen,

wie sie nie weder vorher noch nachher erschienen ist. Dann steht nicht mehr jedes Werk allein wie meist in der lückenhaften Geschichte der neueren Literatur, sondern eines reiht sich an das andere an, eines setzt das andere voraus und erzeugt das andere, und so zieht sich ein langer schöner Kranz der höchsten Bestrebungen durch das ganze klassische Altertum hindurch, der an den Tempeln der Götter, der Verfassung und der politischen Geschichte befestigt ist. Die Betrachtung dieses innigen, dem hellenischen Altertume durchaus eigentümlichen Zusammenhanges der Begebenheiten, der Sitten, des inneren und äußeren Lebens, der Künste und Wissenschaften, der Gesetzgebung und theoretischen Weisheit ist ein so erfreulicher, Herz und Sinn rührender Anblick wie der einer blühenden Oase in den Wüsten der Weltgeschichte, der das Gemüt, wenn es der mangelnde Zusammenhang der Gegenwart quält, mit Trost und Hoffnung erfüllt. Hier treten, in einem engen Raume der Zeiten und Länder zusammengedrängt, Scharen von Heldensöhnen um uns her, um deren strahlende Scheitel sich der Kranz der Vaterlandsliebe, des festen Heldenglaubens, der Verachtung der Gefahr und des Todes, ja meist auch der Kranz zarter Gefühle und der edelsten Bildung schlingt. Den Heroen des Vaterlandes gesellen sich die Helden der Wissenschaft zu, und beide mischen sich freundlich, ohne Furcht sowie ohne Mißgunst und Stolz. Der Dichter erfreut sich des Krieges und seiner begeisternden Taten, der Krieger des Dichters und seiner unsterblichen Gesänge, und oft ist es dieselbe Hand, die im Frieden die Palme der Kunst, auf dem Schlachtfelde Lorbeeren der Tapferkeit bricht. Mit beiden wandeln die Weisen in freundlichem Verein durch die Haine der Gymnasien und die Hallen der Tempel. Einer lernte von dem andern, einer entzündete den andern, einer bildete den andern auf die freieste und edelste Weise durch ein belebendes Zusammensein. So geschah es, daß die Krieger nicht nur Großes taten, sondern auch weise dachten und sprachen, die Weisen aber nicht bloß Gutes lehrten, sondern auch Edles und Kühnes vollbrachten.

Diejenigen, die das Altertum aus diesem Standpunkte betrachten, werden über die Beantwortung der Frage, warum man die Jugend auf einem mühsamen und dornenvollen Wege

in das dunkle Land eines ausgestorbenen Volkes führe und sie jahrelang mit dem Erlernen einer untergegangenen Sprache quäle, nicht in Verlegenheit sein. Es war eine Zeit, und diese Zeit ist noch nicht lange vorüber, wo diese Frage mit Lebhaftigkeit aufgeworfen ward und viele verständige und wohlgesinnte Männer dem alten Gebrauche der Schulen entgegentraten.[1] Und ihrer Ansicht und dem Stande der Dinge nach mit Recht. Oder wäre ihnen das Mitleiden zu verargen gewesen, das sie mit der Jugend fühlten, die ihre besten Jahre mit der Handhabung eines toten Werkzeuges verlor? Oder wäre ihre Behauptung irrig gewesen, daß das Erlernen einer fremden Sprache, insofern sie aus Wörtern und Redensarten besteht, die man mit den Wörtern der Muttersprache hinüber- und herübertauscht, nur das Gedächtnis übe, den Geist aber nicht belebe, sondern töte? Und wer möchte leugnen, daß auf vielen Gymnasien die Beschäftigung der Lehrer und Lernenden durch eiteln Wortkram erschöpft wurde, bei dem die Werke des klassischen Altertums nur als ein Mittel dienten, das, was durch eine heillose Umkehrung aus dem Mittel zur Hauptsache gemacht worden, daran zu knüpfen? Daher galten jene Angriffe wohlmeinender Pädagogen nicht eigentlich dem Studium des Altertums, sondern der Verkehrtheit, mit der es betrieben wurde. Aber indem sie einen unleugbaren Irrtum rügten, schweiften sie selbst auf einen andern Irrweg ab, bekriegten die gelehrten Anstalten in ihrem Mittelpunkte, stürzten die Altäre und Tempel der Alten um und setzten dem Unterrichte der Jugend statt der Bildung den nächsten Nutzen zum Ziel. Durch diesen ökonomischen Geist, der die Blicke der Jugend auf ein Materielles und Nahes beschränkte, der sie gewöhnte, nur solche Bestrebungen zu achten, welche die schnellsten Früchte erwarten ließen, durch diesen rechnenden Geist wurden die Gemüter unvermeidlich herabgezogen, die Einbildungskraft wurde erstickt und das Götzenbild des Vorteils auf den Altar der Tugend erhoben. Die Folgen dieses Irrtums konnten nicht

[1] Gemeint ist die Schule der Philanthropen, an deren Spitze Basedow stand (gest. 1790). Sie kämpfte gegen das zu jener Zeit herrschende Unterrichts- und Erziehungswesen, namentlich gegen die lateinische Sprache, drang auf größere Berücksichtigung der Muttersprache und auf Einführung der Realien.

lange unbemerkt bleiben, und seine Enthüllung führte auf den richtigen Weg zurück. Mit neuer Liebe wurde das Altertum aufgesucht. Noch war unter den umgestürzten Altären das heilige Feuer nicht erloschen, noch standen die Säulen seiner Tempel unerschüttert. Von allen Seiten strömten ihnen Priester und Jünger zu. Eifriger als je wurde der Herrlichkeit des Altertums gehuldigt, jeder seiner Reste an das Licht gezogen, seine Tiefe erforscht und aufgehellt. Wie auf dem ganzen Gebiete der Wissenschaften, so ist auch hier die erfreulichste Regsamkeit sichtbar, und unter dem Andrange feindseliger Verhältnisse hat sich die Kraft des deutschen Volkes in dem Streben nach den edelsten Zielen rühmlich bewährt. Die großen Ereignisse der neueren Zeit haben uns das Altertum näher gerückt; seine Schriftsteller werden fleißiger gelesen und besser verstanden, und fast ist kein Teil in dem weiten Gebiete der klassischen Welt, der nicht durch neue und folgenreiche Forschungen beleuchtet worden. Mehr als je sind daher die Gemüter von ihrer Größe und Würde ergriffen, mehr als je wird der kindliche Sinn ihrer wunderbaren Werke erkannt, mehr als je die edle Einfalt gefühlt, die ihrem ganzen Leben aufgedrückt ist. Schon nehmen wir auch in den Erzeugnissen der neueren Zeit die Wirkung einer so rühmlichen Begeisterung wahr. Das Gemeine weicht immer mehr und weiter zurück; das Edle tritt an seine Stelle, und alles, was empfängliche Gemüter erheben kann, wird mit ausgezeichneter Liebe und dem glücklichsten Erfolge gepflegt. Rasch schreitet der Genius der Kultur wie die Muse der Wissenschaft fort; täglich wächst ihr Gebiet, und ihre Grenzen erweitern sich. Hier ist kein Verweilen, kein Stillstehen erlaubt.

Indem wir reden, entflieht uns die Zeit. Lassen Sie uns also nichts versäumen, wozu uns die Stimme der Zeit, die Forderungen unseres besseren Ichs und die Ehre des Vaterlandes aufruft. Lassen Sie uns mit gemeinsamem Eifer den bezeichneten Weg betreten und das hohe Ziel, das uns mit seinen Kränzen winkt, ins Auge fassen, und nehmen Sie von mir in dieser feierlichen Stunde, wo zugleich der Rückblick auf eine glückliche Vergangenheit, auf eine geliebte Heimat, auf eine blühende Anstalt,[1] der ich eine Reihe von Jahren

[1] Das Gymnasium in Gotha.

hindurch zu dienen die Ehre gehabt, und zugleich die Aussicht auf die mir in diesem Königreiche und an der berühmtesten seiner Schulen geöffnete Laufbahn, die ich mit dem größten Vertrauen auf Ihren Eifer betrete — während alles das mein Gemüt auf das innigste bewegt, nehmen Sie von mir die Versicherung an, daß ich alle meine Kräfte dem hohen Berufe widmen werde, zu dem mich die Gnade unseres hochverehrten Königs und seiner Räte erwählt hat. Ich weiß, daß Liebe der Wissenschaft und Bildung Sie beseelt, und ich wünsche mir Glück, Sie auf dem Wege begleiten zu dürfen, auf dem Sie Ihrer höchsten und edelsten Wünsche Befriedigung finden werden.

Franz Hettinger.[1]

Die Wissenschaft betet.

Predigt bei der Feier des dritten Säkularfestes der Universität Würzburg.

Fons sapientiae verbum Dei in excelsis.[2]
Eccli. 1, 5.

Angekommen an der Grenze eines Jahrhunderts, drängt es uns, einen Augenblick stillzustehen. Prüfend wendet sich unser Gedanke der Vergangenheit zu; denn nicht spurlos, wie das Schiff die Flut durchschneidet, hat unsere Julio-Maximilianea[3] ihren Weg vollendet. Seit den Tagen ihres erhabenen Stifters, in glücklichen Zeiten und unter schweren Stürmen, hat sie reichen Segen ausgestreut von Geschlecht zu Geschlecht. Einem neuen Jahrhundert gehen wir entgegen, hinein in die dunkle Zukunft. Wie wird diese sein? Was ist uns Gewähr für ein günstiges Geschick?

---

[1] Franz Hettinger, geb. 1819 in Aschaffenburg, gest. 1890 in Würzburg, war Professor der Theologie an der dortigen Universität. Sein Hauptwerk ist die „Apologie des Christentums".

[2] Die Quelle der Weisheit ist das Wort Gottes in der Höhe.

[3] Im Jahre 1582 gründete der Fürstbischof Julius Echter von Mespelbrunn in Würzburg eine Hochschule, die seit der Vereinigung der Stadt mit Bayern den Namen Julius-Maximilians-Universität erhielt.

Der Blick nach oben, zur Quelle der Weisheit, dem Wort Gottes in den Höhen. Zu ihm strebt die Wissenschaft mit lichtsuchendem Auge empor; der Blick nach oben gewendet, zu Gott, die Sehnsucht, die vor ihm sich ausspricht, ist Gebet.

Die Wissenschaft betet.

Mit vollem Recht. Denn das Wort Gottes ist herabgestiegen aus seinen Höhen, ist auf Erden gewandelt und hat unter uns gewohnt. Und die Wissenschaft erkennt seine Wege in der Geschichte, ermißt seine Segnungen im Leben der Völker, erfährt seine Kraft in jedem Herzen.

I. Die Wissenschaft erkennt seine Wege in der Geschichte.

Als die letzte Jubelfeier begangen wurde, da waren zwei Gebiete der Wissenschaft, weite, fruchtbare, herrliche, noch unentdecktes Land: die vergleichende Sprach- und die Religionswissenschaft. Sie hat die Hieroglyphen gedeutet, die Schriften gelesen, geschrieben auf modernde Blätter und in Stein und Fels gemeißelt, und so das innerste religiöse Leben uralter Völker ergründet. Die ältesten Urkunden der Menschheit liegen nun aufgeschlagen vor uns. Was sagen sie?

„Es ist ein Gott.“ Es ist ein Name, sein Name, den sie gemeinsam nennen, vom Ostrande Asiens bis zu den Ufern des Nils, bis hin zur äußersten Thule. Zuweilen getrübt, weil das Wesen Gottes so leicht hinter seinem Walten in der Natur für sie zurücktrat, bricht doch nicht selten, wie der Blitz das Dunkel durchleuchtet, der reine Gottesgedanke in hohem Glanze hindurch durch den Schleier, in den die Phantasie der Urvölker ihn hüllte. Es ist das Wort Gottes, das von Anfang an in der Welt gewaltet und seinen Namen in den menschlichen Geist eingeschrieben hat, tiefer und unaustilgbarer als in Fels und Erz.

Nun öffnen wir jenes heilige Buch, das alle kennen. „Im Anfange schuf Gott Himmel und Erde“; in einfacher Sprache, wie unendlich erhaben spricht dieses, wie steht gerade darum diese heilige Schrift unvergleichlich höher als alle Religionsurkunden des Altertums! Der heilige Gott und Schöpfer,

der Mensch sein Geschöpf und zur Heiligkeit bestimmt! Was der Geist gesucht, Aufschluß über Ursprung und Ziel, hier ist es gefunden; was in zerstreuten, halbverklungenen Tönen aus den religiösen Gesängen der alten Völker zu uns dringt, hier wird es zur vollen, reingestimmten Harmonie. Es ist das Wort, das sich geoffenbart und den Bund mit seinem Volke gestiftet, der Finger Gottes selbst, der dieses Buch geschrieben.

Noch einmal blicken wir in die Vergangenheit. Da steht der Zimmermannssohn aus Nazareth, in vollem Lichte der Geschichte, nicht im Helldunkel altersgrauer Sagen. Er ist Mensch, wahrer Mensch, ganz Mensch, aus den einfachsten Verhältnissen hervorgegangen. Wie ein Heiligenschein leuchtet über ihm die Liebe, grenzenlos und doch so maßvoll. Auch Sokrates liebt; doch das Griechentum bildet den Inhalt seiner Liebe und zugleich deren Schranke; auch Buddha gebietet Liebe, aber seine allgemeine Wesenliebe setzt das Tier dem Menschen gleich und hebt eben dadurch sich selbst auf. Jesus liebt den Vater und darum dessen Bild, die unsterbliche Seele, und er stirbt für sie; daher die allgemeingültige Vorbildlichkeit seines Lebens und seiner Lehre; den Schranken der Zeit und Nationalität entnommen, steht er als ewiges Ideal der Sittlichkeit vor allen Völkern; dem Griechen und Juden, Gebildeten und Ungebildeten, dem Manne der Beschauung und dem Manne der Tat — allen ist er alles geworden, alle zieht er zu sich hin. Die Nachfolge Jesu bleibt das höchste, allgemeinste, mächtigste Bildungselement für alle Zeit.

Ihm sollst du folgen, ihm kannst du folgen, ihm in allem, ihm allein wie keinem zweiten mehr. Warum? Die Sünde liegt wie ein Schatten auf jedem Geist; er allein spricht: „Wer kann mich einer Sünde zeihen?“ Mit tausend Augen hatten die Feinde ihn beobachtet, seit achtzehnhundert Jahren hat die Kritik das Leben Jesu durchforscht; sein Herz ist so rein wie der Sonnenstrahl; sie haben keine Schuld an ihm gefunden.

Sündelos! Das ist ein Wunder in der sittlichen Welt. Und nun kann ein anderes uns nicht mehr befremden. Nicht zweifelnd, nicht forschend, nicht beweisend lehrt er; er lehrt wie „einer, der Gewalt hat“. Er ist die ewige Weisheit selbst, die auf Erden erschienen ist — das Wort Gottes, das Fleisch geworden und unter uns gewohnt hat.

II. Die Wissenschaft ermißt seine Segnungen im Leben der Völker.

Wie ein fruchtbarer Keim hat das Wort von oben sich herabgesenkt zur Erde; und es ist herangewachsen zu einem mächtigen Baume, von dessen Früchten Millionen Geister sich nähren, unter dessen Schatten die Völker ruhen. Es hat einen neuen Lebensodem der Welt eingehaucht. Es hat geschaffen vor allem ein Reich der Wissenschaft. Dies bedarf keines Beweises. Wir selbst, unsere Alma Julia ist ein lebendiger Beweis. „Et documenta damus, qua simus origine nati.“[1] Von diesem Worte begeistert, hat unser unsterblicher Julius diese Hochburg der Wissenschaft gegründet, daß sie sei „eine Heimstätte wahrer Humanität und darum der christlichen Religion und Gottesfurcht“. Sein Herz hat er niedergelegt in ihr, daß es immerdar in seiner Stiftung pulsiere. Und so ist er der herrlichste Typus dessen, was unter allen Völkern der Geist Christi, der Geist der katholischen Kirche geschaffen hat. Er hat die Völker mit hohen, erhabenen Ideen befruchtet, allen, vom Sohne des Königs bis zum Sohne des Bettlers, das Anrecht auf Bildung verkündet, in der Hochschule wie in der Dorfschule allen die Quelle christlicher Wissenschaft erschlossen. „Odi profanum volgus et arceo“,[2] das war der Wahlspruch der antiken Welt. „Euntes ergo docete omnes gentes“,[3] so rief die ewige Weisheit, als sie in Menschengestalt auf Erden erschien. Die Hellenen mögen uns übertreffen an Formensinn und Kunst; der Römer mag unser Meister sein in Gesetzgebung und Tapferkeit; die christlichen Völker stehen doch hoch über ihnen, denn Gott selbst hat sie belehrt.

Und nun sind die Grundlagen gegeben, auf welchen ein Reich hoher Sittlichkeit sich aufbaut. Was ist der Mensch? Ein Göttersohn? Ein Gebilde des Staubes? Das war das Rätsel, dessen Lösung die alte Welt Tag und Nacht nachsann, ohne je das Wort zu finden. Das menschgewordene Wort

[1] Und wir geben Zeugnis, woher wir den Ursprung leiten. (Ovid. Metamorph. I. 415.)

[2] Ich hasse das gewöhnliche Volk und halte es zurück. (Horat. Carm. III. 1.)

[3] Gehet hin und lehret alle Völker.

allein ist es; der Gottmensch allein hält den Schlüssel in seiner Hand, der das Geheimnis des Menschen löst, uns erkennen läßt seine Armut und Sünde, anstaunen seinen Reichtum durch die Gnade und sein erhabenes Ziel, da das Niedere soll zu Höherem sich verklären, das Höhere im Kampfe sich bewähren.

Mit dem Geheimnis der Sünde und Erlösung hat auch jenes zweite Geheimnis der Menschheit, das von jeher Dichter und Denker beschäftigte, seine Lösung gefunden, der Schmerz. Die Künste der Hellenen nannten ihn nicht, aber sie haben ihn wohl gekannt. Die antike Philosophie in ihrer idealsten Gestalt suchte sich über ihn zu stellen. Doch dies gelingt dem armen Menschen nicht; darum rief sie den Tod als ihren Erlöser. Und so wird es immer dort sein, wo der nicht gekannt ist, den die Schrift den „Mann der Schmerzen" nennt. Er allein hat den Schmerz erklärt, an sich, durch sich verklärt. Durch ihn wird der Schmerz eine Arznei für die kranke Seele; in den Schmerz wie in ein stärkendes Bad getaucht, wird diese gestählt gegen alle Pfeile irdischer Anfechtungen und empfängt ein tröstendes Unterpfand ihrer Gotteskindschaft. So gewiß darum Not und Tod immer auf Erden wohnen und der Schmerz der Anteil aller ist, so gewiß wird Christus immer Jünger haben, denen aus seinen Wunden Balsam in die gequälte, trauervolle Seele fließt.

Im Gewissen, das frei und sich selbst bestimmend von keiner äußeren Macht sich gebunden weiß und doch wieder in den von Gott geordneten Organen sein gnädiges Walten erkennt, hat die christliche Sitte ein unantastbares Heiligtum gefunden. Und indem sie das Recht der freien Persönlichkeit vor der Welt verkündete, hat sie eben dadurch Staat und Gesellschaft einen höheren Charakter aufgeprägt und ein Unterpfand der Dauer verliehen. Weil von Christus teuer erkauft, ist der Erlöste keines Menschen Knecht; in seinem Gewissen besitzt er ein weites, unantastbares Gebiet, das jedem fremden Eingriffe verschlossen bleibt. Doch die christliche Freiheit ist kein Deckmantel der Bosheit; darum gehorcht er um Gottes und des Gewissens willen höheren Gewalten. Und so hat das Recht der Obrigkeit eine göttliche Weihe empfangen, ist der Gehorsam der Völker ein freier und menschenwürdiger geworden und eine sittliche Tat.

Wo aber so das Leben getragen wird von den höchsten Idealen, da strebt es notwendig, sich nach außen kundzugeben. Und so hat das Wort von oben die Kunst wiedergeboren. Wohl hat die Antike die Form gegeben, aber das Christentum hat ihr die edlere Seele eingehaucht. Denn dies ist ja die Aufgabe der Kunst, das Ideal darzustellen in leiblicher Hülle, das Göttliche im Menschlichen, das Himmlische im Irdischen zu offenbaren. Wenn aber das Auge des Künstlers diese Schönheit nicht mehr zu würdigen versteht, dann verwirft ihn der Genius der Kunst durch den Mund ihres größten Meisters[1] neuerer Zeit:

„Weh jedem, der vermessen und verblendet
Die Schönheit nieder zu den Sinnen reißt,
Zum Himmel trägt sie den gesunden Geist."

III. Die Wissenschaft erfährt seine Macht in jedem Herzen.

Die Wissenschaft hat große Aufgaben sich gestellt und gewaltige Erfolge errungen. Sie hat die Erde gewogen, den Sonnenkörper untersucht und den Mechanismus des Himmels in ihren Formeln zur Darstellung gebracht; sie hat die Gesetze der Körperwelt festgestellt und selbst für die Empfindungen der Seele mit mathematischer Evidenz die Gesetzmäßigkeit nachzuweisen versucht. Aber bei allemdem müssen auch die Könige[2] der Wissenschaft gestehen: „Wie die Augen der Nachtvögel zum Tageslicht, so verhält sich unser Geist zu dem, was an sich das Hellste ist." Da nun, an der Grenze alles Wissens, wo der Geist keinen Ausweg mehr findet und die Pforte, die in das Land höherer Erkenntnis führt, auf ewig verschlossen scheint, tritt das Wort Gottes uns entgegen; mit dem Kreuzesstabe rührt es an seine Tore, und weit tun sie sich auf. Es ist jenes göttliche Wort, von dem schon Sokrates[3] gesprochen, nach dem Plato[4] sich gesehnt hat, um auf ihm, wie auf sicherem Fahrzeuge, hinüberzuschiffen über das stürmische Meer

[1] Michel Angelo.
[2] Aristotel. Metaphysic. II. 1, 3.
[3] Alcibiad. II. init.
[4] Phaed. p. 85, d.

dieser Welt. So ist es denn die Wissenschaft selbst, die uns zum Glauben drängt, „soll nicht der Weltplan ein erbärmlicher sein“.[1] Selig, wer zu ihm aufblickt, wenn die Nacht des Lebens hereinbricht, wie zu dem Abendstern, dessen mildes Licht einen neuen Tag verheißt, der keinen Untergang mehr kennt. Der Glaube hält einen Schild, wie von Licht gegossen, über die Seele, gegenüber dem furchtbaren Medusenhaupt des Zweifels, der alles tötet, alles erstarren macht. Wo hohe Glaubensfreudigkeit das Herz durchströmt, verstummt die Totenklage um die untergegangenen Heiligtümer, die bald lauter, bald leiser durch die Welt geht.

Doch die Wissenschaft forscht nicht bloß nach dem, was ist; ebenso bedeutsam ist ihre zweite Frage nach dem, was sein soll. Was ist das Ziel der Welt? Oder hätte die Welt kein Ziel? Ist allgemeiner Untergang das Ziel, dem sie entgegentreibt? Und blicken wir rings um uns; steht dem Fortschritt nicht ebenso der Rückschritt gegenüber? Wenn dies, dann ist jede Spannkraft der Seele gebrochen, jeder Aufschwung zum Höheren gelähmt. Was wird das Ende sein?

„Zukomme uns dein Reich!“ So beten wir, so hoffen wir; ein Reich der Wahrheit, ein Reich der Sittlichkeit, ein Reich der Seligkeit, das Reich Gottes, das Himmelreich hoffen wir. So wahr ein Gott lebt, es wird kommen, es muß kommen. Und jeder von uns arbeitet, freiwillig oder nicht, an diesem Reiche, soll Anteil empfangen an diesem Reiche. Da ist denn ein Impuls gegeben zu jeder großen Tat, zu unüberwindlichem Heroismus im Schaffen wie im Dulden. Und nun blicken wir hochgemutet hinaus unter allen Stürmen. „Was fürchtest du?“ rief der Imperator dem zagenden Schiffer zu; „du fährst Cäsar und sein Glück!“ Ein unendlich Mächtigerer lenkt die von Gott gebaute Arche, die alle Mysterien des Christentums und mit ihm alle Güter der Gesellschaft über dem Abgrund trägt.

Welches Auge sähe ihn denn nicht, diesen Abgrund? Ein unseliger Riß geht durch die Gesellschaft; zwei feindselige Völker trägt sie in ihrem Schoße, die sich grimmig hassen, bis auf den Tod bekämpfen. Die Gesetzgebung hat es versucht,

---

[1] Gauß.

diesen Abgrund zu schließen; doch er spottet ihrer Bemühung. Die Wissenschaft ist bestrebt, diesen Riß zu heilen; doch sie hat die Formel noch nicht gefunden. Ist es ihr überhaupt gegeben, sie zu finden? Was das harte, kalte Recht geschieden, soll die Liebe einen, kann nur die Liebe einen, die Liebe, die aus warmem, glaubensstarkem, hoffnungsfrohem Herzen stammt. Sie legt sich wie mit Mutterarmen um das stürmisch aufgeregte, von Neid, Stolz, Habgier, Genußsucht gestachelte Herz; sie spricht ein Wort leise und doch so mächtig zur Seele dessen, der schon die Faust zum Aufruhr geballt, wie zu jenem, der auf den Höhen der Gesellschaft steht: „Liebet einander, wie ich euch geliebt habe.“ Die Bruderliebe, die in der Gottesliebe ihr Motiv und erhabenes Vorbild findet, wie sie Christus in die Welt gebracht und durch seine Kirche verkündet, rettet uns auch vor zeitlichem Verderben, heilt die kranken Völker. In ihm weist sie uns auf Güter hin, die köstlicher sind als aller irdische Besitz und Genuß; wo das Ewige winkt, da läßt gern das Herz von dieser Erdenschwere.

Wir müssen unserem Volke wieder Ideale geben! haben in neuester Zeit so manche gerufen. Ja, Ideale, aber die wirklich sind, nicht Bilder der Phantasie; die fortblühen und nicht welken in dem Sonnenbrand und den Stürmen des Lebens; die gemeinsam sind dem Niedersten aus dem Volke wie dem Könige auf seinem Throne; die mächtig sind, alle Bande niedriger Leidenschaft zu brechen und die ganze Welt zu dem Ewigen und Göttlichen emporzutragen. „Es stirbt der Mensch an seinen Göttern!“ hat ein neuerer Dichter[1] gesungen. Ja, wenn deine Götter, wenn deine Ideale sterblich sind, das Werk deiner Hände, das Gebilde deiner Phantasie, dann, ja dann können auch deine Ideale dich nicht retten, dann bringen auch dir sie den Tod. Sie sinken hinab, hinein in die ewige Nacht und ziehen dich mit in die Tiefe.

Weil wir glauben, weil wir hoffen, weil wir lieben, darum besitzen wir ewige Ideale und in ihnen die Unterpfänder einer seligen Zukunft. Und jeder Blick zu ihnen empor wird Gebet, und jedes Gebet wird zur Flamme, die unsere schwache Menschennatur läutert, adelt, stählt.

---

[1] Leopold Schefer.

Ein neues Jahrhundert bricht an, neue Geschlechter erstehen, neue Kräfte werden wieder arbeiten an dem Geistesbau der Wissenschaft. Mögen sie rüstig fortschreiten, uns weit überflügeln; wie sie zu derselben Sonne blicken, die ihren Vätern geleuchtet, so wird auch alles, was sie Probehaltiges schaffen, aus derselben Quelle der Weisheit fließen, dieselbe uralte Wahrheit sein, in immer neuer Anwendung, in immer höherem Glanze.

Wieder werden sie dereinst ein Säkularfest feiern. Und wir, wo sind wir? Wir alle sind dann längst hinabgesunken in das Grab, unsere Leiber sind Staub geworden, unsere Namen werden kaum mehr genannt. Dann, o großer, ewiger Gott, laß uns alle, alle wiederfinden bei dir und Feste feiern, die nicht mehr enden, da wir dich erkennen, die unendliche Wahrheit, nicht mehr im Spiegel der Kreatur, sondern von Angesicht zu Angesicht, dich lieben, die Schönheit, uralt und ewig neu, und in dieser deiner Liebe selig sind für und für! Amen.

Der deutsche Aufsatz in Lehre und Beispiel für die mittleren und oberen Klassen höherer Lehranstalten. Von **Franz Linnig**. 9. verb. Auflage. ℳ 3,40, geb. ℳ 4,—

Das Linnigsche Werk gehört zu den besten dieser Art. *Gymnasium.*

Bilder zur Geschichte der deutschen Sprache. Von **Franz Linnig.** 2. wohlfeile Ausgabe. ℳ 3,—.

Deutsche Mythenmärchen. Beitrag zur Erklärung der Grimmeschen Kinder- und Hausmärchen. Von **Franz Linnig.** ℳ 3,—.

Kleines Handbuch der deutschen Synonymen und synonymischen Redeweisen für die Schule und das praktische Leben dargestellt von **Chr. Richter.** ℳ 2,00, geb. ℳ 2,50.

Das vorstehende Werk, den Bedürfnissen der Schule und des praktischen Lebens anpassend bearbeitet, ist als eine willkommene Erscheinung zu betrachten und zu empfehlen. *Österr. Lehr- und Lernmittel-Magazin.*

Praktische Ratschläge für die Anfertigung des deutschen Aufsatzes auf den oberen Klassen der höheren Lehranstalten in Regeln und Beispielen. Von **Dr. H. Vockeradt**, Direktor des Gymn. zu Recklinghausen. 4. verb. Auflage. br. ℳ 1,00, geb. 1,40

Kurze und möglichst praktische Regeln für den Aufsatz, durch möglichst treffende Beispiele erläutert.

Kehrein, J., Entwürfe zu deutschen Aufsätzen und Reden nebst einer Einleitung in die Stilistik und Rhetorik und Proben zu den Hauptgattungen der prosaischen Darstellung für Gymnasien, Seminarien und Realschulen. Nach dem Tode des Verfassers neu bearbeitet von Prof. Dr. Val. Kehrein. 9. Auflage. 558 Seiten. gr. 8°. br. ℳ 4,80, geb. ℳ 5,50.

Dem bekannten, jetzt in neuester Auflage vorliegenden Buche von Kehrein gebührt noch immer eine hervorragende Stellung unter anderen Büchern ähnlicher Art. Wegen der starken Heranziehung der klassischen Sage, Geschichte und Literatur besonders für Gymnasien, aber auch für Realgymnasien geeignet.
Zeitschrift für lateinlose höhere Schulen.

Vockeradt, H., Dr., Gymnasial-Direktor. **Das Studium des deutschen Stils an stilistischen Musterstücken.** Ein praktisches Hilfsbuch in Regeln und Beispielen. 220 Seiten. gr. 8. br. ℳ 1,80, geb. ℳ 2,20.

Nellen, M., Deutsche Aufsätze nebst Gliederungen und Stoffangaben. Für höhere Lehranstalten, insbesondere für höhere Töchterschulen, sowie zum Selbstunterrichte. br. ℳ 3,00.

Von pädagogischen Autoritäten als ein vorzügliches Buch beurteilt, ist es geeignet, als gutes und brauchbares Lehrmittel zu dienen.

Leineweber, Heinrich, Die Weisheit auf der Gasse. Neue Sprichwörtersammlung nebst Zusammenstellung u. kurzer Erklärung sprichwörtlicher Redensarten für Schule u. Haus bearbeitet. br. ℳ 1,60.

Das Werk behandelt 453 Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten.

Beowulf, Angelsächsisches Heldengedicht. Übertragen von Moritz Heyne. 2. Aufl. br. ℳ 1,40, geb. ℳ 2,20.

Kommentierte Ausgaben griech. u. lateinischer Klassiker.

Caesaris, C. Iulii, commentarii de bello gallico. Für den Schulgebrauch erklärt v. **Dr. H. Walther,** Realgymnasial-Oberlehrer in Grünberg i. Schl. gr. 8°.
1. Heft. lib. I u. II nebst einer Einleitung u. 3 Karten. br. ℳ 1,30.
2. Heft. lib. III u. IV nebst 2 Karten u. einer Abbildung. br. ℳ 0,80.
3. Heft. lib. V u. VI. br. ℳ 0,80.
4. Heft. lib. VII u. VIII. Mit 4 Kärtchen. br. ℳ 1,50.

Ciceros philosophische Schriften in einer Auswahl für Gymnasien. Von **Dr. Karl Tücking,** Gymnasial-Direktor.
I. **Cato maior.** br. ℳ 0,75. II. **Laelius.** br. ℳ 0,80.
III. **De officiis libri tres.** br. ℳ 1,20.

Ciceros Reden de imperio Cn. Pompei (pro lege Manilia) **und pro Archia poeta.** Nach Dr. Ferd. Schultz' Ausgabe. **2. völlig umgearb. und verm. Aufl.** von **Dr. A. Lange.** br. ℳ 0,80.

Ciceros ausgewählte Briefe. Für den Schulgebrauch erklärt von Prof. **Dr. Schirmer.** br. ℳ 1,60.

Ciceros vierte Rede gegen Verres. Für den Schulgebrauch erläutert von **Dr. Martin Fickelscherer,** Oberlehrer. gr. 8°. br. ℳ 1,00.

Demosthenes' ausgewählte Staatsreden. Für den Schulgebrauch erklärt von **Dr. Ferd. Roesiger,** Prof. am Gymn. in Mannheim. I. Bändchen. Die hellenischen Staatsreden: Über die Symmorien. Für die Freiheit der Rhodier. Für die Megalopoliten. (XIV—XVI.) gr. 8°. br. ℳ 1,00.

Herodot, Auswahl für den Schulgebrauch erklärt und herausgegeben von **Dr. Paul Dörwald.** Mit 4 Karten. gr. 8°. br. ℳ 2,00.

Horaz, Oden und Epoden. Für den Schulgebrauch erklärt von **Karl Konrad Küster,** Professor. gr. 8°. br. ℳ 3,00.

Horatii, Quinti Flacci, opera omnia ad optimorum librorum fidem edita.

Horaz' sämtliche Werke in metr. Übersetzungen, ausgewählt v. **Dr. Th. Obbarius.**

Dritte Ausgabe. Taschen-Format.
I. Teil. Oden u. Epoden. II. Teil. Satiren u. Episteln. à ℳ 0,75.

Livii, Titi, ab urbe condita libri. Für den Schulgebrauch erklärt von **Dr. K. Tücking,** Gymnasial-Direktor in Neuſs. gr. 8°. Buch I. **2. verb. Aufl.** ℳ 1,20. Buch II. ℳ 1,20. Buch III. ℳ 1,20. Buch IV. ℳ 1,20. Buch V. ℳ 1,20. Buch XXI. **4. verb. Aufl.** ℳ 1,20. Buch XXII. **3. verb. Aufl.** ℳ 1,20.

Nepos, Cornelius. Für den Schulgebrauch mit erklärenden Anmerkungen herausgegeben von **Dr. Gustav Gemſs,** Professor. br. ℳ 1,20.

Ovidii, P. Nasonis, Metamorphoses. Auswahl für den Schulgebrauch, mit sachlicher Einleitung, erläuternden Anmerkungen und einem Register der Eigennamen von **J. Meuser. 7. Aufl.** Besorgt von **Dr. Egen,** Oberlehrer. ℳ 1,60, geb. ℳ 2,00.

Platons Apologie des Sokrates und Kriton. Für den Schulgebrauch bearbeitet von **Dr. Ed. Goebel,** Gymnasial-Direktor in Fulda. **2. Aufl.** gr. 8°. br. ℳ 1,20.

Sallusti Crispi, C., de Catilinae coniuratione, de bello Iugurthino libri. Schulausgabe mit Anmerkungen von **K. Kappes.**
I. **De Catilinae coniuratione liber.** gr. 8°. br. ℳ 0,60.
II. **De bello Iugurthino liber.** gr. 8°. br. ℳ 1,00.

Kommentierte Ausgaben griech. u. lateinischer Klassiker.

Sophokles, I, Oidipus tyrannos. Erklärt von **Joh. Holub.** Mit einer Abbildung. gr. 8⁰. br. ℳ 1,50.

— — **II, Oidipus auf Kolonos.** Erklärt von **Joh. Holub.** Mit 1 topograph. Skizze. gr. 8⁰. br. ℳ 1,50.

Taciti, Corn., de vita et moribus Cn. Iul. Agricolae liber. Erklärt von **Dr. K. Tücking,** Gymn.-Direktor in Neufs. **3. verb. Aufl.** gr. 8⁰. br. ℳ 0,80.

Taciti, Corn., Germania. Erklärt von **Dr. K. Tücking,** Gymn.-Direktor in Neufs. **9. verb. Aufl.** gr. 8⁰. geh. ℳ 0,80.

Taciti, Corn., Annalium ab excessu divi Augusti libri. Erklärt von **Dr. K. Tücking,** Gymn.-Direktor in Neufs.

Buch I. 2. verb. Aufl. br. ℳ 0,80.

Buch II. 2. verb. Aufl. br. ℳ 0,70.

Thukydides, erstes Buch. Erklärende Ausgabe für den Schul- und Privatgebrauch nebst einer Einleitung in die Thukydideslektüre von **Dr. Franz Müller.** Mit einem Anhang: Litteraturnachweis zu Thukydides. gr. 8⁰. br. ℳ 2,40.

Thukydides, zweites Buch. Kap. 1—65. Erklärende Ausgabe nebst Einleitung in die Thukydideslektüre für den Schulgebrauch von **Dr. Franz Müller.** gr. 8⁰. br. ℳ 1,30.

Thukydides, sechstes Buch. Erklärende Ausgabe für den Schul- und Privatgebrauch von **Dr. Franz Müller.** Mit einer Doppelkarte in Farbendruck und einem Anhang: Litteratur zur Sprache des Thukydides. gr. 8⁰. br. ℳ 1,80.

Thukydides, siebentes Buch. Erklärende Ausgabe für den Schul- und Privatgebrauch von **Dr. Frz. Müller.** Mit einer 3fachen Karte in Farbendruck. gr. 8⁰. br. ℳ 1,80.

Vergils Aeneide. Für Schüler bearbeitet von **Dr. Walther Gebhardi,** Kgl. Gymnasial-Oberlehrer. gr. 8⁰. geh.

I. Teil: **Erstes und zweites Buch.** Mit einer Einleitung in die Lektüre des Gedichtes. **2. umgearb. Aufl.** von **Dr. Ihm,** Gymnasial-Lehrer. br. ℳ 1,50.

II. Teil: **Drittes und viertes Buch.** (Vergriffen.)

III. Teil: **Fünftes und sechstes Buch.** br. ℳ 1,60.

IV. Teil; **Siebentes Buch.** Nach dem Tode des Bearbeiters zu Ende geführt von **P. Mahn,** Gymnasial-Lehrer. br. ℳ 0,80.

Xenophons Anabasis. Für den Schulgebrauch herausgegeben von **Dr. E. Bachof.** gr. 8⁰.

I. Bd. Buch 1—3. Mit 1 Karte in Farbendruck. Text u. Erläuterungen in 2 gesonderten Teilen. Zusammen. br. ℳ 1,80.

II. Bd. Buch 4—7. Mit 4 Holzschnitten. Text und Erläuterungen in 2 gesonderten Teilen. Zusammen. br. ℳ 1,80.

Gemfs, G., Professor. **Vollständiges Schulwörterbuch** zu den Lebensbeschreibungen des Cornelius Nepos. gr. 8⁰. br. ℳ 1,60.

Bachof, Dr. E. Wörterverzeichnis zu Xenophons Anabasis. Nach der Reihenfolge der Paradigmen zusammengestellt.

I. Heft. Buch 1—3. **4. Aufl.** gr. 8⁰. br. ℳ 1,00.

II. Heft. Buch 4—7. **2. Aufl.** gr. 8⁰. br. ℳ 1,20.

Saalfeld, Dr. G. Alex, Griechisches Vocabularium, systematisch für die Schule bearbeitet. gr. 8. geh. ℳ 1,80.

Schneidewin, Dr. Max, Prof. **Homerisches Vocabularium,** sachlich geordnet. gr. 8⁰. br. ℳ 1,35.